This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Tana · Baringo · Nil

Mit Karl Peters zu Emin Pascha

von

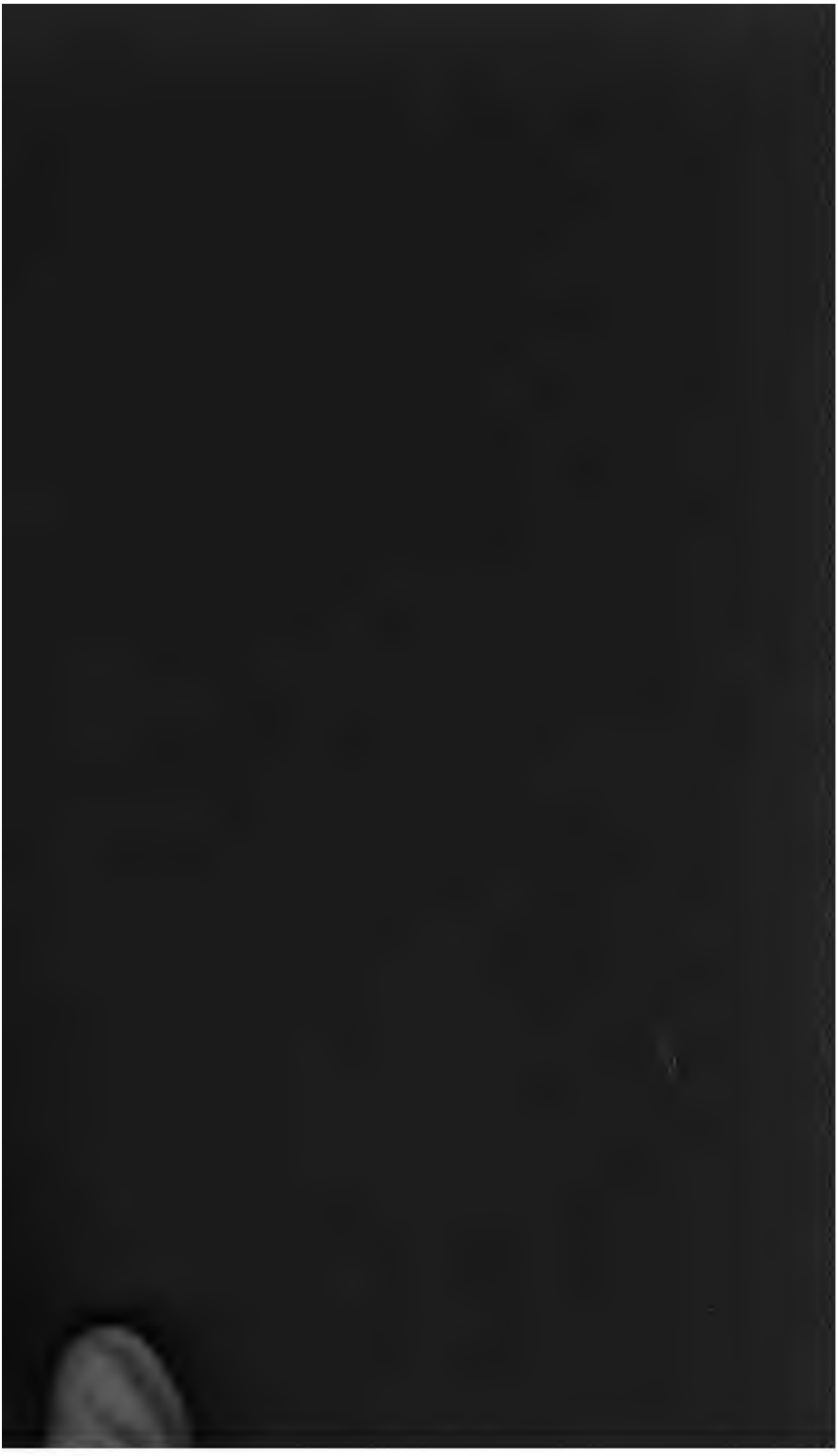
Adolf von Tiedemann

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin.

325 Afrika

Tiedemann, A. von,
Tana, Baringo, Nil. Mit
Karl Peters zu Emin Pascha. Berln.
1907. 240 blz. Or.ln.bd. 2,=

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919



Prof. Dr. H. P. BLOK
Willem de Zwijgerlaan 18

Den 27. Juni 1912. [illegible]

Prof. Dr. H. P. BLOK
Willem de Zwijgerlaan 18
OEGSTGEEST

Adolf von Tiedemann 1889.

Tana – Baringo – Nil

Mit Karl Peters zu Emin Pascha

Von

Adolf von Tiedemann
Major a. D., vormals im großen Generalstab.

Mit einem Porträt.

Volksausgabe.

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn
1907

Adolf von Tiedemann 1889.

Tana — Baringo — Nil

Mit Karl Peters zu Emin Pascha

Von

Adolf von Tiedemann
Major a. D., vormals im großen Generalstab.

Mit einem Porträt.

Volksausgabe.

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn
1907

Von demſelben Verfaſſer erſchien in gleichem Verlag:

Mit Lord Kitchener gegen den Mahdi. Erinnerungen eines preußiſchen Generalſtabsoffiziers an den engliſchen Sudanfeldzug.

P. BLOK
18

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Von Berlin nach Sanſibar	1
In Bagamoyo	9
In Lamu und im Sultanat Witu	13
Von Kweihobucht bis Engatana	52
In Engatana	65
Den Tana hinauf nach Obdobarurova	77
In Obdobarurova	93
Bis zum Kenia	100
Durch die Maſſai zum Baringoſee	128
Vom Baringo zum Nil	149
In Uganda und auf Seſſe	173
Über den Nyanza	193
Durch Uniamweſi und Ugogo nach Mpwapwa und zu Emin Paſcha	200
Zur Küſte	226

Vorwort zur 1. und 2. Auflage.

Die folgenden Blätter enthalten Auszüge aus dem Tagebuch, das ich während der deutschen Emin Pascha-Expedition geführt, und Briefe, die ich in die Heimat geschrieben habe. Meine Aufzeichnungen sind ausnahmslos Kinder des Augenblicks. Sie bezwecken nicht eine erschöpfende Darstellung des Verlaufs und der Ergebnisse jener Expedition, sie wollen nichts sein, als anspruchslose, unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten hingeworfene Federzeichnungen.

Stallupönen, im Juli 1891.

Adolf von Tiedemann.

Vorwort zur neuen Auflage.

In dem Beleidigungsprozeß des Kaiserlichen Reichskommissars a. D. Herrn Dr. Carl Peters gegen ein sozialdemokratisches Blatt, der sich kürzlich in München abspielte und mit der Verurteilung des Redakteurs endete, ist auch der Deutschen Emin Pascha-Expedition häufig Erwähnung getan worden.

Infolgedessen hat sich die Nachfrage nach dem vorliegenden Buch wesentlich gesteigert, ohne jedoch befriedigt werden zu können, denn die bisher erschienenen beiden Auflagen sind vergriffen.

Bis auf einen Anhang von lediglich ethnographischem Interesse, der weggelassen wurde, ist der Text unverändert geblieben; der Fortfall der Illustrationen wird umsoweniger als Mangel empfunden werden, als es hierdurch möglich geworden ist, das Buch um annähernd die Hälfte zu verbilligen.

Lübeck, Juli 1907.

A. v. T.

Tana — Baringo — Nil

Erstes Kapitel.

Von Berlin nach Sansibar.

Mittwoch, 20. Februar 1889.

Abfahrt von Berlin.

21. Februar.

In Frankfurt a. Main.

22. Februar.

Um $9^3/_4$ Uhr abends Abfahrt von Frankfurt nach Basel in Gesellschaft eines holländischen Schiffsarztes.

23. Februar.

Morgens früh Ankunft in Basel bei schauderhaftem Wetter, das sich aber bald aufklärt. Himmlische Partien am Vierwaldstädter See. In Göschenen Mittag gegessen. In Chiasso viel Schererei mit der Douane. Für 100 Zigaretten 5,35 Frcs. Zoll bezahlt, hilf Himmel! Meine Waffen werden erst durchgelassen, nachdem ich antwortete: „que je soie chez l'expédition allemande pour délivrer Emin Pascha et Signor Casati.“ Um $^1/_2$6 Ankunft in Mailand; ich bummele in der Stadt umher, besehe mir la cathédrale und esse gut und billig zu Abend. Um 9 Uhr geht's weiter über Bologna nach Brindisi. Bis Bologna ist das Coupé gestrichen voll, eine ungeheuer dicke Signora tritt mir unausgesetzt auf die Füße, tändelt in den Zwischenpausen mit einem kleinen Papagei, nimmt dankend ebenso wie ihr Gatte eine Zigarette von mir an und qualmt dann trotz einem Schornstein. Ich bin totmüde, schlafe, als das Coupé sich etwas geleert hat, sofort ein und erwache erst am

24. Februar

morgens um 7 Uhr. Ein Blick aus dem Fenster zeigt mir das adriatische Meer, dessen Wellen sich am gemauerten Eisenbahndamm brechen. Mit einem kleinen Italiener, der sehr liebenswürdig, sehr

bescheiden und ganz entsetzlich unsauber ist, schließe ich Freundschaft ebenso mit einem jungen schweizer Ehepaar, das sich auf der Hochzeitsreise nach Neapel befindet. Abends um 10 Uhr 40 Ankunft in Brindisi; Schwärme von fabelhaft unsauberen Jungens drängen sich an das Gepäck, lauter Galgenphysiognomien — erst als ich mit meinem Sonnenschirm dazwischenfahre, kriege ich etwas Luft. Ich lerne Herrn Janke kennen, einen Proviantmeister der Wissmannschen Schutztruppe, der nach Kairo fährt. Im Omnibus der P. & O. (Peninsular and Oriental) Kompagnie nach dem Schiff, das den Namen „Oriental" führt. Erneuter Angriff der Gepäckträger, erneute Anwendung des Sonnenschirms. Das Billet nach Aden kostet 38 Pfund = 760 Mk. = 950 Frcs. — hart aber gerecht! Das Schiff ist sehr luxuriös eingerichtet, die Kabinen relativ groß und luftig; ich habe die meinige mit Janke zu teilen. Nachdem ich einige Bissen gegessen, gehe ich auf Deck und bleibe dort bis zur Abfahrt des Schiffes gegen 3 Uhr. Dann zu Bett mit dem unangenehmen Gedanken, seekrank zu werden, denn die See fängt an, hoch zu gehen, und gegen Osten hin blitzt es ab und zu. Leb' wohl, Europa, wer weiß, ob wir uns wiedersehn.

25. Februar.

Erwache um 9 Uhr. Das Schiff stampft fürchterlich; mit Mühe komme ich in meine Kleider, zwinge mich zu einem Bissen Brod und einem Schluck Kaffee und eile auf Deck. Die See in wilder Aufregung, einzelne Wellen schlagen über Bord; ich nehme mir fest vor, nicht seekrank zu werden, und mein Wille bleibt Sieger trotz starker Anfechtungen. Zum luncheon esse ich viel und gut, ebenso zum dinner. Gegen abend prachtvolles Wetter, nach Norden hin sind die Inseln Cephalonia und Zante sichtbar. Nach dem dinner wird auf Deck allerhand Kurzweil getrieben, getanzt und gesungen; besonders eine kleine niedliche Engländerin, die mit Vornamen Anni heißt, wie ich bald ausbaldowerte, tut sich hervor. Um $^1/_2$11 gehe ich hinunter, schreibe mein Tagebuch und will jetzt schlafen. Good night, little Annie!

26. Februar.

Um 9 Uhr stehe ich auf und breakfaste dann mit dem allerbesten Appetit; die Seeluft verursacht einen wahrhaft beängstigenden Hunger. Wieder herrlichstes Wetter, tiefblau der Himmel, tiefblau die Flut, mild und würzig die Luft; Delphine treiben und tummeln sich in graziösen Sprüngen um den „Oriental" herum; nach Norden hin liegt die Insel Kreta, von der Sonne goldig bestrahlt. Sorgen habe

ich nicht, und ich gehe einer geheimnisvollen, ereignisreichen Zukunft entgegen; mein innigster Wunsch, fremde Länder und Völker zu sehen, ist auf dem Punkt, in Erfüllung zu gehen — was will ich mehr? Bin in sehr gehobener, unternehmender Stimmung und schlängele mich immer mehr an Miß Annie heran, die sich behaglich und graziös in einem Bombay chair ausgestreckt hat. Sie studiert ein elegant eingebundenes Buch, vermutlich einen sehr ergreifenden Liebesroman, denn ab und zu läßt sie Hand und Buch in den Schoß sinken, und ihre schönen blauen Augen schweifen mit schwärmerischem Ausdruck über die glitzernde See hinweg ins Weite. Auch über meine eigene Person, die in ihrer Nähe ganz in ihren Anblick versunken stand, flog ein Blick, der aber sofort viel von seinem innigen Ausdruck verlor, wie ich ohne Befriedigung konstatierte. Edel und bescheiden wie Walter, trat ich auf sie zu und begann dann mit den vielsagenden Worten: „Good morning, miss, fine weather to-day, isn't it?" eine lange Unterhaltung, die anfangs wegen teilweise mangelnder Sprachkenntnis nur stockend geführt wurde. Bald aber wurden wir lebhafter; es stellte sich heraus, daß sie mehrere Wochen in Deutschland gewesen war, um eine Rheinreise zu machen, und daß sie auch etwas Deutsch verstand. Es war nur sehr wenig, aber sie sprach es mit einem unglaublichen Akzent. Als ich ihr zum Schluß noch erzähle, ein in meiner Heimat vielgesungenes Lied beginne mit den Worten: „Annie, zu dir ist mein liebster Gang", da lacht sie sehr vergnügt, und wir scheiden als gute Freunde. Um 11 Uhr in die Koje.

27. Februar.

Wieder herrliches Wetter; nein, wie ist es schön! Während des dinners legen wir bei Port Said an, wo wir einige Stunden bleiben, um Kohlen einzunehmen. Janke, Marinearzt Dr. König (jetzt beim Hospital in Sansibar), mit dem ich im Laufe des Vormittags bekannt worden bin, und ich lassen uns ans Land rudern und befinden uns, wenigstens meine Wenigkeit, zum ersten Male auf afrikanischem Boden. Port Said macht auf den ersten Blick und besonders abends einen höchst interessanten, malerischen Eindruck; die Straßen bestehen aus einer fortlaufenden Reihe von Bazars, die mit grellfarbigen Laternen erleuchtet sind. Dazwischen Kneipen, cafés chantants usw. Wir gehen schließlich in das Eldorado, eine Art Operettentheater, und erfrischen uns dort an einem Glase Ginger-Ale. Dann gehts wieder an Bord; der elektrische Apparat des „Oriental" beleuchtet das Hospital — ein feenhafter Anblick! Ter Kuile, ein junger Holländer,

der nach Java fährt, und ich bleiben noch lange in etwas elegischer Stimmung zusammen. Um ½2 Uhr gehe ich zu Bett und kann lange nicht einschlafen, weil irgendwo ein Ankertau oder etwas Ähnliches schauderhaft knarrt und kreischt.

28. Februar.

Es wird merklich heißer, so daß ich meinen runden „knock about“ mit einer leichten Tuchmütze vertausche. Die Fahrt im Suezkanal ist überaus öde; zu beiden Seiten, so weit das Auge reicht, gelbe Wüste. An dem einen Ufer sehen wir eine ganze Anzahl Beduinen, die mit ihren Kameelen beschäftigt sind, die Dünen behufs Erweiterung des Kanals abzutragen. Um ½12 legen wir bei Ismaïlia an, einem kleinen Flecken mitten in der Wüste, aus der sich der Palast des Khedive mit seinem grünen Park angenehm hervorhebt. Ein kleiner Dampfer kommt längsseit, um die Passagiere aufzunehmen, die nach Kairo wollen, unter ihnen auch — leider — Miß Annie. Wir drücken uns tüchtig die Hand und wünschen uns alles Gute; das, was ich ihr am meisten wünschte, verschwieg ich allerdings — einen guten Mann nämlich. Während des lunch fährt das Schiff „Oroya“, von Australien kommend, langsam an uns vorbei. Man darf im Kanal höchstens 5 Knoten laufen, da sonst die Ränder abgespült werden; sonst machen wir 15 im Durchschnitt. Abends liegen wir dann noch 2 Stunden bei Suez fest; ein arabischer Zauberer kommt mit kleinen Krokodilen und allem möglichen sonstigen Getier an Bord und exekutiert unglaubliche Sachen.

1. März.

Wir sind im Roten Meer und fahren mit gewöhnlicher Geschwindigkeit; nach Westen sieht man ab und zu die afrikanische Küste. Mi Dr. König Pikett, Ecarté und ein anderes sehr ingeniöses Spiel mit wenig ästhetischem Namen gespielt, eine Art Skat à deux mit offenen Karten. Es ist sehr heiß, 25° R im Schatten; bei Tisch werden die Punkah (große am Plafond hängende Fächer) in Bewegung gesetzt. Abends Meeresleuchten.

2. März.

Es begegnet uns das Schiff „Bengal“ von der P. & O. Niederziehende Hitze.

3. März.

Ein steifer Südost steht uns gerade entgegen und kühlt angenehm ab, trotzdem immer noch 24° im Schatten. In den Sommermonaten muß das hier die Hölle auf Erden sein[1]). Um ½11 ist

[1]) Auf der Rückfahrt habe ich mich davon überzeugen können.

Gottesdienst im großen Salon, Lady D. spielt Harmonium; außerdem Parade der Schiffsmannschaft, die zu $^9/_{10}$ aus Indern und Negern besteht. Die Kerls sehen in ihren schneeweißen Sonntagsgewändern und leuchtenden Turbanen gar nicht übel aus. Westlich wird die Insel Djebel Teer sichtbar.

Gegen abend frischt der Wind auf und tobt augenblicklich mit recht achtbarer Heftigkeit; das Schiff schwankt aber nur wenig, da wir gerade gegenan fahren. Fliegende Fische sollen sich gezeigt haben.

4. März.

Um 3 Uhr nachmittags sollen wir in Aden ankommen, und ich muß mich endlich entschließen, zu packen, wobei mir Ter Kuile hilft. Bald erscheinen die grotesken und wilden Konturen der arabischen Küste; um 3 Uhr dampfen wir in den Hafen von Steamer Point; das eigentliche Aden liegt $^5/_4$ Meilen weiter landeinwärts. Dutzende von kleinen Somalijungen umkreisen in lächerlich winzigen Booten das Schiff und stürzen sich köpflings in die Tiefe, um die Münzen, die man auf ihr gellendes Geschrei („oho, oho, have a dive, oho!“) ins Wasser geworfen hat, heraus zu tauchen. Es müssen aber Silbermünzen sein, um Kupfer kümmern sich die Vagabunden nicht. Ein Boot des Hotel de l'Europe bringt mich ans Land; die Sonne brennt wie höllisches Feuer, und ich fühle mich etwas matt. Dicht bei der Landungsstelle kauern in 5 Reihen à 20 Mann die angeworbenen Somali der deutschen Emin Paschaexpedition, düstere malerische Gestalten, stolz in Haltung und Gebärde. Auch Kapitän Rust und Fricke sind da und gerade mit Aufrufen der Namen beschäftigt. Kapitänleutnant Rust war von Dr. Peters nach Aden geschickt, um dort in Gemeinschaft mit Herrn Fricke 100 Somali anzuwerben, die bei der Expedition als Soldaten verwendet werden sollten. Fricke, der sich in seinem abenteuerlichen Leben auch einige Jahre in Ägypten und im Sudan aufgehalten hatte, war der arabischen Sprache mächtig und diente als Dolmetscher. Ich stelle mich vor, gebe meine Papiere ab und gehe auf mein Zimmer, einen großen, leidlich kühlen Raum, den ich mit Dr. König zu teilen habe, der ebenfalls nach Sansibar fährt. Nachdem ich innerlich und äußerlich restauriert bin, mache ich beim deutschen Konsul Besuch und werde von ihm zum Abend eingeladen. Ich verlebe dort einige angenehme Stunden und wage sogar, mit seiner liebenswürdigen Gemahlin die Loreley zweistimmig zu singen. Schön war es, glaube ich, gerade nicht, aber der gute Wille jedenfalls hervorragend. In der Nacht mehrfach durch Ziegengeschrei und schreckliches Gebrüll Frickes gestört; wallahi (bei

Gott), der Kerl hat eine Stimme, gegen welche die des Ares nur ein schwaches Säuseln gewesen sein kann. Seit meiner Abreise aus Frankfurt schlafe ich zum erstenmal wieder in einem reellen Bett.

5. März.

Stehe früh auf und trinke Kaffee mit Dr. König und Kapitänleutnant Kapelle, der als I. Offizier an Bord S. M. Schiff „Leipzig" geht, die auf der Rhede von Bagamoyo liegen soll. Dann Spazierfahrt, malerischer Blick auf den Hafen. Gegen 12 Uhr treten die Somali in Schlachtordnung an und marschieren, Rust, Fricke und ich an der Spitze, vor das Haus des deutschen Konsuls, der mit seiner Frau herauskommt, um uns Lebewohl zu sagen. Darauf Abmarsch zum Hafen, glühende Hitze; der Sand brennt durch die Sohlen und macht das Gehen sehr unangenehm; die Neger laufen unbegreiflicherweise zum Teil barbeinig umher. Dicht bei der Abfahrtsstelle befindet sich eine kleine Menagerie des Herrn Menges: viele Affen, Straußen, Gazellen und Jagdleoparden. Per Schleppdampfer geht es an Bord der „Mecca" von der British India steam navigation company, die im Vergleich zum „Oriental" ein wahrer Äpfelkahn ist und auch sonst in jeder Beziehung viel zu wünschen übrig läßt. Von Deutschen sind außer mir an Bord: 1. Kapitänleutnant Kapelle, 2. Kapitänleutnant a. D. Rust, 3. Dr. König, 4. der bekannte Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, Hugo Zöller, 5. Fricke, 6. — last not least — ein Herr R. aus Frankfurt a. M. Die übrigen Passagiere sind indifferent, mit Ausnahme von Mr. Chanler, eines reichen, jungen Amerikaners, der irgendwo Elefanten und wilde Bestien morden will, im übrigen aber ein sehr friedfertiger und verkehrsamer Mann ist. Fricke macht abends einen schrecklichen Lärm.

6. März.

Um $^1/_2$7 Uhr stehe ich auf. Herr Zöller weiß famos zu erzählen, kennt die halbe Welt, Arabi Pascha, King Bell und Gott weiß wen alles. Rust, Fricke, Chanler gamblen abends regelmäßig Poker, ein amerikanisches Hazardspiel. Fliegende Fische zu Hunderten. Mehrfach die afrikanische Küste in Sicht.

7. März.

Fortwährend große Hitze, um $^1/_2$6 Uhr abends umschiffen wir Kap Guardafui, eine düstere, drohend in die See hineinragende Felsmasse. Abends wieder game und anregende Unterhaltung mit Kapitänleutnant Kapelle und Herrn Zöller.

8. März.

Entsetzliche Hitze. Ich habe etwas Kopfschmerzen, die durch den starken Seegang, der sich gegen Abend einstellt, nicht besser werden.

Fricke meint lachend, es würde wohl „Seemigräne“ sein; er irrt sich aber. Schon um $^1/_2$9 Uhr zur Koje.

9. März.

Bin wieder ganz munter und bleibe es trotz größter Hitze auch den ganzen Tag über. Gegen 10 Uhr abends ein Schiff, anscheinend Kriegsschiff, in Lee; wir brennen ein bengalisches Feuer ab, das Schiff antwortet elektrisch. Mehrfache unliebsame Auseinandersetzungen zwischen den Passagieren und dem Kapitän, einem groben, ungehobelten Burschen, der sich nicht mit Unrecht als den Repräsentanten „of english fashion“ betrachtet wissen will. Spät abends infolge starken Sektgenusses Gesang und Tanz, in welchem Herr Fricke stark brilliert.

10. März.

Das Frühstück ist wieder unter jeder Kritik. Im Laufe des Nachmittags kommt der Kapitän und beklagt sich, daß die Somali Kartoffeln gestohlen hätten, was sich bei näherer Untersuchung als unwahr erweist. Dagegen hat ein Somali dem Häuptling Dirii Chalili gegenüber die liebenswürdige Absicht laut werden lassen, ihm bei nächster Gelegenheit die Augen auszukratzen. Fricke schleppt den Übeltäter abseits und brüllt ihn eine halbe Stunde lang auf Arabisch an. Abends wieder muntere Unterhaltung.

11. März.

Um etwa 6 Uhr nachmittags passieren wir die Linie. Fricke legt mir nahe, zur Feier dieses Ereignisses eine Flasche Sekt zum besten zu geben. Nachdem ich eingewilligt, eilt er geschäftig wie eine Biene zu den anderen Gentlemen, die zum erstenmal die Linie passieren, um auch sie zu einem solchen Opfer im Interesse seines Sektdurstes zu überreden. Bei Tisch erscheinen denn auch mehrere staniolbehalste bottles; wir stoßen alle an, und auch der Repräsentant der english fashion erhält sein Teil. Leider hatte die Fröhlichkeit dieses Tages einen traurigen Abschluß. Um etwa 2 Uhr nachts, als ich schon fest schlief, hörte ich auf Deck einen schrecklichen Lärm; das Schnattern der farbigen Schiffsmannschaft vereinigte sich mit dem Getrappel mehrerer Dutzend Füße; dazwischen klangen Kommandorufe und der schrille Pfiff der Bootsmannspfeife. In der Meinung, daß unter den Somali Meuterei ausgebrochen sei, ergriff ich meinen Revolver und wollte gerade kampfbereit auf Deck stürzen, als ich in dem allgemeinen Tumult den Ruf hörte: „man over bord!“ Ein Negerweib war auf unbegreifliche Weise über die Reling gefallen, und trotz schleunigst ausgeworfener Rettungsboje und etwas langsamer ins Wasser gesetzten Bootes wurde das bedauernswerte Geschöpf nicht gerettet.

12. März.

Ein Tag des Ärgerniſſes. Wir legen im Außenhafen von Lamu an, um mit der Flut über die Barre zu kommen, als zwei Boote des dort ſtationierten engliſchen Kriegsſchiffes „Algerine“ unſerem Kapitän den ſtrikten Befehl ſeiner Kompagnie überbringen, weder Lamu noch Mombas anzulaufen. Infolgedeſſen endloſe Kontroverſen, da die Somali, die in Lamu untergebracht werden ſollten, nicht an Land können. Ruſt verlangt von dem Kapitän, daß er die Somali wenigſtens nach zwei Dhaus bringen ſolle, die in der Nähe vor Anker liegen; aber auch das wird nach einer Beſprechung mit dem engliſchen Marineoffizier rund abgeſchlagen. Ruſt wütet und läßt ſich vom Kapitän alles mögliche ſchriftlich beſcheinigen, droht der Kompagnie mit ungeheuerlichen Summen Schadenerſatz, bis endlich der Kapitän ihn ganz entſetzt anſtarrt: „Never I saw a man like you.“ Aber alles iſt vergeblich: nach kurzer Zeit dampft die „Mecca“ wieder auf hohe See, und die weiße Küſte von Lamu verſinkt hinter dem Horizont. Im Laufe des Nachmittags hält Fricke es für nötig, ſich einen Zahn ausziehen zu laſſen; er erträgt minutenlange Quälereien mit anerkennenswerter Ausdauer und kommt dann, eine Zigarette im Mund und ein verhältnismäßiges Quantum Brandy und Soda im Magen, wieder auf Deck. Abends noch lange Beſprechung des heutigen Vorfalles mit Ruſt und Herrn Zöller.

13. März.

Nachmittags laufen wir an der Inſel Pemba vorbei, die wie ein Märcheneiland aus 1001 Nacht aus der ſmaragdgrünen Flut hervorragt und von der balſamiſche Wohlgerüche herüberſtrömen; um $^1/_2$ 7 Uhr werfen wir Anker auf der Reede von Sanſibar. Es iſt ſchon faſt dunkel; von der Stadt iſt nicht mehr viel zu ſehen; das aber ſteht feſt: Sanſibar iſt von außen ebenſo anmutig und maleriſch, wie von innen eng, ſchmutzig und unangenehm. Während wir noch beim dinner ſitzen, kommt Leutnant Märcker, ein alter Bekannter von mir, an Bord; groß iſt unſer gegenſeitiges Erſtaunen. Er bringt mich in ſeiner Jolle ans Land und beſorgt mir Quartier in einem der Hotels, die alle ſehr primitiv ſind und von Ungeziefer, beſonders Kakerlaken oder cockroaches, wimmeln. Nahe bei meinem Zimmer liegt das Fort, ein altes portugieſiſches Bauwerk, und das eintönige Geſchrei der Wachtpoſten ſchallt zu mir herüber. Mir kommt manchmal das jetzige Leben wie ein Traum vor. Vor acht Wochen ſtand ich noch in Deutſch-Eylau auf dem Kaſernenhof und drillte Rekruten. Mit Märcker bummle ich noch etwas in der Stadt umher und gehe dann bald zu Bett. Mich ſoll wundern, was aus unſeren Somali wird.

Zweites Kapitel.

In Bagamoyo.

14. März.

Morgens um 6 Uhr werde ich durch die homerische Stimme Herrn Frickes geweckt, der mir mit der Lungenkraft von 10000 Männern von der Straße aus zubrüllt, daß ich an Bord kommen möchte. Erst frühstücke ich in aller Ruhe mit Herrn Zöller bei Märcker, der wie gewöhnlich die Liebenswürdigkeit in Person ist, lasse mir dann eine Menge Kleider anmessen und gehe an Bord. Bald erscheint Herr Fritz Bley[1]) und teilt uns mit, daß der Sultan Said Chalifa auf keinen Fall die Somali in die Stadt hereinlassen wolle, daß er aber bereit sei, uns einen seiner Dampfer, die „Barawa", Kapitän Elson, zur Verfügung zu stellen, um uns nach Bagamoyo zu befördern. Unter allen erdenklichen Schwierigkeiten wird der Transport der Leute auf die „Barawa" bewerkstelligt, die sofort aus dem Hafen dampft und dann vor Anker geht. Die Leute scheinen vor den Somali eine gewaltige Angst zu haben; mein Gott, ich finde die Kerls sehr harmlos und verständige mich mit einigen, die etwas Englisch radebrechen, ausgezeichnet. Besonders einer von ihnen, Hussein Fara, ein hübscher, fixer Kerl, gefällt mir ausnehmend gut.

15. März.

Wir dampfen gegen 6 Uhr auf Bagamoyo los, legen uns in der Nähe der „Leipzig" vor Anker und fahren an Land. Die Somali werden in einem großen Boot per Schleppkahn an Land befördert, wo uns die Herren des Forts, Herr von Eberstein an der Spitze, empfangen. Das Usagarahaus, gemeinhin Fort genannt, ist formidabel befestigt und hat mit seiner Besatzung, etwa zwanzig Gentlemen, einem Zuge Matrosen und etwa hundert ganz vorzüglich disziplinierten Askari (eingeborene Soldaten) bisher alle Angriffe Buschiris glänzend zurückgewiesen. Wir erhalten sechzehn Mausergewehre, mit denen wir uns, wenn dieser Herr Absichten auf uns haben sollte, unserer Haut wehren dürfen. Unterkunft finden wir in den Khanjeehäusern, zwei großen, viereckigen, steinernen Kästen, die von ihrem Besitzer verlassen, aber noch in leidlichem Zustande sind. Im übrigen ist ganz Bagamoyo ein Trümmerhaufen. Während der Nacht schlafen unsere sechzehn

[1]) Ursprünglich eins der weißen Mitglieder der Expedition, der aber vor dem eigentlichen Anfang aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückging.

Mausertriarier auf den platten Dächern der Khanjeehäuser, Fricke und ich lösen uns alle drei Stunden zur Wache ab. Die Nacht verläuft ruhig.

16. März.

Wir — Fricke, ich und die Somali — arbeiten aus Leibeskräften an der Befestigung unseres Domizils. Eine Mauer wird umgelegt und aus den Steinen, die mit vieler Mühe auf das Dach gebracht werden, eine Brustwehr geschaffen, die recht gut ausfällt. Alle unsere Arbeiten werden mißtrauisch von einem Affen beobachtet, der in den Trümmern eines nahe gelegenen Hauses logiert. Vom Fort erhalte ich schwarzes, weißes und rotes Tuch, aus dem ich höchsteigenhändig eine Flagge nähe — Kreuzstich oder Hexenstich nennt man diese Tätigkeit, wenn ich nicht irre —, um der Besatzung des Forts, das etwa 1000 m entfernt liegt, im Notfalle Signale geben zu können. Für die Nacht verständigt man sich mit Laternen. Ein Somali, derselbe, der schon an Bord aufsässig war, wird wegen ungebührlichen Benehmens in Eisen gelegt und sitzt jetzt unten im Wachlokal. Im übrigen benehmen sich die Leute musterhaft. Schlafe nur zwei Stunden.

17. März.

Fricke und ich essen abwechselnd im Fort; jeder Weg wird bewaffnet und unter Bedeckung zurückgelegt. Trinken tue ich nur Tee oder Kokosmilch mit etwas Kognak oder Rotwein, sehr angenehm. Dächer werden abgetragen, um freies Schußfeld zu schaffen, aus demselben Grunde auch einige Kokospalmen gefällt. In der Nacht — ich gehe mit Fricke in leichtester Bekleidung auf dem Dache spazieren — tritt plötzlich einer der Posten an mich heran und flüstert: „Sir, there is a light.“ Ich richte meinen Krimstecher — mein Vater hatte ihn mir am Tage der Abreise geschenkt — nach dem fraglichen Punkt und sehe in der Tat in einem etwa 150 Schritt entfernten Palmenwäldchen einige Gestalten umherhuschen. Ein leiser Ruf bringt die schlafenden Somali auf die Beine, und wir alle kauern dann hinter der Brustwehr nieder. In dem Augenblick, als ich Fricke das Glas reiche, kracht ein Schuß von den Palmen her; er gibt Feuer auf den Pulverblitz, und alle Somali ballern blindlings hinterher. Etwa 3 Minuten Pause — dann fallen aus einer Sandgrube in der Nähe einer dort gelegenen kleinen Moschee wieder einige Schüsse; ich hatte die Stelle im Auge behalten und zielte lange auf etwas, das einem weißgekleideten Menschen glich, dann gebe auch ich Feuer — Fricke und die 16 Getreuen a tempo hinterher.

Als ſich der Pulverdampf verzogen hatte, iſt nichts mehr zu hören und zu ſehen, und ſo bleibt es auch während des übrigen Teils der Nacht. Von uns hat keiner Schaden genommen, aber auch unſere vis-à-vis werden nicht gerade dezimiert ſein, denn Schießen bei Nacht iſt ziemlich harmlos, trotz des Vollmonds. Vom Fort kommt bald eine ſtarke Abteilung angerückt und meldet ſich durch ein Hornſignal. Sie waren in Erwartung eines kleinen Scharmützels herbeigeeilt und ziehen enttäuſcht wieder ab. Bis zum Morgen ſchlafe ich ruhig und feſt, ohne wieder von nächtlichen Strolchen inkommodiert zu werden. Im Laufe des Nachmittags kommt Herr Zöller von Sanſibar herüber.

18. März.

Es wird ſtramm weiter gearbeitet und eine Brücke zur Verbindung der Khanjeehäuſer über die Straße geſchlagen. Zur Nacht kommt Zöller aufs Dach, der ſich trotz allen Abmahnens nicht nehmen läßt, auch ſeine Wache zu tun. Ich bitte ihn, die erſte, von 10—1 Uhr, zu übernehmen, und bleibe mit ihm zuſammen wach. Es war eine der herrlichſten afrikaniſchen Nächte, die Temperatur annehmbar und die Luft köſtlich. Über uns das ſüdliche Kreuz, auf drei Seiten ſchlanke Palmen, die leiſe im Seewinde rauſchen, dazu das dumpfe, feierliche Brauſen der Brandung. Herr Zöller erzählt mir Epiſoden aus ſeinem tatenreichen, bewegten Leben — es iſt ſchade, daß man doch ſchließlich müde wird — ich hätte ſonſt mit Vergnügen eine 24-ſtündige Nacht auf dieſe Weiſe zugebracht. Ab und zu hören wir aus der Ferne das Gekläff von Hyänen oder wilden Hunden, ſonſt bleibt alles ruhig. Herr Fricke iſt heute den ganzen Tag nicht „zu Hauſe“ gekommen, hat ſich aber im Fort tüchtig die Naſe begoſſen.

19. März.

Ich fahre früh morgens an Bord der „Leipzig“, um dem Admiral Deinhardt meine Aufwartung zu machen.

20. März.

Wieder ſtramme Arbeit und Exerzieren, die Khanjeehäuſer ſind in eine Feſtung umgewandelt. Nachmittags kommt der berühmte Frère Oskar mit einigen Arabern von der franzöſiſchen Miſſion zu Beſuch. Wenn nur die gelbhäutigen Hallunken nicht irgendwelche Teufelei im Schilde führen. Eine Kuh, wahrſcheinlich Buſchiri weggelaufen, erſcheint auf der Bildfläche und wird von den Somali nach langer Jagd triumphierend eingebracht.

21. März.

Bringe die Kuh ins Fort, wo ſie ſofort geſchlachtet wird. Nachmittags kleiner Streifzug unter ſtarker Bedeckung. Abends Regen.

22. März.

Nichts Neues, Buschiri soll um Waffenstillstand gebeten haben. Wieder etwas Regen, Wetterleuchten und schwacher Donner.

23. März.

Mit Leutnant zur See Meyer auf Jagd, der verschiedene Vögel schießt. Wir treffen ab und zu auf menschliche Schädel, die noch von früheren Gefechten her herumliegen. Die „Leipzig" ist abgedampft, um Saadani zu bombardieren.

24. März.

Im Fort wird Herrn von Medems Geburtstag gefeiert; wir essen eine Hammelkeule, die er selber am Spieß gebraten hat, und die sehr schmackhaft ist. Abends bin ich zu Hause; Fricke benutzt meine Abwesenheit, um allerhand zu erzählen; er behauptet, ich schlüge die Somali; es sei ein Komplott im Gange, um mich zu ermorden, und Gott weiß was noch alles.

Die Herren scheinen ihm aber doch Glauben geschenkt zu haben, denn Herr v. E. begibt sich an Bord der „Leipzig", um den Admiral von meiner demnächstigen Ermordung in Kenntnis zu setzen.[1])

25. März.

Der Admiral scheint sehr besorgt um meinen köstlichen Heldenleib; er will mich, um mich der Rache der mißhandelten Somali zu entziehen, nach Sansibar bringen lassen. Das paßt mir sehr; die sozialen Verhältnisse in Bagamoyo sind nicht eben erquicklicher Natur; ich packe also leichten Herzens mein Bündel.

---

[1]) Herr Fricke scheidet übrigens von nun an aus den handelnden Personen aus; er spielte aber noch eine Zeitlang eine ziemlich bedeutende Rolle in Bagamoyo. — Dem wurde mit einem Schlage ein Ende gemacht, als Dr. Peters auf der Bildfläche erschien. Er entließ Fricke sofort des Dienstes, gab ihm Reisegeld als Zwischendeckpassagier nach Kapstadt, und so schwamm dieser Wackere denn einige Tage darauf wieder auf hoher See, neuen Abenteuern und Audienzen entgegen. Trotz aller seiner unqualifizierbaren Eigenschaften hatte ich doch ein gewisses tendre für ihn. Was die Sache betrifft, ich hätte die Somali geschlagen, so war das rein aus der Luft gegriffen. Ich habe niemals, weder bis dahin noch später, einen Somali angerührt. Später erzählte mir Hussein, die Somali wären allerdings unwillig gewesen, aber auf Fricke, da sie nicht von einem Menschen kommandiert sein wollten, der sich tagtäglich betränke — in ihren Augen ein Greuel.

Drittes Kapitel.

In Lamu und im Sultanat Witu.

26. März.

Um 4 Uhr morgens stehe ich auf, fahre an Bord der „Leipzig“ und dann mit der Dampfpinasse nach Sansibar. Bley und Rust sind etwas erstaunt über mein plötzliches Erscheinen. Ich wohne im Hause des Herrn Bley. Abends im Usagarahaus, wo eine ganz fidele Gesellschaft bei schlechtem Bier und leidlich gutem Klavierspiel vegetiert.

27. März.

Abends mit Märcker zum Konzert der Negerkapelle, die ihre eintönigen, seltsamen Weisen vor dem Sultanspalast zum besten gibt. Fast den ganzen Tag über strömender Regen, erst gegen Abend praktikables Wetter.

28. März.

Herr Bley bittet mich, ich möchte nach Lamu fahren, mich dort mit Herrn Töppen in Verbindung setzen und Träger anzuwerben versuchen. Zöller läd Rust und mich zum Mittagessen ein; er kommt direkt von Bagamoyo und ist bei der Zerstörung von Kondutschi zugegen gewesen.

29. März.

Morgens um 8 Uhr zur Parade. Schwerttanz der „viroboto“, der Irregulären des Sultans. Um 2 Uhr mit einem Dolmetscher an Bord der „Barawa“, die mich nach Lamu bringen soll. Herrliche Fahrt.

30. März.

Das Schiff ist sehr voll, da wir den Liwali von Malindi mit seinem Gefolge an Bord haben. Nachmittags Skat mit Kapitän Elson und Frau.

31. März.

Nihil novi.

1. April.

Morgens 7 Uhr Ankunft in Lamu. Der Leutnant von der „Algerine“ kommt wieder an Bord, um zu schnüffeln, erkennt mich aber nicht. Elson und ich fahren an Land und gehen zu Töppen, wo wir den Assessor Behrendt vom Konsulat in Sansibar und Herrn Gustav Denhardt antreffen. Die jahrelange Feindschaft zwischen Töppen und letzterem scheint durch Vermittelung Behrendts beigelegt.

Einladung seitens Töppens zum dinner, das abends um 6 Uhr eingenommen wird, und bei dem Behrendt auf den Fürsten Bismarck toastet. Schlafe schön auf Deck der „Barawa".

2. April.

Morgens mit Elson an Land, Besuch beim Liwali von Lamu, der uns mit Sherbêt und Kaffee regaliert. Abends dinner bei uns an Bord; ich liefere die letzten Flaschen Sekt meines aus Sansibar mitgebrachten Vorrats dazu.

3. April.

Um 2 Uhr an Land. Töppen lädt mich zu einer mehrtägigen Dhaupartie nach der Insel Patta ein. Herrliche Fahrt durch die Mandabay; spät abends kommen wir in Rasini an, wo wir in einem Töppen gehörigen Hause Quartier nehmen. Da ich kein Moskitonetz habe, werde ich von diesen Tierchen beinahe weggeschleppt. Schlafe nur zwei Stunden.

4. April.

Trotz schlechter Nachtruhe sehr frisch. Wir machen einen Besuch bei den Honoratioren, müssen überall süße Sachen essen und trinken und werden freudig aufgenommen, denn Herr Töppen, von den Eingeborenen wegen seines Elfenbeinhandels bana pembe (Herr Elfenbein) genannt, scheint sich allgemeiner Beliebtheit zu erfreuen. Nachmittags Ausflug nach dem Dorfe Tundra. Auf dem Wege dorthin schießen Behrendt und ich mehrere große Geier. Im Dorf großer Empfang, Schwerttanz der Männer, lauter kräftige, gut gewachsene Gestalten. Nach Rückkehr Bad in der See und nach dem Abendbrot Skat. Die Weiber bringen uns zu Ehren ein Ständchen mit Gesang und Tanz.

5. April.

Ausflug nach Siu, vergebliche Jagd auf Affen. Abends per Dhau zurück nach Lamu, wo wir am nächsten Morgen ankommen.

6. April.

Träger sind in Lamu selbst nicht zu beschaffen; Töppen glaubt, daß es ihm möglich sein würde, wo anders welche zu bekommen, ich möge aber da bleiben — gut, bleiben wir. In Lamu sind während unserer Abwesenheit Raufereien gewesen; zwei halbwüchsige Araber sind sich mit ihren haarscharfen Schwertern zu Leibe gegangen, und dem einen ist die rechte Hand glatt abgehauen. Die „Kilwa", ein anderer Sultansdampfer, läuft ein mit Peters und Rust an Bord, die nach der Benadirküste wollen. Herzliche Begrüßung. Peters ist mit

meinem Verweilen in Lamu einverstanden. Der Leutnant von der „Algerine“ kommt an Bord und schnüffelt. Bald darauf dampfen „Barawa“ und „Kilwa“, die eine nach Süden, die andere nach Norden ab, und ich quartiere mich bei Töppen ein. Abends Segelpartie mit diesem und mit Behrendt.

7. April.

Der hiesige Liwali macht Besuch. Abends reite ich auf Töppens Pferd spazieren. Zum Abendbrot Austern und dann endloser Skat.

Von jetzt ab bis auf weiteres lasse ich mein Tagebuch beiseite und entnehme meine Mitteilungen den Briefen, die ich in jenen Wochen an meine Eltern schrieb.

. . . . . „Die Tage in Lamu gleichen einer dem anderen. Gegen 7 Uhr morgens stehe ich auf, bade und frühstücke kräftig: Milch, sehr schönen Kaffee, Biskuit und kaltes Fleisch, Butter nicht genießbar, Brot mäßig. Dann zünde ich mir eine Zigarette an und besuche meinen kleinen Freund, einen sehr niedlichen Affen, der dankbar einige Datteln oder sonstige Leckerbissen in Empfang nimmt, sie dann mit ernster Miene abputzt und entweder gleich verzehrt oder zum späteren Gebrauch sorgsam in einer Ecke seines Käfigs verstaut. Bis zum Mittagessen (12 Uhr) halte ich mich in irgend einem kühlen Zimmer des schönen Töppenschen Hauses auf, lese ein bißchen in alten Gartenlauben und langweile mich viel. Nach dem Mittagessen, das vom schwarzen Koch Hamis sehr schmackhaft bereitet ist, rauche ich eine Zigarette und schlafe ein Stündchen. Um 1/25 Uhr fängt die Temperatur an erträglich zu werden; ein schwarzer Pferdeknecht, der auf den ominösen Namen Buschiri lauscht, sattelt den kleinen arabischen Hengst, und dann reite ich spazieren, gewöhnlich längs des Strandes, der bei Ebbe mit allen möglichen Muscheln, Krabben und Quallen bedeckt ist. Gegen 6 Uhr geht die Sonne unter, dann muß ich eilen, nach Hause zu kommen, denn in einer halben Stunde ist es stockfinster. Um 7 Uhr essen wir Abendbrot, wieder recht gut, und steigen dann aufs Dach, das wie bei allen Häusern in arabischem Stil platt ist. So schön, wie der südliche Sternhimmel nach manchen Beschreibungen sein soll, kann ich ihn nicht finden; das südliche Kreuz hat ja drei schöne Sterne, aber der vierte ist doch bedeutend minderwertig und steht außerdem nicht ganz auf seinem Platz. Auch den Orion sieht man und später den Himmelswagen im großen Bären. Gegen 11 Uhr geht man zu Bett.

Vorigen Dienstag, als ich den Vormittag in der eben beschriebenen Weise hinbrachte, hörte ich vor unserer Tür die wilden, kreischenden

und brüllenden Töne des Kriegshornes, dessen sich die Eingeborenen vom Festlande bedienen; gleich darauf wurden mehrere Flinten mit schwerer Pulverladung abgefeuert. Ich erblickte aus dem Fenster etwa ein Dutzend wilder Kerle, bis an die Zähne bewaffnet und immer wieder ihre bis zum Platzen geladenen Perkussionskarabiner abfeuernd. Es war eine Gesandtschaft von Futula bin Bana Hero Somali, einem der mächtigsten und gefürchtetsten Häuptlinge des Hinterlandes. Er ließ Herrn Töppen dringend einladen, zu ihm zu kommen, um Elfenbein zu kaufen. Herr Töppen beschloß noch an demselben Tage aufzubrechen und fragte mich, ob ich mitkommen wolle, was ich mit Freuden bejahte. Die schwarze Gesandtschaft bekam eine Ziege und einen Sack Reis geschenkt, bald flammte ein mächtiges Feuer, und Ziege und Reis verschwanden in unglaublich kurzer Zeit zwischen den herrlichen Zähnen unserer Gäste.

Die „Residenz" Futulas, Starani, liegt eine Tagereise nordwestlich von Mkonumbi, einem Dorf an der Küste. Dichte Urwälder umgeben sie, und Futula beherrscht von dort (fast uneinnehmbar) fünf große andere Dörfer und eine weite Strecke Land. Er ist vollständig unabhängig, bezahlt keinem Menschen Tribut, kann gegen 1000 gut bewaffnete Krieger aufstellen und genießt den Ruf großer Gerechtigkeit und Weisheit. In Starani sind, trotz der Nähe der Küste, erst zwei Weiße gewesen, der eine ist Herr Töppen, der andere bin ich.

Um 4 Uhr nachmittags gingen wir an Bord einer Töppenschen Dhau; die Gesandtschaft, zum Abschied fortwährend blasend und schießend, wurde ebendort untergebracht, und fort ging die Reise. Wir kamen an verschiedenen Negerdörfern vorbei, die zum Teil sehr malerisch aus dem Grün der mit Mangrove bewachsenen Ufer hervorlugten; besonders Matundoni und Kipungani machten einen sehr freundlichen Eindruck. Jedes Dorf bot unserer Schiffsgesellschaft einen willkommenen Anlaß, die Stärke unserer Nerven und Trommelfelle auf die Probe zu stellen. Massen von Silberreihern und großen Wasservögeln wurden durch den Höllenlärm aufgeschreckt; auch der große, abenteuerliche Kopf eines Kiboko (Flußpferd) erschien schnaubend und blasend über dem Wasser, versank und kam wieder zum Vorschein. Herr Töppen bat mich, nicht zu schießen, da keine Elefantenbüchse zur Stelle war und eine Kugel aus einem minder schweren Gewehr das Tier nur gereizt und wild gemacht hätte.

Nach zwölfstündiger, zuletzt wegen Windstille und niedrigem Wasser sehr langsamer Fahrt, langten wir in Mkonumbi an und wurden von einem Freund von Töppen, einem alten, weißbärtigen

Suaheli, Sultan bin Ali, mit der bekannten orientaliſchen Gaſtfreundſchaft empfangen. Er ſelber wuſch und trocknete uns die Füße, bereitete uns gute Lagerſtätten und bat uns zu ſchlafen, da wir gewiß müde ſeien. Der Mann hatte Recht, und erſt gegen 8 Uhr wachten wir auf, badeten und machten, von großem Gefolge begleitet, einen Gang durch das Dorf. Die Futulaleute waren nach kurzer Raſt aufgebrochen, um uns bei ihrem Herrn anzumelden. Zum Mittag wurde wieder eine Ziege geſchlachtet. Um 4 Uhr nachmittags marſchierten wir ab, begleitet von den Segenswünſchen unſeres Gaſtfreundes. Die Wege ſind ſo ſchmal, daß einer immer hinter dem andern gehen muß, zuerſt Herr Töppen, dann ich, dann unſere Boys mit den Gewehren und Patronen und ſchließlich einige Askari. Das Land war während der erſten zwei Stunden ſehr öde, die Vegetation infolge Mangels an Regen ſehr dürftig und verbrannt, der Boden leicht und ſchlecht. Um $^1/_2$7 Uhr kamen wir an ein kleines Dorf namens Kumbi, das hauptſächlich von Ackerſklaven bewohnt wird.

Ein Töppen befreundeter Suaheli bot uns Quartier an, indem er bemerkte, es ſei jetzt ſehr gefährlich, bei Nacht nach Starani zu marſchieren, der vielen Löwen wegen. Wir beſchloſſen, innerhalb der Dorfumzäunung, aber nicht in ſeiner Hütte, zu übernachten; letztere war nämlich gar zu eng und heiß und dumpfig. Wir ſuchten uns einen Platz aus, der frei von Ameiſen war, machten ein großes Feuer und wurden bald durch die Geſchicklichkeit Sudis, des Kochs, mit geröſteten Ziegenrippchen und gebratenem Huhn verſehen. Dann kamen Kaffee und Zigaretten; wir hüllten uns gegen den ſtarken Tau in unſere Decken, ſtreckten uns bequem aus und erzählten uns allerlei — von der Heimat natürlich. Der Mond ging auf; rieſige Käfer und Nachtfalter ſchwirrten um das Feuer; vom Dorfe her hörte man die dumpfen Töne der Trommel, mit der die Neger ihre einförmigen Weiſen begleiten. Bald ſchliefen wir ein und ſtanden um 3 Uhr auf, um weiter zu marſchieren.

Das Gelände, durch welches wir nun kamen, war prachtvoll. Soweit das Auge reichte, üppiger Graswuchs, reichlich beſtanden mit kleinen undurchdringlichen Baumgruppen (Affenbrotbäumen, eiſenharten Ebenholzbäumen, herrlich geformten Palmen), hier und da eine große grellbunte Blume, — denke dir einen rieſengroßen, total verwilderten botaniſchen Garten, und du haſt ungefähr ein Bild des Landſtrichs. Der Weg ſchlängelte ſich in vielen Windungen durch Baumgruppen und mannshohes Gras; ohne den taghellen Mondſchein hätten wir uns nicht zurechtfinden können. Beim Paſſieren

einer stockfinsteren Waldparzelle sprangen vor uns ein paar Kerls auf, die dort genächtigt hatten; es waren Wagalla, mit Spieß und Schild bewaffnet und wahrscheinlich auf einem Raubzug begriffen; sie machten sich sofort aus dem Staube.

Gegen 6 Uhr ging nach kurzer Dämmerung die Sonne auf, und die gefiederten Baumbewohner erwachten, zum Teil mit prachtvollem Federkleid angetan. Ich schoß mehrere, von denen ich die Flügel mitsende. Auch eine Affenherde turnte in respektvoller Entfernung neben uns her; sobald wir aber näher kamen, verschwanden sie mit großem Gekreisch. Von Löwen und Leoparden sahen wir nichts, außer einigen Fährten; auch brüllen habe ich sie nicht gehört; aber was nicht ist, kann noch werden.

Gegen $^1/_2$7 Uhr bekamen wir Starani in Sicht, und bald erschien auch Futula an der Spitze von etwa 100 Kriegern, die mit Hörnern und Flintenschüssen einen unbeschreiblichen Lärm machten. Futula ist kaum mittlerer Größe, aber breit; seine Arme, Beine und Brust verraten herkulische Stärke. Er ist fast schwarz und der schönste Neger, den ich bisher gesehen habe: eine hohe, intelligente Stirn, große flammende Augen, eine feine, leicht gekrümmte Nase, ein großer wohlgebildeter Mund voll der herrlichsten Zähne, runde anmutige Kopfform und kurzgeschnittenes wolliges Haar. Mit stolzem und doch liebenswürdigem Lächeln reichte er uns die Hand (Herr Töppen hatte mir schon erzählt, daß er einem die Hand mit Bärenkraft zusammendrücke, ich bezahlte mit gleicher Münze) und forderte uns auf, so lange als möglich zu bleiben. Er spricht langsam und mit einer angenehmen Baßstimme und geht in kerzengerader Haltung mit etwas zurückgeneigtem Kopf; alle seine Bewegungen verraten Ruhe, Selbstbeherrschung und unbändigen Stolz. Auch sein Anzug war geschmackvoll; als Unterkleid ein rotes malerisch drapiertes Tuch und darüber, hinten die Erde schleifend, ein schneeweißer, mantelartiger Überwurf; auf dem Kopfe eine kleine weiße Mütze. In der linken Hand trug er sein Schwert, eine prachtvolle Klinge in reichverzierter Scheide, haarscharf, kein Rasiermesser kann schärfer sein. Er hat in einer Schlacht, die er den Wagalla einmal lieferte, einen Gegner von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte mit einem einzigen Hieb auseinander gehauen; so hat er uns wenigstens selber erzählt! Seine Begleiter waren lauter stämmige, gefährlich aussehende Burschen, zum Teil von fast riesenmäßiger Größe und tadellos gewachsen. Sie trugen Schwert, Flinte und Dolch, einige auch Bogen und Köcher mit vergifteten Pfeilen. Die ganze Gesellschaft umringte uns mit freudigem Geschrei, schüttelte

uns die Hände und feuerte fortwährend die Flinten ab. Ein alter freundlicher Mann nahm mich bei der Hand und führte mich hinter Töppen und Futula, die nebeneinander vorangingen, ins Dorf, das mit einem Graben und einer undurchdringlichen, etwa 12 Fuß hohen Hecke umgeben ist. Eins von Futulas Häusern oder Lehmhütten war für uns zurecht gemacht, selbst ein primitives Badezimmer fehlte nicht. Wir benutzten es mit vielem Behagen, kleideten uns um und setzten uns dann auf die Barasa, eine Art Veranda, die durch das weitüberhängende Dach aus Palmblättern gegen die Sonne geschützt ist. Im Dorfe waren sämtliche Leute auf den Beinen, fortwährend krachten die Flinten, und vor unserem Hause stand eine dichtgedrängte Menge, die unaufhörlich schrie und schnatterte. Futula machte sich rar; er blieb in seiner Hütte, wahrscheinlich um uns Ruhe zu gönnen, schickte uns aber ein junges, fettes Rind, das augenblicklich von unserm Koch geschlachtet wurde.

Gegen 4 Uhr, nachdem die Höhe sich etwas gelegt, kam ein Bote Futulas, um uns und unsere Leute zum Mittagsmahle abzuholen. Töppen und ich hatten schon vorher tüchtig Beefsteak und Rührei gegessen, denn es ist nicht gerade verlockend, sich den Magen auf arabische Art zu füllen. Futula saß mit untergeschlagenen Beinen auf einer Kitanda (Bettstelle), die mit schön geflochtenen Matten und bunten Decken belegt war. Vor ihm auf der Erde stand eine riesige Schüssel mit Reis und eine andere mit gebratenem Geflügel. Er forderte uns auf, sich neben ihn zu setzen, und sagte uns, wir ihm viele Schmeicheleien, Töppen dolmetschte. Unsere Leute kauerten rings um die Schüssel, mehrere Töpfe mit geschmolzener Butter wurden in den Reis geschüttet, und dann gab der Hausherr in tiefem Baß das Zeichen mit den Worten: „bism 'illah allah rachmâm rachim!“ (Im Namen Gottes des Allmächtigen.) Alle rechten Hände — mit der linken zu essen gilt für unpassend — fuhren in den Reis, kneteten und wühlten geschäftig darin herum, um die Butter zu verteilen und wurden dann gefüllt zum Munde geführt. Töppen und ich aßen anstandshalber auch einige Körner, es schmeckte gar nicht übel. Futula hielt nicht mit, er lebt bloß von Milch und Rindfleisch; seine Stelle wurde von einem jüngeren Bruder, einem vierzehn- bis fünfzehnjährigen schlank gewachsenen Jüngling, ausgefüllt. In sehr kurzer Zeit waren Reis und Fleisch verschwunden, und eine andere Portion erschien auf der Bildfläche. Zwischendurch wurden Gläser mit Sherbêt herumgereicht, einem zuckersüßen, parfümierten Getränk. Nachdem auch die zweite Portion vertilgt, wurde Wasser über die Hände gegossen, und nun begann der am wenigsten

anmutige Teil eines Gastmahls in arabischer Manier. Nach den Regeln der Höflichkeit hält nämlich jeder Gast sich für verpflichtet, durch möglichst häufige Naturlaute dem Gastgeber zu garantieren, daß es ihm herrlich geschmeckt hat, und daß er vollständig gesättigt ist. Hinter jedem dieser Töne folgt dann ein ehrenhaftes „châmdul 'illah“ (Gott sei gedankt!), was einen überwältigenden Eindruck macht. Nach dem Essen erschien die Wasserpfeife, ging von Mund zu Mund, und damit hatte das Diner ein Ende.

Dumpfe Trommelschläge und der unheimliche infernalische Ton der Kriegshörner waren draußen zu hören und zeigten den Beginn des Schwerttanzes an. Wir traten auf die Barasa, setzten uns nieder und genossen mit großem Interesse das Schauspiel eines Suaheli-Schwerttanzes. In einem weiten Halbkreis stehen die Krieger, dumpf und eintönig singend, in der rechten Hand das gehobene Schwert, in der linken den winzigen runden Schild aus Rhinozeroshaut, der höchstens die Größe eines Suppentellers hat, mit dem sie aber trotzdem fast alle Hiebe parieren, selbst kunstvolle Finten. Einer tritt aus der Reihe, springt in wilden und doch graziösen Sätzen einmal um den Platz und führt im Vorbeispringen nach einem anderen einen Hieb, ihn dadurch zum Zweikampf herausfordernd. Nun beginnt eine Art Säbelfechten, wie man es kunstvoller nicht sehen kann. Die haarscharfen, geschmeidigen Klingen zischen und pfeifen wie Schlangen; der eine springt über einen Hieb, den der Gegner führt, weg, haut von oben nach dem Kopf des anderen, liegt gleich darauf vor ihm auf einem Knie, die Schildhand zur Deckung über den Kopf gehoben, und weicht durch einen mächtigen Satz, wie von einer Feder geschnellt, einem gefährlichen Hieb nach seitwärts oder rückwärts aus. Manchmal fängt die Sache an, ernst zu werden, dann springt sofort ein Dritter dazwischen und trennt die beiden Kampfhähne; die Kerls sind aber in der Führung der Waffen so geschickt, daß bei den Spielen nur höchst selten eine Verwundung vorkommt. Am geschicktesten war der Lieblingssklave Futulas, ein etwa fünfzehnjähriger ganz famoser Junge, leicht wie eine Gazelle und gewandt wie ein Panther. Futula erzählte uns, daß er selbst ihn eingepaukt habe, daß der Junge zuerst viel Prügel bekommen (die Anfänger fechten mit Rohrstöcken), daß er jetzt aber die Sache verstehe und ihm viel Freude mache. Er begleitet auf Kriegszügen Futula als Waffenträger. Der Häuptling beteiligte sich nicht am Tanz — das ist unter seiner Würde —; die langen Narben an Brust, Armen und Schenkeln aber beweisen, daß er im Ernstfall nicht zurückbleibt. Bei Sonnenuntergang hörte die Geschichte

auf; wir empfahlen uns Futula und gingen nach unserer Hütte zurück, wo uns Sudi mit Abendbrot erwartete. Nachdem wir unser Nachtkostüm angelegt (ein langes, bis auf die Füße reichendes Hemd, Sandalen und ein weißes Käppchen), setzten wir uns vor die Tür. Bald erschien auch Futula, um Gegenbesuch zu machen, ließ sich zwischen uns nieder und bat, ihm von Ulaya zu erzählen, besonders von Ulaya dutshi (Deutschland). Das taten wir denn auch; besonders die Schilderung, die ihm Töppen von unserer Armee machte, interessierte ihn sehr, und er wurde nicht müde, nach allem möglichen zu fragen.

Es mochte gegen 9 Uhr sein, als sich an dem einen Ende des Dorfes ein furchtbarer Lärm entwickelte. Mehrere Pauken und eine alte Petroleumkanne wurden mit großem Eifer bearbeitet; dazu hörte man die Stimmen von vielen Weibern und Kindern in gellenden Tönen. Futula sagte uns auf unsere Frage, es sei ein Tanz, den die Urbewohner des Landes, die Waboni, veranstalteten.

Hier muß ich einschalten, daß die Wa[1]-suaheli keine eigentlichen Neger, sondern ein arabischer Stamm sind, der vor mehreren hundert Jahren eingewandert ist und die eingeborenen Küstenstämme unterjocht hat. Ihre Sprache (Ki-suaheli) ist aber nicht arabisch, sondern die der Ureinwohner. Die Wa-suaheli sind kräftige und kriegerische Leute, in größeren Städten allerdings häufig verweichlicht und degeneriert; ihre Farbe durchläuft alle Töne zwischen Lehmgelb und fast Schwarz. Man findet häufig Wa-suaheli, die weit über Mittelgröße sind; im allgemeinen sind sie schlank gewachsen, mit langen schmalen Händen und kleinen Füßen. Futula ist kein M-suaheli, sondern ein Somali; er gehört also jenem Volksstamme an, der weitaus den größten Teil der ostafrikanischen Küste zwischen Lamu und dem Cap Guardafui beherrscht und wegen seiner Raubzüge ins Innere ungemein gefürchtet ist. Die tapfersten Stämme sollen unter den Massai[2]) zu finden sein, die zwischen dem Kilimandscharo und dem Kenia sitzen; sie sind zugleich die schönsten und stärksten, zum Teil 6 Fuß hoch und mehr. Im Geruch ungeheurer Stärke stehen die Wa-pokomo, die am Tanafluß sitzen; schon v. d. Decken tut ihrer deshalb Erwähnung. Man

---

[1]) Das Prefix „Wa" bedeutet eine Mehrzahl von Leuten, „M" ein einzelnes Individuum, „Ki" Sprache, Sitten, Gebräuche usw., „U" das Land. Also ein Mnyamwesi gehört zum Stamme der Wa-nyamwesi, lebt in U-nyamwesi und spricht Ki-nyamwesi.

[2]) Ich habe mich später zur Genüge von der Richtigkeit überzeugen können.

sagt, daß sie einen Ochsen mit einem Faustthieb niederschlagen können.[1]) Das hört sich ganz unglaublich an, mag auch wohl stark übertrieben sein, aber etwas Wahres ist jedenfalls daran. Im allgemeinen ist, glaube ich, der kräftige Europäer dem Schwarzen überlegen; man sieht aber häufig genug geradezu herkulische Formen, besonders bei den Sklaven aus dem Innern. Ich begreife, daß Nachtigal, wie er häufig geäußert haben soll, die Farbe der Neger viel schöner wie die der Europäer gefunden hat, denn wenn man hauptsächlich bronzefarbige oder ebenholzschwarze Gesichter um sich sieht, und zwar jahrelang, so muß man naturgemäß jeden Weißen blaß und elend aussehend finden. — Doch zurück zu Futula!

Wir gingen zusammen zu dem Platze, von welchem der Lärm herkam. In einem großen Kreise, der von zahlreichen Zuschauern gebildet wurde, sprangen mehrere nackte Gestalten wie wahnsinnig herum mit verdrehten Augen, Schaum vor dem Munde, in den Händen Büffelschwänze. Man erzählte uns, daß diese Leute vom Teufel besessen seien, und daß der böse Geist ihnen keine Ruhe lasse. Sie tanzen so lange, bis sie zu Boden fallen: dann hört die „Musik" auf, man bringt ihnen Wasser, sie erheben sich und beginnen dann mit demselben wahnsinnigen Eifer die zweite Tour.

Am nächsten Morgen standen wir früh auf, um im Walde ein wenig herumzupirschen; wir schossen wieder eine Menge seltsamer und bunter Vögel, und mir gelang es endlich, einen Affen zur Strecke zu bringen. Wie hoch oder vielmehr wie niedrig diese Tiere hier im Preise stehen, beweist die Tatsache, daß mir einer der Dorfbewohner ein fast zahmes Affenpärchen für eine Rupie (zirka 1,50 Mk.) zum Kauf anbot, und als ich mit ihm handelte, noch einen Käfig aus geflochtenem Bast zugab. In Mkonumbi wurde mir ein sehr hübscher Hundsaffe für 4 Pesa (etwa 8 Pfg.) angeboten.

Abend war wieder Gastmahl und Schwerttanz, und da Töppen und Futula ihre Elfenbeingeschäfte erledigt hatten, beschlossen wir, am nächsten Morgen um 3 Uhr aufzubrechen. Wir nahmen freundlichsten Abschied von der Dorfbewohnerschaft und ihrem Häuptling, forderten alle auf, uns in Lamu zu besuchen, dankten für die genossene Gastfreundschaft und schliefen noch ein paar Stunden. Um 3 Uhr marschierten wir ab und kamen nach sechsstündigem ununterbrochenen Gewaltmarsch todmüde wieder in Mkonumbi an.

---

[1]) Dies ist übrigens auch bei den Zulu der Fall, wie ich später von einem Augenzeugen hörte.

Unſer Beſuch in Starani ſollte noch ein kleines Nachſpiel haben. Zwei Tage nach unſerer Rückkehr erſchien abermals eine Geſandtſchaft von dort; auch Futulas Schildträger Rufu war dabei. Futula hatte bei einem ſeiner Sklaven, welche das verkaufte Elfenbein für uns nach Mkonumbi getragen hatten, ein hübſches Lendentuch bemerkt, welches der Mann früher nicht gehabt hatte, und von dem er auf Befragen behauptete, es von einem unſerer Boys geſchenkt erhalten zu haben. Futula ſchickte das Tuch zurück und ließ fragen, ob es vielleicht geſtohlen ſei. Dieſe Annahme erwies ſich nach den angeſtellten Erkundigungen als zutreffend. Gnade Gott dem armen Diebsteufel; ich möchte die Prügel nicht haben, die ihm Futula aufmeſſen laſſen wird!

Was die Ausſichten für unſere Expedition anbetrifft, ſo ſind dieſe für die nächſten Wochen ziemlich troſtlos, wie ich fürchte. Die Engländer legen uns unendliche Schwierigkeiten in den Weg, und von deutſcher maßgebender Seite geſchieht nichts zu unſerer Unterſtützung. Ich bin hier in Lamu vollſtändig abgeſchnitten; die Engländer ſtoppen jedes Schiff, welches in den Hafen will, ſie nehmen keine deutſchen Briefe und bringen auch keine, gerade als ob Krieg herrſche zwiſchen den beiden Nationen. Jetzt haben die Engländer auch noch den Befehl erlaſſen, daß jeder, der in Mombas an Land will, einen Paß vom engliſchen Generalkonſul in Sanſibar haben muß. Der Mann, von dem ich ſicher Träger zu bekommen hoffe, Salim bin Hamis, wohnt eine Tagereiſe weſtlich von Mombas in Takaungu; der Weg zu ihm iſt mir jetzt abgeſchnitten, denn mir wird wohl niemand einen Paß geben. Nun, per aspera ad Wadelai! Peters iſt gerade der richtige Mann für unſere Expedition, er hat ſehr viel Anſehn hier draußen, obgleich auch hier von einigen „Erleuchteten“ nicht minder geſchimpft wird, wie daheim in Deutſchand; ich glaube aber, er ſchlägt doch allen noch ein Schnippchen, und mein Vertrauen zu ihm ſteht felſenfeſt.

Donnerstag, 25. April.

Guten Morgen! Geſtern abend hatten wir einen kurzen, wolkenbruchartigen Regenſchauer, und die ganze Natur atmete auf; heute ſteht wieder die „lächelnde“ Sonne ſtrahlend an einem Himmel, der von der Hitze die Farbe weißglühenden Metalls angenommen hat, und ſendet erbarmungslos aus dem Zenit herab ihre ſengenden Glutpfeile. Im allgemeinen vertrage ich die Hitze gut, das tut der Neuling ſehr häufig, merkwürdigerweiſe. Herr Töppen, der ſiebenjährige Afrikaner, leidet mehr unter der Temperatur als ich. Sehr viel Europäer ſind

mit dem „roten Hund“ behaftet, einer Art Hitzausschlag, der sich in Hunderten von kleinen Bläschen zeigt und furchtbar juckt und brennt. Ich habe den „Baubau“ nur etwas an den Armen, und er ist nicht schlimm. Ein anderes Übel, unter dem der Weiße häufig leidet, sind die sogenanten Mangobeulen, welche ihren Namen daher haben, daß sie sich am häufigsten zur Zeit der Reife der Mangofrüchte einstellen; vom Genuß letzterer rühren sie aber nicht her.

Von dem, was Wissmann bis jetzt erreicht oder unternommen, vom augenblicklichen Stande unserer Aussichten, sowie von allen anderen Dingen, die sich draußen ereignen, habe ich keine Ahnung; es dringen nicht einmal Gerüchte in unsere Einsamkeit; Denhardt, Töppen und ich spielen häufig Skat; Bier und Wein haben wir genug, Tabak gibt's beim Inder in der Stadt; man lebt also schlecht und recht.

Freitag.

Subheri! Dies ist der arabische Gruß, um einen guten Tag zu wünschen, im Ki-suhaeli lautet er yambo. Sitzt derjenige, der einem diese Worte zuruft, vor der Tür seines Hauses, so fügt er unweigerlich hinzu: karibu — tritt näher, und man selber antwortet mit starehe — laß dich nicht stören. Jetzt beginnt bald der Ramadhân, der Fastenmonat, in dem bei Tage kein Essen angerührt werden darf, und vor dem alle Moslemin daher einen gewissen Schauder haben. Vor dem Beginn des Ramadhân versüßen sie sich das Leben noch einmal durch alle möglichen Schmausereien und Festlichkeiten.

Heute morgen ging ein Brief ab an Salim bin Hamis, den Trägerlieferanten in Takaungu. Ein derartiges Schreiben wird einem erprobten Mann übergeben, und dann gehen noch ein paar schwerbewaffnete Hopliten als Bedeckung mit.

Es scheint so, als ob die Regenzeit sich einstellen wollte; gestern abend hatten wir wieder einen heftigen Schauer, heute strahlt allerdings wieder die „lächelnde“ usw. (siehe vorstehend), aber der Horizont ist tiefschwarz, und die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert. Du mußt dir nun die Regenzeit nicht vorstellen, als ob es ununterbrochen wie mit Mollen gösse; es regnet gewöhnlich in dieser Zeit jeden Tag ein- oder mehrere Male ganz gehörig, aber der übrige Teil des Tages ist schön. Häufig schlägt der Regen auch einen Tag über, dann regnet es einmal wieder 48 Stunden hindurch immerzu, es ist ganz verschieden. Die Regenzeit im Innern ist, glaube ich, sehr viel intensiver, denn man hört ja, daß Reisende tagelang bis an die Brust im Wasser marschiert sind. Ganz ohne Feuchtigkeit bleibt die durstende

Natur aber auch in den trockenen Monaten nicht, denn der Nachttau fällt so stark, daß man nach einem Nachtlager im Freien ohne genügenden Schutz nicht mit feuchten, sondern total durchnäßten Kleidern erwacht. Dieser Nachttau ist sehr schädlich und erzeugt Fieber, ebenso wie Märsche oder Anstrengungen in der Mittagssonne und nächtlicher Aufenthalt in Sumpfgegenden.

Sonnabend.

Gestern wurde unser Affenkäfig durch einen neuen Gast bereichert, einen mörderlich häßlichen Pavian mit in leuchtenden Farben strahlender Südseite und zitronengelbem Backenbart. Die Bewohner des großen Käfigs bestehen jetzt aus fünf Affen verschiedener Arten, einer kleinen halbwilden Katze und zwei der hiesigen Perlhühner. Diese sind von den Affen wegen scharfer Schnabelhiebe sehr gefürchtet; macht eins von ihnen einmal irgendeine unvermutete Bewegung oder schlägt plötzlich mit den Flügeln, so saust die ganze vierhändige Gesellschaft kreischend und gurgelnd an den Stangen oder am Gitter in die Höhe, um von da mit weit vorgestrecktem Kopf und möglichst grimmigem Gesicht hinunter zu schimpfen.

Gestern abend habe ich eine ganz merkwürdige Eidechse totgeschlagen, die sich in mein Zimmer verlaufen hatte; die Kreatur sah so unheimlich aus, daß ich sie nicht zu fangen wagte. Das Auffallende an dem Vieh ist der kurze fette Schwanz. Die Farbe ist schmutziggelbweiß, die Zeichnung grünlich braun. Die Wasuaheli nennen dieses Tier mjusi kafiri, d. h. die unreine Eidechse, da sie sich häufig an schmutzigen feuchten Orten aufhält. Schlangen gibt es in Lamu nicht viel, und meistens sind es kleinere Arten; einige davon stehen im Geruch der Giftigkeit. Das einzige Raubzeug, welches sich auf der Insel Lamu vorfindet, sind Hyänen, sonst gibt es Wild- und Stachelschweine und unglaublich viele große Raubvögel.

Horch! Der erste afrikanische Donnerschlag und jetzt der zweite, wir bekommen ein Gewitter; da aber der Regen schon stromweis herunterschießt, so wird es wohl so arg nicht werden.

Montag.

Seit gestern hat es unaufhörlich geregnet, und erst gegen abend klärte es sich auf, wurde aber dann so schön, daß ich noch ein Stündchen spazieren reiten konnte. Wir haben auch wieder einen Affen bekommen, einen alten würdigen Meerkater; für morgen ist noch einer in Aussicht gestellt, und dann beläuft sich die Zahl der Vertreter unserer Urelterschaft, die wir im Käfig haben, auf sieben. Die Ankunft jedes Neulings ruft immer eine allgemeine Prügelei hervor;

gewöhnlich vertragen sie sich aber gut, besonders nachts; dann sitzen sie dichtgedrängt beieinander auf der Stange, und die langen Schwänze hängen einmütig von oben herab.

Dienstag.

Das Wetter ist heute schön, es bläst eine ziemlich steife Brise, und draußen steht eine tüchtige See. Vom April bis zum Oktober resp. November herrscht der Südwestmonsun; es wäre also jetzt z. B. eine Unmöglichkeit, nach Sansibar oder Mombas zu segeln. Vom November bis März kommt der Wind aus der entgegengesetzten Weltecke, also aus Nordost. Der Handel mit Arabien und dem persischen Golf wird derart betrieben, daß mit Anbruch des Südwestmonsums sämtliche Daus nach Aden usw. gehen und dann im Dezember oder Januar wieder zurückkommen; augenblicklich liegt keine einzige Dau im Hafen, während bei meiner Ankunft in Lamu wenigstens 50 da waren. Eine Dau ist ein ungemein plump und schwerfällig aussehendes Fahrzeug, segelt aber trotzdem sehr gut und kann eine relativ große Menge Fracht nehmen; auf hohe See geht man aber doch nicht gerne mit ihnen, sondern drückt sich gewöhnlich die Küste entlang. Das Fahrwasser um Kap Guardafui und Ras Hafûn ist sehr gefürchtet, und in jedem Jahre scheitern Schiffe, selten allerdings europäische. Rettet sich jemand ans Land, so kommt er aus dem Regen in die Traufe, denn die dort wohnenden Somali machen von dem Strandrecht in weitestgehender Form Gebrauch, und jeder Schiffbrüchige, ob weiß, gelb oder schwarz, wird in die Sklaverei abgeführt.

. . . . . Aus meinem Nachmittagsschlummer wurde ich durch Kanonenschüsse vom Fort und durch salvenweise abgefeuerte Gewehre aufgeschreckt: der Ramadhân, der Fastenmond, hat begonnen. Jeder, der glücklicher Besitzer eines Schießgewehrs ist, stopft es bis fast an die Mündung voll mit Pulver, setzt einen ungeheueren Papierpfropfen oben drauf, hält die Mündung gegen die Erde und ballert los — es kracht wie ein ganz respektabler Böllerschuß. Auch unser alter Pferdeknecht Bushiri, der irgendwo ein altes Perkussionsgewehr aufgegabelt hat, zerstreut sich auf diese sinnige Art. Ich will aufs Dach, um mir den Spektakel aus der Vogelperspektive anzusehen, auch wird es zum Schreiben zu dunkel. Später bei der Lampe weiter.

Der Ramadhân beginnt mit dem Augenblick, in dem der neue Mond sichtbar wird; überall, auf den Moscheen, auf dem Fort, auf jedem Haus stehen Posten, um nach der schmalen Sichel auszuspähen. Die Lebensweise im Ramadhân ist eigentümlich: es darf bei Tage

niemand essen oder trinken; der wirklich fromme Moslem entledigt sich sogar des Speichels; ihn hinunter zu schlucken wäre Profanie oder zum mindesten grober Unfug. Bei Nacht wird mehrere Male tüchtig geschrotet und zwar möglichst bon. Kranke und Leute, die auf der Reise sind, brauchen diese Vorschriften nicht inne zu halten.

Mittwoch.

Heute vor 10 Wochen reiste ich von Berlin ab; es ist mir, als ob seitdem mindestens ein Jahr verflossen wäre. Diese 10 Wochen — was habe ich in ihnen nicht alles gesehen und erlebt! Und dennoch ist das gar nichts im Vergleich zu dem, was vielleicht noch vor mir liegt. Ich sehe oft vom Fenster hinüber nach dem „dunklen" Erdteil, dessen düstere Konturen sich scharf von dem klaren Himmel abheben. Hoffentlich dauert es nun nicht mehr lange, bis wir den Marsch antreten in die unbekannte Welt, in der wir vielleicht durch Länder kommen, die vor uns noch kein Europäer betreten. Das zukünftige Jahr liegt in geheimnisvollem Dunkel vor mir; könnte ich doch einmal hinter den Vorhang blicken! Es wäre großartig, wenn unsere Expedition reussierte; dann warte ich aber auch nicht länger als nötig, sondern nehme Flügel der Morgenröte und eile zu euch zurück.

Sonnabend.

Gestern nachmittag war ich mit Töppens Adlatus, einem jungen netten Mann, in die Palmenschambas hinaus, um Vögel zu schießen; wir brachten auch eine ganz hübsche Anzahl zur Strecke, darunter einen großen weißköpfigen Seeadler. Mit der Regenzeit scheint es in diesem Jahre nichts werden zu wollen, seit 3 Tagen ist ausschließlich schönes Wetter. Vor einigen Tagen ist der Liwali mit den vornehmsten Leuten der Stadt in der Moschee gewesen und hat lange und eindringlich zu Mahammed (das „h" tief in der Kehle zu sprechen, als ob man sich einer stecken gebliebenen Fischgräte entledigen will) um Regen gebetet. Mahammed scheint aber vorläufig nicht darauf hineinzufallen. Ein Ausbleiben der Regenzeit, was auch (sehr selten) vorkommt, ist gleichbedeutend mit Hungersnot. Jetzt will ich gehen und bana Gustavo (Herr Denhardt) einen Besuch machen; er ist einige Tage auf seiner Schamba in Wange gewesen und hat vielleicht jemanden geschossen. (Später.) Nein, er hat nichts geschossen, weil er keine Zeit hatte, aber zu sehen war massenhaft, besonders Büffel. Augenblicklich gießt es in Strömen, und der Südwind heult um unser Haus. Die Südwinde sind hierzulande die kühleren, die aus Norden kommenden die wärmeren Winde. Ich habe dir noch gar nicht er-

zählt, daß unsere Leute neulich eine mächtige Schildkröte gefangen haben, die wir uns ausgezeichnet haben schmecken lassen. Die steaks schmecken täuschend ähnlich wie Beefsteak, nur zarter und saftiger. Die sonst so berühmte Suppe war allerdings einigermaßen mißraten und konnte ruhig mit der Nummer ungenießbar zensiert werden.

Unsere Menagerie hat sich durch ein Eichkätzchen vermehrt. Es sieht ähnlich aus, wie die zu Hause, hat aber auf dem Rücken graue Haare und keine Büschel an den Lauschern. Es ist sehr munter, frißt tüchtig Reis und hält sich die Affen mit seinen langen Nagezähnen vom Leibe. Nur ab und zu schleicht sich der couragierteste von ihnen, Hassân, leise von hinten heran und tippt ihm mit dem Zeigefinger auf die lange buschige Rute. Bei der geringsten Bewegung, die das harmlose Tierchen dann macht, bringt Hassân seinen köstlichen Heldenleib durch einen mächtigen Satz in Sicherheit. Höchst amüsant ist der Anblick der Gesellschaft, wenn es Essen gibt. Die Boys, welche bei Tisch aufwarten, müssen mit den Schüsseln, die aus der Küche heraufkommen, am Käfig vorbei. Wir wissen schon immer, wenn eine neue Schüssel im Anmarsch ist, denn alle Affen schreien wie wahnsinnig los, wenn ein Gericht in Sicht kommt, und hören erst wieder auf, wenn der Boy mit seiner köstlichen Last um die Ecke ist. Die Überbleibsel unseres Mahles werden dann in eine große Schüssel zusammengescharrt und in den Affenkäfig gesetzt. Alles glitscht in Windeseile von den Stangen herab und stürzt darauf los, einer über den andern weg, hier Ohrfeigen austeilend, dann von hinten mit einem plötzlichen Ruck am Schwanz zurückgerissen, schreiend, stopfend, Fratzen schneidend — ein höchst lächerlicher Anblick. Am gierigsten ist der große Pavian, deshalb setzt er sich gewöhnlich mitten in den Reis hinein und füllt fast die ganze Schüssel mit seinem recht kräftig entwickelten Revers aus — bis ihn die andern wieder hinauskneifen. Die Perlhühner haben entfernt werden müssen, denn ihr anfängliches Prestige war bald geschwunden, und ihre Federn luden gar zu sehr zum Zulangen ein; schließlich nahm sich jeder Affe im Vorbeispringen eine Hand voll Schwanzfedern mit, als ob sich das so gehörte. Unsere wilden Tauben haben sich neulich auf bisher unaufgeklärte Weise aus dem Staube gemacht.

Dienstag.

Heute morgen war so schönes Wetter, daß ich einen kleinen Streifzug in das Innere der Insel unternahm. Mit Flinte, Jagdtasche und Feldflasche machte ich mich um 7 Uhr auf den Weg, schoß eine Menge von Vögeln und sah auch eine riesige Eidechse, von dem

Wa-ſuaheli Kenge genannt. Das Tier war etwa einen Meter lang, mit rauher, ſchuppiger Haut; ſein Biß iſt ſehr gefürchtet und ſoll ſchauderhaft weh tun. Es huſchte blitzſchnell vor mir über den ſchmalen Fußpfad und war im undurchdringlichen Buſch verſchwunden, bevor ich die Flinte hochnehmen konnte; ich ſah auch Spuren und Wühlgänge von Stachelſchweinen, bekam aber keins zu Geſicht. Als ich ſo, die Flinte über der Schulter, auf dem Kopf den rieſigen Hut (der eigentliche „Tropenhelm" wird an der Küſte nur ausnahmsweiſe getragen), über mir die Wipfel der ſchlanken Palmen, dahinſtrolchte, ſtellte ich unwillkürlich Vergleiche an zwiſchen dem Leben heute und vor einem Vierteljahr. Damals Schnee und mit Eiskriſtallen bedeckte kahläſtige Bäume, ich ſelbſt in Pelz und Filzſtiefeln, jetzt üppigſte tropiſche Vegetation, glühender Sonnenbrand und dementſprechende Kleidung. Gegen 9 Uhr fing die Sonne an, ſehr unangenehm zu werden, auch verſpürte ich Durſt. Ich ging alſo bis zur nächſten Hütte, in denen die Ackerſklaven wohnen, und ließ mir von einem von ihnen eine mdafu, eine Kokosnuß, vom nächſten Baum holen; ohne Leiter oder Strick lief der Kerl wie ein Affe hinauf (es ſind in jedem Baum behufs Beſteigung kleine Stufen gehauen) und warf von oben das Gewünſchte herab. Die Nuß wurde geöffnet, ich goß etwas von meinem Rotwein hinein und genoß den kühlen, wohlſchmeckenden Trank mit Behagen. Eine ſchöne mdafu iſt wirklich ein Genuß; man muß ſie natürlich an Ort und Stelle austrinken, denn bis ſie nach Europa kommt, iſt die Milch längſt verdorben. Dieſe kann man auch hier nur in dem Stadium der Reife trinken, die man mit dem Namen mdafu bezeichnet. Früher und ſpäter haben die Kokosnüſſe einen anderen Namen. In einer ganz reifen Nuß iſt faſt gar keine Milch mehr, und dieſe ſoll ſchädlich ſein.

Es iſt 9 Uhr und aus der Stadt klingen Trommelſchläge und eintöniger Geſang herüber. Ziemlich dicht bei unſerem Hauſe ſtehen eine Menge Leute, in deren Mitte ein einzelner Neger improviſierte Geſänge zum beſten gibt. Der Refrain wird dann nach jedem Vers von allen mit gellender Stimme geſungen. Da man davon jedes Wort hören kann, ſo fragte ich Herrn Töppen, der ſich zum Schlafengehen rüſtet, nach der Bedeutung. Er lauſchte einen Augenblick und meinte dann, der Sinn des Refrains wäre folgender: „Die Erde muß ſich drehen, denn ſie iſt ein Rad." Dieſe überraſchende naturphiloſophiſche Behauptung iſt, glaube ich, neu; ſie ſingen das aber mit dem Bruſtton innerſter Überzeugung, ſo daß man zweifelhaft wird, ob ſie vielleicht nicht doch Recht haben. Gute Nacht und lala unono! — Schlafe wohl!

Freitag.

So, nun heißt es Lebewohl sagen, die Mail liegt draußen. Ich muß noch an Peters schreiben und habe nicht viel Zeit mehr. Die besten Wünsche und Grüße eilen diesem Brief voraus. A propos! Was N. N. über meine Absichten erzählt hat, ist sehr amüsant, aber natürlich barer Unsinn; sage nur jedem, der danach fragt, ebenso wie ich es hier jedem sage: Solange von der Emin Pascha-Expedition noch zwei Mann zusammen sind, ist Adolf Tiedemann der eine davon.

13. Mai.

Gegen Abend fuhr ich in strömendem Regen mit Denhardts Boot zu der Mail, die an der Südspitze der Insel, gegenüber dem Dorfe Shellah vor Anker gegangen war. Mit der Mail vom Norden kamen zehn Kamele an, die Peters gekauft und an mich adressiert hatte, dabei fünf Somali. Am nächsten Tage ging unter meiner Aufsicht das Ausladen der Tiere vor sich. Die armen Kreaturen waren durch den Regen und die lange Seefahrt im Monsun schon ganz heruntergekommen, das schlimmste stand ihnen aber noch bevor. Es war nämlich nirgends eine Dau aufzutreiben, deren Größe ein Hineinstellen der Kamele gestattet hätte; es blieb also nichts weiter übrig, als sie ins Wasser zu lassen, mit dem Kopf fest an die Bootswand zu binden und dann ans Ufer zu segeln. Alle auf einmal konnten wir nicht nehmen, deshalb fuhren wir zweimal mit je fünf Kamelen. Die erste „Ladung" kam glücklich an den Strand, die Tiere verrieten viel Vergnügen, wieder festen Boden unter sich zu haben. Von der zweiten Partie ging leider ein Kamel drauf; ertrunken ist es nicht, auch nicht durch die Halfter erwürgt, wovon ich mich selber überzeugt habe; es wird wohl einer Art Schlaganfall erlegen sein. Es war vorher schon sehr schwach und hinfällig und wäre, wie die Somali meinten, auch sonst wahrscheinlich eingegangen. Nachdem ich Menschen und Tiere etwas Ruhe gegönnt hatte, trieb ich mit meiner Kamelherde nach Hause — Tableau. Ich hätte mir niemals träumen lassen, jemals zeitweiliger Besitzer von 9 Kamelen zu sein; man gewöhnt sich aber an alles. Die Tiere habe ich auf Herrn Töppens Shamba untergebracht, wo sie sehr fein stehen; ein großer Schuppen für Nacht und Regenwetter ist bereits im Bau begriffen; die Somali wohnen auch da und befinden sich bei Reis, Butter, Fleisch und Tee recht wohl. Die Zeitungen, welche wir bekommen haben, bringen ja verschiedene interessante Neuigkeiten. Besonders die Flucht Boulangers und Stanleys Briefe erregten hier Sensation. Das scheint ja nicht gerade freundlich auszusehen zwischen Aruwimi und Albert Nyanza;

Stanley wird aber vermutlich auch die düsterſten Farben zu ſeinem Gemälde verwendet haben. Jedenfalls erſcheint mir unſere Expedition jetzt angebrachter wie je. Ich wollte nur, ſie ginge bald vorwärts. Bis jetzt haben wir noch nicht Träger genug; meine zu Salim bin Hamis geſchickten Leute ſind noch nicht zurück; ich zweifle auch ſtark daran, von dieſem Mann Träger zu bekommen, denn die Engländer werden ihm zu viel Schwierigkeiten verurſachen. Die zehn Kamele ſind auch nur deswegen von den engliſchen Schiffen mitgenommen worden, weil niemand an Bord wußte, zu welchem Zweck ſie beſtimmt ſeien. Als mich der Kapitän danach fragte (die Kamele waren ſchon glücklich im Waſſer), antwortete ich mit großer Genugtuung und malitiöſem Lächeln: „Für Emin Paſcha.“ Sein verblüfftes Geſicht war unbezahlbar.

Es iſt 6 Uhr, und von den Moſcheen, deren es hier zwei gibt, hört man die Stimme der mueddîns die Gläubigen zum Gebet rufen: „Allahu akhbâr, ashehad ann la ilah ill' allâh, ashehad ann Mahammed rassoul allah!“ Dann folgt der eigentliche Ruf zum Gebet, der ziemlich lang iſt, und deſſen Wortlaut ich nicht genau wiedergeben kann. Der obige Spruch iſt das Glaubensbekenntnis und lautet zu Deutſch: „Gott iſt barmherzig, ich bekenne, daß es nur einen Gott gibt; ich bekenne, daß Mahammed der Prophet Gottes iſt!“ Einzelne ſchreien dies mit ſehr fetter, unſympathiſcher Stimme, andere (es gibt mehrere ſolcher Rufer) machen ihre Sache ſchon beſſer, und einer ſingt mit einer geradezu herrlichen Tenorſtimme. Ich freue mich immer, wenn er du jour oder vielmehr Tagesdienſt hat. Die Endſilben jedes Abſatzes werden lang und ſtark tremolierend ausgehalten, die Melodie iſt ſehr eintönig, aber nicht unmelodiſch. Wenn man um 6 Uhr aufs Dach ſteigt, ſo ſieht man, wie es überall auf den Plattformen lebendig wird; die Gläubigen folgen dem Ruf, wenden das Geſicht nach Norden (nach Mekka) und beten: bald knieen ſie nieder und drücken die Stirn auf die Erde, dann erheben ſie ſich, liegen im nächſten Augenblick der Länge nach auf dem Bauch; dabei murmeln ſie fortwährend vor ſich hin. Einzelne ſcheinen wenig paſſioniert, andere ſind große Enthuſiaſten und treiben die Freiübungen manchmal eine Viertelſtunde lang.

Dienstag, 14. Mai.

Die Zeit rechnet man hier nach arabiſchem Modus; auch die Europäer gewöhnen ſich in kurzer Zeit daran. Der Tag beginnt gegen 6 Uhr bei Sonnenaufgang; 7 Uhr iſt saa moja — die erſte Stunde uſw., 5 Uhr, saa edhashara — die 11. Stunde. Will man eine nächtliche Stunde ausdrücken, ſo fügt man hinzu ya usiku —

der Nacht. 1 Uhr nachts heißt also saa sabâ ya usiku — die 7. Stunde der Nacht. Meine Gesundheit ist immer noch die beste, das hiesige Klima ist auch sehr gesund. Die Ufer der uns gegenüber liegenden Insel Manda sind dicht mit Mangroven bewachsen, und diesen Bäumen schreibt man die Eigenschaft zu, daß sie allen Fieberstoff rings um sich her absorbieren. Das Holz der Mangrove hat eine rötliche Farbe und ist so hart, daß man kaum einen Nagel hineintreiben kann; sein spezifisches Gewicht ist sehr bedeutend, und es schwimmt gar nicht oder nur sehr schwer; ebenso verhält es sich mit dem Ebenholz. Bei unserer Reise zu Futula sahen wir in der Nähe von Starani einen sehr schönen Ebenholzbaum stehen; Futula ließ ihn auf unseren Wunsch umhauen, und aus einem passenden Stück habe ich mir einen Spazierstock bauen lassen. Nicht jeder Besitzer eines Ebenholzstockes kann sagen, daß er diesen noch hat grünen und blühen sehen.

Es ist jetzt doch schon merklich kühler geworden; der Regen fängt an, seinen wohltätigen Einfluß auszuüben. In Lamu braucht es meinetwegen gar nicht mehr zu regnen, meiner Kamele halber. Diese Tiere gedeihen am besten in Gegenden, wo es überhaupt nicht regnet; feuchte, dumpfige Luft ist für sie das reine Gift. Es ist auch amüsant zu sehen, wenn sie einen Mimosenbusch, eines ihrer Leibgerichte, abweiden. Die massenhaften, zollangen und eisenharten Stacheln und Dornen scheinen ihren Gaumen in sehr erwünschter Weise zu kitzeln; sie verzehren sie schnalzend und mit vor Wonne halbgeschlossenen Augen. Saftige Blätter und frisches Gras hingegen kommen als unbekannte Gerichte erst in zweiter Linie. Gestern war ich noch sehr spät abends nach der Schamba hinausgegangen, um zu kontrollieren. Die Leute waren sämtlich auf dem Posten, hatten sich ein Feuer angezündet und hockten rauchend und plaudernd im Kreise. Die Kamele lagen oder standen wiederkäuend umher; die schlanken Palmen wiegten sich leise im Nachtwind, und am Himmel stand der Vollmond und übergoß das alles mit seinem milden, silbernen Licht. Die afrikanischen Nächte sind zauberhaft, so etwas gibt es zu Hause nicht. Es ist dann die herrlichste Luft, mild und lau. Dicht neben dem Hause brechen sich die Wogen mit leisem Rauschen; ab und zu summt ein Käferungetüm im tiefen Baß vorbei; die Grillen zirpen, — kurz, es ist so ruhig und friedlich, wie in einem deutschen Dorf, bis man an seltsamen Tönen, heiserem Geheul und Gelächter, das aus dem Inneren der Insel oder von Manda herübertönt, daran erinnert wird, daß in unmittelbarer Nähe die Hyänen ihr unheimliches und schmutziges Gewerbe treiben.

28. Mai 1889.

Nach vierzehn Tagen sitze ich zum erstenmal wieder vor meiner Schreibmappe. Ich bin nicht krank gewesen, auch augenblicklich frisch und vergnügt, ich habe mich aber vierzehn Tage lang in der Wildnis herumgetrieben, bin mit fast gänzlich unbekleideten und nur mit Bogen und Pfeil bewaffneten Wilden auf Jagd gegangen, habe Hyänen, Flußpferde und wilde Schweine geschossen, Giftschlangen die Haut abgezogen (anbei), mitten im Urwald Skat gespielt und 571 Points gewonnen, und was die Hauptsache ist, ich kann von Salim ben Hamis Träger bekommen, so viel ich will. Mit der nächsten Mail fahre ich nach Sansibar, um Peters darüber zu berichten. Wie dieses alles gekommen ist, darüber folgendes: Vor vierzehn Tagen ließ mich Herr Denhardt bitten, einen kleinen Skat bei ihm zu machen; der Gang zu ihm hatte nicht viel Verlockendes, denn der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, und in den engen Straßen der Stadt rauschten reißende Ströme. Ich zog mir hohe Stiefel an, fuhr in meinen wasserdichten Poncho und platschte hin, „trotz Wellen, Sturm und Wogendrang". Ein Kolonist vom Festlande, Herr Friedrich aus Baltia, war auch da. Die Herren wollten am nächsten Tage alle zusammen per Boot nach Baltia fahren und von da weiter nach Witu, wo Denhardt eine Tabaksplantage besitzt.[1]) Alle drangen in mich, ich möchte mich ihnen anschließen, und da Kamele und Somali gut versorgt und aufgehoben waren, so sagte ich zu. Am nächsten Vormittag segelten wir ab und landeten nach fünfstündiger, prachtvoller Fahrt in Baltia, das an einem der sogenannten Creeks liegt. Unter Creeks versteht man tief ins Land hineinschneidende, mehr oder minder schmale Meeresarme. Ich schoß unterwegs mehrere Vögel, auch einen Pelikan mit der Büchse. Unsere Ankunft meldeten wir durch wiederholte Büchsenschüsse; am Ufer erschien der Hausgenosse Friedrichs, Herr Gerstäcker, der Sohn des Schriftstellers und bewillkommnete uns herzlich. Acht Hunde von verschiedener Größe tanzten bellend und heulend um uns herum, als wir auf einem sauber gehaltenen Kiesweg dem Hause zuschritten. Herr Gerstäcker war gerade dabei, die Türen und Fensterläden schön grün anzustreichen; er hatte auch noch die ausschweifende Absicht, die Mauern zu weißen. Alles Hausgerät, Tische, Stühle, Bettstellen, Wandgesimse, Bücherregale, sind mit eigenen Händen zusammengenagelt

[1]) Diese sowohl wie Herrn Friedrichs Farm und die Plantage in Wange, von der weiter unten die Rede ist, sind bei dem Aufruhr der Wa-suaheli im Herbst 1891 eingeäschert worden.

und ganz nett ausgefallen. An der Wand hingen die drei Kaiserbilder und sonst alle möglichen Verzierungen: Große Flügel, Büffelhörner, Gewehre, Jagdtaschen, Illustrationen aus Journalen usw. usw.; es hätte bloß noch die Person des alten Lederstrumpf als Staffage gefehlt, um das Tableau zu vervollständigen. Herr Friedrich, der hauptsächlich Viehzucht treibt und viele Schafe, Ochsen und Ziegen sein eigen nennt, schlachtete uns zu Ehren einen fetten Hammel, der vom Koch ganz delikat zubereitet wurde; dicke Milch war in Menge vorhanden; die Stelle der Kartoffeln vertraten geröstete Maniokwurzeln, und dann gab es noch Mangos und Orangen. Zum Schluß kam die Whiskyflasche auf den Tisch, und die kurzen Pfeifen wurden in Brand gesetzt; bis spät in die Nacht hinein spielten wir Skat. Es war sehr gemütlich in dem kleinen Zimmer, trotz Moskitos und vieler Ameisen und trotz des Hyänengeheuls, das aus der weiten, mondbeschienenen Steppe herüberdrang. Dann tobte die Hundeschar mit wütendem Gebell um das Haus; das Hammelfell wurde aber doch von diesen widerwärtigen Gästen gestohlen.

Das Nachtlager bereitete sich jeder, so gut er konnte; die Tür wurde verrammelt, die Waffen zur Hand gelegt, und bald ertönten aus allen Ecken die tiefen Atemzüge der Schlafenden.

Am nächsten Morgen waren wir um 6 Uhr wieder auf den Beinen, nahmen ein Bad im Creek und frühstückten kräftig, dann besichtigten wir die Wirtschaft und das Vieh und halfen im Hause an der Arbeit; ich machte mich durch Ausbessern einer schadhaften Stelle im Dach nützlich. Während der heißen Stunden verhielten wir uns ruhig, lasen oder schliefen; ich hatte Heines „Buch der Lieder" aufgetrieben und las darin zum so und so vielten Male mit gleichem Vergnügen.

Am nächsten Tage erschien aus einem benachbarten Dorf ein berühmter Löwenjäger, ein alter magerer Herr, dem an der einen Hand drei Finger fehlten, die ihm vor Jahren eines seiner Opfer abgebissen hatte. Ich bot ihm zehn Rupies, wenn er mich „auf Löwe" zu Schuß brächte; er meinte aber, es seien augenblicklich keine da, sie kämen erst in einiger Zeit wieder. Ich schoß statt dessen einige Vögel und half Herrn Gerstäcker beim Fang eines riesigen Käfers, der in die große Spiritusflasche zu ungezählten Schlangen, Eidechsen, Skorpionen, Skolopendern und anderem Ungeziefer hineinspazieren mußte.

Noch einige Tage verlebten wir schlecht und recht in dem gastlichen Baltia, dann traten Denhardt, Tiede (eine Art Kompagnon des letzteren) und meine Wenigkeit die Reise nach Witu an. Wir fuhren

den Creek weiter hinauf nach Manſu marabu, wo wir nach einſtündigem Rudern ankamen. Im Hauſe eines alten Suaheli, des Bana Heri, rüſteten wir uns für den Fußmarſch und wurden mit friſcher Milch bewirtet.

Nach kurzer Pauſe traten wir dann den Marſch an; es ging durch Strecken der üppigſten Wildnis, gewöhnlich durch mannshohes Gras, wie immer einer hinter dem anderen.

Nach drei Stunden kamen wir in Pembe, einem kleinen Suahelidorf, an und quartierten uns für die Mittagszeit beim Dorfälteſten ein. Dicht vor dem Hauſe ſtand ein hohes Dornengebüſch, das mit Neſtern von Webervögeln dichter behangen war, als ein Weihnachtsbaum mit Sternen und Perlen. Scharen von Webervögeln, alle Farbenſtufen vom lichteſten Gelb bis zum flammenden Feuerrot durchlaufend, gaukelten umher, um ihre Jungen zu füttern; ſie hüpften bis unmittelbar vor unſere Füße, vollſtändig zahm, weil ihnen hier niemand etwas zu leide tut. In Pembe iſt außer uns dreien und Herrn Friedrich noch niemals ein Weißer geweſen, da es ganz abſeits liegt; die neugierige Dorfjugend in adamitiſchem Koſtüm ſtand haufenweiſe mit glotzenden Augen und offenen Mäulern umher, benahm ſich aber ganz manierlich, und als ich einem der kleinen gelbhäutigen Wollköpfe die Hand gab, ergriff er ſie mit beiden Händen und führte ſie ehrerbietig an ſeine Naſe. Man küßt hierzulande nicht die Hand, ſondern riecht daran.

Gegen 3 Uhr brachen wir wieder auf und kamen nach einſtündigem Marſch in Funga ſombo an, wo wir die Nacht bleiben wollten. Wir nahmen Quartier in einer Hütte, kauften Eier, Hühner und Reis und kochten uns ein tüchtiges Abendbrot. Schon um 7 Uhr lagen wir in tiefem Schlummer, ſtanden um 3 Uhr auf, tranken ein paar rohe Eier und marſchierten dann weiter.

Die Gegend, durch die wir zunächſt kamen, iſt berüchtigt wegen der vielen Löwen und Büffel. Jeder hatte die Büchſe ſchußbereit im Arm, und unſere fünf Träger, die für gewöhnlich mit weitem Abſtand hintereinander herbummelten, liefen jetzt dichtgedrängt bei uns. Wir ſtießen zu meinem heimlichen Bedauern auf nichts Gefährliches; Vorſicht iſt aber dringend geboten, und wenige Tage vorher war auf demſelben Wege ein Neger von Löwen zerriſſen worden. Fährten ſahen wir in Menge, auch Büffelherden waren über den Weg gezogen. Als es hell wurde, ſetzte vor uns ein großer Waſſerbock über den Weg und verſchwand mit prächtigen Sätzen im Dickicht. Es ging allmählich immer bergab; die Vegetation wurde immer üppiger, das

Gras immer höher und saftiger, einzelne tiefe Pfützen mußten durchwatet werden, und dann ging es die nächsten $1^1/_2$ Stunden plitsch, platsch! erst bis über die Knöchel, dann bis an die Knie, schließlich bis über die Hüften im Wasser — das war das Resultat einer wenn auch anormal schwachen afrikanischen Regenzeit. Es marschiert sich sehr angenehm im Wasser. wenigstens morgens; später wird es zu warm.

Das Gelände stieg wieder etwas an, und der Weg wurde teilweise trocken, dann ging es zwanzig Minuten lang durch einen Wald, einen richtigen märchenhaften Urwald. Es hat früher, als Afrika noch größtenteils unbekannt war, und man durch Beschreibungen und Schulunterricht dazu kommen mußte, den ganzen Erdteil als eine große Sandwüste anzusehen, jemand geschrieben, es gäbe in Afrika überhaupt keinen Urwald — der hat jedenfalls, was er nicht gesehen, als nicht vorhanden betrachtet. — Die Sonne dringt nicht hinein in dieses Dunkel, deshalb atmet man feuchte, moderige Luft; zwischen undurchdringlichem Dickicht und grotesken Farrenbäumen streben gewaltige, vielhundertjährige Stämme empor; armdicke Lianen und Kletterpflanzen ziehen von Baum zu Baum ein dichtes Netz; morsche und faule Baumriesen, von der Wucht der Jahre oder dem heulenden Tropenorkan gefällt, versperren den Pfad; es herrscht tiefes Schweigen, das nur ab und zu durch das Gekreisch eines Affen oder das klagende Geschrei des großen Nashornvogels unterbrochen wird; Züge von großen, schwarzen oder braunen Ameisen ziehen über den Weg, von jedem mit weitem Satz übersprungen. Man atmet ordentlich auf, wenn man aus dem schwärzlich grünen Halbdunkel wieder ins helle Sonnenlicht hinaustritt. Größere vierfüßige Tiere gibt es nicht in diesem Chaos von Dornen, Ranken und Ästen, mit Ausnahme von Affen; dafür wimmelt es aber von allen möglichen Schlangen, Lurchen und Insekten. Viele Negerdörfer, auch Witu z. B., liegen mitten in solchen Wäldern.

Hinter dem Urwald hatten wir wieder noch viel durch Wasser zu marschieren und langten schließlich nach $5^1/_2$stündiger Wanderung auf Denhardts Schamba an, die etwa eine Viertelstunde vor Witu liegt. Außer dem Koch war niemand zu Hause; Herr Dörfer,[1]) welcher hier wirtschaftet, befand sich auf der Tabaksplantage, die auf einer Rodung im Wituwalde angelegt ist. Bei ihm befand sich auch Herr Künzel.

---

[1]) Mit herzlichem Bedauern erfüllte es mich, als ich seine Todesnachricht vernahm. Er starb am Malariafieber.

Wir machten es uns bequem, wechselten die Kleider und fühlten uns bald behaglich. Um 6 Uhr wurde zu Abend gegessen, Herr Dörfer brachte selbstgezogenen Tabak herbei, und jeder drehte sich, so gut es ging, seine Zigarre. Beiliegende „Canailleros" habe ich höchst eigenhändig verfertigt, vielleicht hat jemand Lust. Ein Hund war auch vorhanden, ein nettes, freundliches Tier, das sehr verständig mit am Tisch saß und Abfälle sammelte. Gegen 7 Uhr begann ein Hyänenkonzert, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Dicht am Hause jauchzten und lachten sie, bald in kläglichen Tönen, bald ähnlich wie ein Rind brüllend. Sie dringen mit größter Frechheit und trotz des Hundes in den Hof und mausen aus der Küche alles, was nicht unter Schloß und Riegel ist; sobald ein Mensch sich zeigt, verduften sie.

Herr Dörfer, ein kleiner, gemütlicher Sachse, erzählte uns, daß vor einigen Nächten ihm die Hyänen einen schönen Antilopenschädel gestohlen hätten, den er trocknenshalber auf einen Pfahl gesteckt hatte. Dieser war ziemlich hoch, aber trotzdem waren die Hyänen 'nafg'hopst, wie er sich ausdrückte. Um ½10 Uhr gingen wir zu Bett, ließen die Hyänen heulen, soviel sie wollten, und genossen des wohlverdienten Schlafes.

Um 7 Uhr am nächsten Morgen standen wir auf und machten uns fein für einen Besuch beim Sultan von Witu. Fumo Bakari, das ist sein Name, stammt aus einer arabischen Familie, deren Alter mit dem der Abu Saidi wetteifert, und wohnt in einem hübschen, massiven Steinhaus. Sein Audienzsaal ist eine lange, schmale Halle, an deren einem Ende ein Thron steht, zu beiden Seiten Armstühle. Auf dem Thron saß Fumo Bakari, eine hohe, stolze Erscheinung, schwärzlich-braun, mit gut gepflegtem Vollbart und mildem, aber klugem Gesicht. Er trug das gewöhnliche Kostüm der vornehmen Wa-suaheli: ein langes, schneeweißes Hemd, das um die Hüften von einem reich mit Silber und Gold verzierten Gürtel zusammengehalten wird, der zugleich einem prachtvollen, krummen Dolch Halt gibt. Als Obergewand trägt er einen langen, schwarzen Kaftan, vorne offen und bis auf die nackten Füße reichend, an denen Sandalen befestigt sind. Der Kopf ist mit einem graublauen, an den Rändern lebhaft gefärbten und mit Franzen verzierten Turban (kilemba) umwunden. Als wir eintraten, erhob sich der Sultan von seinem Sessel, trat uns entgegen und gab uns die Hand, eine schmale, feine Hand. Wir nahmen dann auf den Stühlen neben ihm Platz; Sherbet und Kaffee wurden serviert, und dann tauschten wir eine Menge höflicher Phrasen

ein. Ich ließ ihm durch Herrn Denhardt sagen, daß ich viel Rühmens von Sr. Hoheit gehört habe, daß aber meine hochgespannten Erwartungen nach allem, was ich bis jetzt gesehen und gehört, weit übertroffen seien. Er nickte sehr ernsthaft zu diesen dick aufgetragenen Komplimenten, beobachtete mich dann scharf und fragte Herrn Denhardt, wie alt ich sei. Als dieser erwiderte: 24 Jahr, tat er sehr erstaunt und äußerte, er habe mich für mindestens doppelt so alt gehalten (von wegen meiner Weisheit natürlich). Fortwährend kamen und gingen Leute, die seine Hand an die Nase führten, dann sich einen Augenblick setzten und wieder verschwanden; gesprochen wurde von keinem ein Wort. Se. Hoheit nahm diese Huldigungen mit ernster, freundlicher Miene auf, erhob sich aber weder, noch schenkte er den Eintretenden irgendwelche Aufmerksamkeit; nur einmal, als ein alter, weißbärtiger Msuaheli eintrat, schritt er auf diesen zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum nächsten Stuhl, dadurch seine Achtung vor dem Greisenalter bezeugend. Nach etwa zehn Minuten erhoben wir uns, reichten dem Sultan die Hand und wurden von ihm einige Schritte weit geleitet. Damit hatte der feierliche Besuch ein Ende. Auf dem Rückwege zu Denhardts Schamba beobachtete ich einen Käfer, der mit den Hinterbeinen einen unverhältnismäßig großen, kugelrunden Erdkloß vor sich herrollte, und zwar mit großer Geschwindigkeit. Dieses eigentümliche Gefährt hielt genau Direktion und ging uns auch nicht um Haaresbreite aus dem Wege, so daß wir lachend mit dem Rufe beiseite traten: „Achtung! Dampfwalze!“ Nachmittags schoß ich im Wituwald zwei große Nashornvögel.

Am nächsten Morgen brachen Herr Dörfer und ich auf zu einem Jagdausflug in die „bara“. — Unter Bara versteht man ganz Afrika mit Ausnahme der Küstenstriche; es ließe sich vielleicht am besten durch „Hinterland“ wiedergeben. Wir hatten nur zwei Träger bei uns und marschierten hinaus in die Wildnis. Nach drei Stunden waren wir in Mansu Madege, einem ganz kleinen Dorf mitten im dichten Busch; es wird bloß von Ackersklaven des Sultans und einigen Wa-boni bewohnt. Hier beschlossen wir, über Mittag zu bleiben, während des Nachmittags zu jagen und dann wieder herzukommen, um zu schlafen. Wir kauften Eier und ein Huhn, das ich schlachtete, rupfte und in einem mitgebrachten Kessel kochte. Herr Dörfer drehte unterdessen einen großen Vorrat Zigarren. Das Huhn schmeckte ganz fein, nur der Reis war etwas hart; der Kaffee hinterher war allerdings niederträchtig, wurde aber doch ganz ausgetrunken und hatte später recht wohltätige Wirkungen.

Um halb drei Uhr zogen wir los, Dörfer nach Süden, ich nach Norden; jeder hatte einen Mboni als Wegeführer bei sich. Mein Kerl war etwas größer wie ich, schlank und wohlgebaut; seine Bekleidung bestand aus einem Hüftenschurz und einem kupfernen Fingerring, seine Waffen aus einem Bogen und einem Köcher mit vergifteten Pfeilen. Das Haar war sorgfältig frisiert und hing in Dutzenden von dünnen Zöpfchen herab; außerdem hatte er sich von oben bis unten mit Fett eingesalbt, glänzte wie eine Schlange und stank wie ein Iltis; der Name dieses anmutigen Herrn lautete Báraka.

Wir beide turnten nun also los, er voran und ich hinterher; wir hatten entschieden Pech, denn erst nach zweistündigem Suchen trafen wir auf eine Herde von Pavianen, ganz riesenmäßigen Tieren, die, aufgerichtet, dem Menschen wenig an Größe nachgeben. Sie sollen sehr gefährlich sein und den Menschen rücksichtslos angreifen, der einen der ihrigen verwundet oder tötet. Eigentlich schießt man nicht auf Affen, sie gelten nicht als jagdbares Wild; mein eingeölter Freund wollte auch gleichgültig daran vorbei; ich hatte aber Lust zu knallen und deutete ihm diese Absicht an: ni nataka ku piga — ich will schießen. Wir gingen nun auf die Tiere los, die uns natürlich längst beobachteten und sich jetzt aus dem Staube machten. Bald blieben sie aber wieder stehen und gafften uns an. Ein riesiger Affe stand hochaufgerichtet auf einem Termitenhügel und bot ein so günstiges Ziel, daß ich trotz der großen Entfernung — ich schätzte 400 Schritt — zu schießen beschloß. Ich klappte das hohe Visier auf, kniete nieder und zielte sorgfältig, dann ballerte ich los. Der Affe machte einen riesigen Satz und fiel ins hohe Gras, Baraka schrie triumphierend: „a mekufa, a mekufa“ — er ist gestorben. Die anderen Affen machten sich mit Windeseile aus dem Staube, sie hatten wohl noch nie einen Büchsenschuß gehört. Wir gingen hin, um das Opfer zu betrachten; ich zählte 327 Schritt bis zu dem Termitenhügel. Viel Schweiß war zu sehen, aber weiter auch nichts: der Affe war verschwunden. Wir liefen noch eine Weile auf der Fährte, gaben aber in Anbetracht des wertlosen Gegenstandes die Suche bald auf und kehrten um, nach Hause, wo wir bei Sonnenuntergang müde und ärgerlich wieder eintrafen. Dörfer war noch nicht da, kam aber auch bald an, ebenfalls mit leeren Händen; sein schwarzer Jagdgenosse hatte ihm erzählt, daß tags zuvor die Waboni und Wasani gerade in dieser Gegend gejagt hätten, wodurch sich der gänzliche Mangel an Wild allerdings erklärte . . .

Eben war Herr Denhardt da und forderte mich auf, ihn morgen auf einer Segelpartie nach seiner Plantage Wange zu begleiten. Da

ich jede Gelegenheit, mir das Land anzusehen, mit Freuden ergreife, so sagte ich zu; morgen früh gehts also auf neue Abenteuer aus.

4. Juni 1889.

So, nun bin ich wieder hier und fahre in meinem Bericht fort: Wir machten uns wohl oder übel ein Abendessen zurecht und schlugen dann in einer schrecklich niedrigen und engen Lehmhütte unser Nachtlager auf. Zum Glück hatten wir unsere Moskitonetze mit, sonst wäre wohl nicht allzuviel von uns übrig geblieben. Um 6 Uhr waren wir wieder auf den Beinen, tranken etwas Blümchenkaffee und machten uns mit drei Waboni auf die Jagd. Gleich beim Austritt aus dem Dorf schoß ich einen der großen, schwarzen Störche, die massenhaft auf den Bäumen saßen. Er hatte Gestalt und Größe unserer Störche, aber einen kürzeren und viel dickeren Schnabel.

Nach einigem Umherstreifen fand Baraka, der die Führung übernommen hatte, die frische Fährte von großen Antilopen, die man hier Tope nennt; ich glaube, es ist die Kuduantilope Brehms[1]). Sie hat etwa die Größe unseres Hirsches, ist aber viel gedrungener und kräftiger gebaut. Auf dieser Fährte zogen wir nun drei Stunden lang her; Baraka entwickelte dabei alle Fähigkeiten und Spürsinne eines nordamerikanischen Indianers, zog schnüffelnd die Luft ein wie ein Jagdhund und sagte endlich, jetzt wären die Topen karibu sana — ganz nahe. Und richtig, als wir hinter einem dichten Mimosenbusch hervortraten, fiel er blitzschnell auf die Erde und flüsterte uns zu: kule — dort. Wir folgten alle seinem Beispiel, legten uns ins hohe Gras und blieben dort eine Weile, um das Wild zu beruhigen, falls es Unrat gewittert haben sollte. Nach einiger Zeit richtete ich mich vorsichtig auf, um mir die Tiere anzusehen, guckte nach rechts, nach links, geradeaus, ich glaube sogar in die Höhe, sah aber keine Spur. Ich fragte Baraka, wo sie denn wären, er deutete mit dem Arm irgendwo hin und wiederholte: kulee, kuleee, kuleeeeee!

Ich nickte verständnisinnig, sah aber absolut nichts. Mit Hilfe des Krimstechers bemerkte ich endlich in weiter Ferne etwas sich Bewegendes, das nach minutenlangem angestrengten Hinstarren sich als ein Antilopenkopf erwies, der eben über das hohe Gras hervorragte. Dörfer sagte mir nun, ich solle mit Baraka an das Wild heranschleichen. Gesagt, getan! Baraka kroch wie eine Schlange vor mir her, gewandt und stinkend, und zwar so schnell, daß ich mich vergeblich bemühte, dicht hinter ihm zu bleiben. Ab und zu machte er Halt

[1]) Es ist der Wasserbock.

und wartete, bis ich schnaufend, schlamm- und schweißtriefend wieder bei ihm war. Wir mußten viel durch Wasser hindurch und zwar immer auf dem Bauch, so daß der Anblick deines einzigen Sohnes nicht gerade anziehend war. Ab und zu machten wir Halt, um auszuspähen; nach einer halben Stunde waren wir bis auf 150 m heran, und ich konnte nun die Tiere deutlich sehen. Es waren 7 Stück prächtige Antilopen, die ruhig ästen. Schießen wollte ich noch nicht, da man eigentlich nichts weiter sah, als ab und zu einen Kopf, also weiter. Etwa 50 m vor uns stand eine Fächerpalme, das sollte unsere letzte Station sein, und von dort wollte ich mein Glück versuchen. Geräuschlos glitten wir durch das Gras — durch die ungewohnte Bewegung und den Jagdeifer war mein Blut in heftige Wallung geraten: ich glaubte, mein Herz klopfen zu hören. Endlich waren wir bei der Palme, blieben einige Minuten ruhig liegen, und dann richtete ich mich langsam auf. Da standen sie, aber nicht mehr ruhig und friedlich, sondern alle 7 mit hochaufgerichteten Köpfen und gespitzten Lauschern nach uns herüber äugend. Ich stand wie eine Bildsäule, eine ganze Zeitlang, meine vis-à-vis ebenfalls, bloß ein alter Bock stampfte mit dem Vorderlauf kurz und heftig auf den Boden. Schließlich konnte ich es nicht mehr aushalten; langsam und vorsichtig hob ich die Büchse zur Schulter, aber das genügte — ein kurzes, zorniges Schrecken, und die ganze Gesellschaft war im hohen Grase verschwunden und ward nicht mehr gesehen. Baraka grinste wie ein Satan mit seinen Elfenbeinzähnen und sagte nichts als wa me toka — sie sind weggegangen. Ich verwünschte ihn und alle Antilopen bis in den tiefsten Pfuhl der Hölle und warf meine Büchse über die Schulter mit der Überzeugung, nie wieder auf Antilopenjagd zu gehen.

Herr Dörfer und die anderen beiden Waboni lagen noch im Versteck und waren dem Verlauf der mißlungenen Jagd mit großem Interesse gefolgt. Es war mittlerweile $^1/_2$12 Uhr geworden und Witu lag nach unserer Schätzung 5—6 Stunden von uns entfernt, wir mußten also schleunigst den Heimweg antreten. Unsere Träger waren mit dem Gepäck schon morgens aufgebrochen.

Baraka erhielt seinen Lohn in Tabak ausgezahlt und brachte uns dann auf den Weg nach Witu; er erzählte uns, daß er vor einer Woche dicht bei seiner Hütte einen großen Löwen mit einem vergifteten Pfeil erlegt habe, und bot mir den Schädel, den er noch hatte, zum Kauf an. Da das Ding schon sehr lädiert war, so zog ich ihm die Zähne aus (folgen anbei) und bezahlte dafür ein paar Pesa. Dörfer

war ausnehmend witzig und bemerkte: „Da wollen Se wohl Ihrer Liebsten ä falsches Gebiß davon machen lassen?“ —

Um ½5 Uhr waren wir, nach beschwerlichem Marsch durch Sumpf und Wasser, wieder zu Hause. Um 6 Uhr aßen wir wie Wölfe Abendbrot, machten noch einen kleinen Skat und gingen dann zu Bett. Nie habe ich so schön geschlafen, wie an diesem Tage.

Am nächsten Morgen ging ich mit auf die Tabakplantage, wo wir den ganzen Tag blieben und ich in die Geheimnisse des Tabakbaues eingeweiht wurde. Essen wurde uns herausgeschickt. Das Fell des hierzu geschlachteten Hammels bat ich mir aus, um es als Köder für eine nächtliche Hyänenjagd zu verwenden. Ich band es in ziemlicher Höhe an einen Baum fest, der etwa 10 Schritt vor dem Fenster meiner Stube stand, und setzte mich nach dem Abendbrot mit der Büchse auf die Lauer. Die Nacht war aber so dunkel, daß ich absolut das Korn nicht sehen konnte. Dörfer gab mir den ingeniösen Rat, einen der hier massenhaft herumfliegenden Leuchtkäfer vor das Korn zu binden, wie er selber schon öfter getan. Es ging ganz famos, der Käfer wurde getötet, der Flügel beraubt und mit einem Zwirnsfaden auf den Lauf gebunden, so daß ich jetzt imstande war, zu zielen.

Ich saß noch nicht eine halbe Stunde, als ich den Hund anschlagen hörte; gleich darauf tappte ein großer schwarzer Schatten mit dem bekannten kreuzlahmen Schritt der Hyänen am Fenster vorüber, setzte sich nieder und verzehrte krachend einen Knochen, der wahrscheinlich aus der Küche gestohlen war. Ich konnte nicht schießen, trotzdem die Bestie vielleicht nur 5 Schritt von mir entfernt war. Dazu hätte ich mich aus dem Fenster legen müssen, und bei dem geringsten Geräusch hätte sich die Hyäne in die Dunkelheit salviert. Ich blieb also sitzen und horchte mit pochendem Herzen und Schweiß auf der Stirn, wie das Tier brummend und knurrend seinen Raub vertilgte. Bald war alles wieder ruhig, nur aus der weiten Steppe bald näher, bald entfernter hörte man das Gebrüll und Geheul der nächtlichen Raubtiere. Verschiedene Male waren sie ganz in der Nähe, dann erweiterte sich mein Auge, die Hand faßte den Kolbenhals fester, ich saß wie ein Baumklotz so still und und ließ die Moskito beißen, soviel sie wollten. — Der Moskitostich ist an und für sich nicht schlimm, etwa wie unser Mückenstich, aber die Menge macht es auch hier.

Fünf Stunden lang saß ich, ohne müde zu werden, denn die Töne draußen erhielten mich immer aufmerksam; aber ich dachte doch schon ans Schlafengehen, auch leuchtete der Glühwurm fast gar nich mehr. Da! — was war das? Ein großer Schatten huschte lautlos

und blitzgeschwind zwischen mir und dem Baum vorbei und blieb etwa 25 Schritt vor dem Fenster stehen. Er erschien mir in dem nächtlichen Dunst riesengroß, deutlich konnte ich die Lichter funkeln sehen; jetzt bewegte er sich, kam langsam näher, brummend und schnaufend, mit der Nase in der Luft schnüffelnd. Ich saß bewegungslos mit aufeinander gebissenen Zähnen; er kam näher und näher, jetzt war er am Baum. Geräuschlos hob ich die Büchse, er sprang nach dem Hammelfell und — war mit einem Satz verschwunden. Aha! dachte ich, jetzt weißt du, wo der Braten ist, und kommst sicher wieder; von mir kannst du weder was gesehen noch gehört haben. Der Wind blies gerade gegen das Fenster, und ich saß im Dunkel.

Richtig, da kommt die Bestie wieder an, jetzt ziemlich sorglos.

Sie richtete sich 5 Schritt vor dem Baum auf die Hinterläufe und tappte dann mit Vorderläufen und Zähnen nach dem Köder, der ihr etwas zu hoch hing. Jetzt war's Zeit! Langsam hob ich den Kolben, der Leuchtkäfer war noch eben zu sehen, ich zielte in die Mitte des Schattens und zog ab.

Donnernd hallte der Schuß in die Nacht hinaus, der Schatten heulte laut auf und fiel rückwärts auf die Erde; schnell eine andere Patrone in den Lauf und hinaus, begleitet von dem wütend bellenden Hunde. Draußen war alles ruhig; ich spannte beide Hähne und ging vorsichtig zum Baum — nichts zu sehen und zu hören, weder von toten noch lebenden Hyänen eine Spur. Getroffen hatte ich, das wußte ich, aber wo war das Opfer?

Etwas deprimiert ging ich zu Bett und brachte den Rest der Nacht in wilden Träumen zu, in denen Hyänen jeglicher Art die Hauptrolle spielten.

Am nächsten Morgen ging ich mit Dörfer hinaus; der Boden war von Schweiß gerötet — das Tier konnte unmöglich weit gekommen sein. Wir gingen auf der Fährte weiter, die sich im nahen Wituwald verlor, in den wir keine Lust hatten, hineinzukriechen. Dörfer schenkte mir als Pflaster auf den Ärger seine zwei größten Topenschädel; ich ließ mich auch nicht lumpen und revanchierte mich mit einem Paar schöner Sandalen.

Um 10 Uhr traten Denhardt, Tiede und ich den Rückmarsch an, aßen um $^1/_2$ 1 Uhr im Urwald Mittag und waren gegen 4 Uhr in Fungasombo, wo wir wieder übernachteten. Tiede hatte sich die Füße wundgelaufen, deshalb ging der Marsch am nächsten Tage nur sehr langsam vor sich. In Mansumarabu wurden wir abermals von Bana Heri mit Milch bewirtet, bei dem auch Tiede zurückblieb. Denhardt

und ich liefen weiter nach Baltia, um ihm ein Boot zu schicken, und er langte nachmittags wohlbehalten an.

Wir waren noch sehr vergnügt in Baltia; Friedrich schnitt mir mit einer alten, haarscharf geschliffenen Lichtputzscheere die Haare ganz vorzüglich; ich erwies ihm nachher denselben Liebesdienst. Er sah aus wie ein schlecht geschabtes Schwein, aber wer sieht ihn hier? In der Frühe des nächsten Morgens gingen wir unter Segel und langten nach schöner Fahrt wieder in Lamu an.

Die Boten von Salim bin Hamis waren zurück mit der Botschaft, ich könne Träger haben, soviel ich wollte. Das ist ja ausgezeichnet, ein großer Erfolg. Nächsten Freitag fahre ich nach Sansibar, um Peters Meldung davon zu machen.

Am nächsten Tage folgte ich also einer Einladung Denhardts nach Wange, packte meine sieben Sachen und begab mich mit einem Boy zu ihm. Um 1 Uhr schifften wir uns ein, Tiede blieb seiner Füße wegen zu Hause. Wir machten herrliche Fahrt, das Boot sauste vor dem steifen Südwest durch die zischenden Wellen; an der Stadt Lamu vorüber ging es in den Mandakanal und dann hinaus in die herrliche Mandabay. Links von uns lag das Festland, rechts sah man in weiter Ferne die bläulichen Umrisse der Insel Patta. Nach kaum vierstündiger Fahrt waren wir in Wange angelangt, wo Herr Schönert wirtschaftet. Dieser war über unsern Besuch sehr erfreut, da er ganz einsam haust und sehr selten einmal ein weißes Gesicht zu sehen bekommt. Das Haus hat er mit eigenen Händen gebaut; jeder Tisch, jeder Stuhl, Türen, Fensterladen, alles ist aus seinen Händen hervorgegangen, aber so zierlich und sauber, daß es kein Tischler hätte besser machen können.

Auch zwei Hunde waren da mit großen, aufrecht stehenden Lauschern und Fuchsgesichtern, gutmütige Geschöpfe und sehr wachsam. Der Koch war krank, deshalb mußten wir selber Hand an die Zubereitung des Essens legen; Herr Denhardt brillierte in Kaffee und pflaumenweichen Eiern.

Den folgenden Tag war eins der größten Feste der Mohammedaner, der „sikuku“ (Abkürzung von siku Tag und mkubwa groß), welches den Fastenmonat Ramadhân abschließt.

Wir hatten eine Jagdpartie verabredet, fuhren um 10 Uhr ab und landeten zwei Stunden später in Tangawe, einem Negerdorf am Creek gleichen Namens. Hier blieb Herr Denhardt, der Geschäfte hatte; Schönert und ich ließen uns in einem Baumstammkanoe, sogenanntem mtumvi, noch eine Strecke hinaufrudern und stiegen dann

ans Land. Eine halbe Stunde lang ging es durch Mangroveſumpf, durch knietiefen zähen Schlamm, durch ein Gewirr von Wurzeln und Äſten; endlich traten wir aufatmend hinaus in die freie Steppe. Der Boden wimmelte von friſchen Fährten, überall friſche Loſung; tauſende und tauſende von Hufſpuren, von der rieſigen des Büffels und der Giraffe bis zur winzig kleinen der Zwergantilope, durchkreuzten ſich nach allen Richtungen, dazwiſchen unförmige, tiefe Löcher, von den Tritten des Flußpferdes herrührend.

Gleich als wir aus der Mangrove heraustraten, gingen vor uns zwei Waſſerböcke auf und verſchwanden blitzſchnell im Dickicht; im nächſten Augenblick ſauſte ein ganzer Sprung großer Antilopen vorüber; überall krachten Äſte und Zweige unter den Tritten des flüchtenden Wildes.

Die Tangaweleute waren nach ihrem Dorf zurückgekehrt mit einem Zettel an Herrn Denhardt, er möge uns um 5 Uhr mit dem Boot von einer beſtimmten Landungsſtelle, Kuhaſchur benannt, abholen.

Nun verabredeten wir beide, daß wir uns bei einem beſtimmten weithin ſichtbaren Baum wieder treffen wollten, trennten uns dann und zogen jeder auf eigene Fauſt los. Geſehen habe ich eine Menge, wohl 500 Stück, geſchoſſen habe ich aber überhaupt nicht; es ging mir ähnlich wie damals mit Baraka; die afrikaniſche Jagd iſt ſo leicht nicht und will gelernt ſein. Einmal war ich auf 150 m an ein Rudel großer Antilopen mit langen gewundenen Hörnern herangekommen und zielte auf ein beſonders großes Stück. — Da krachte von der anderen Seite ein Schuß; der Bock machte einen Rieſenſatz und ſtürzte nieder, die anderen ſtoben davon. Herr Schönert war glücklicher geweſen wie ich. Das Abkommen auf dasſelbe Stück Wild, nachdem wir zwei Stunden lang verſchiedene Wege gegangen waren, war jedenfalls höchſt merkwürdig.

Wir brachen gemeinſchaftlich auf, um zur feſtgeſetzten Zeit an der Stelle Kuhaſchur zu ſein. Herr Schönert hatte auch noch einen Leoparden aufgeſcheucht, aber nicht auf ihn ſchießen können.

Bei unſerem Ziel angekommen, wuſchen wir zunächſt unſere Kleider aus, die nach den verſchiedenen Märſchen durch die Mangrove in einem unbeſchreiblichen Zuſtande ſich befanden. In zehn Minuten waren ſie wieder trocken, und wir ſahen aus „wie neu“. Selbſt tief ins Waſſer hinein zu gehen, durften wir nicht wagen; denn es wimmelt in den Creeks von Grundhaien; Schönert machte mich auf zwei ſpitze Pfählchen aufmerkſam, die nicht weit von uns über dem Waſſerſpiegel

auf- und abglitten; es waren die Rückenflossen eines ziemlich großen Haifisches, der anscheinend auf der Lauer lag und durch das Plätschern beim Waschen herangezogen worden war. Einem früheren Beamten der Witugesellschaft, Herrn Rabenhorst, passierte es beim Baden in der Mandabay, daß gerade als er, ans Land schwimmend, wieder Boden unter den Füßen hatte, ein großer Hai nach ihm schnappte und ihn bei der Hüfte faßte. Die Spuren des Bisses, der schauderhaft gewesen sein soll, trägt Herr Rabenhorst wohl bis an sein Ende. Herr Schönert wurde vor etwa fünf Wochen von einem großen Polypen erfaßt: deutlich sah man noch an Schultern und Armen die Spuren der Saugnäpfe.

Während des Waschens hatten wir wiederholt das Brüllen von Flußpferden gehört, aber vergeblich nach ihnen ausgeschaut; endlich sahen wir am gegenüberliegenden Ufer des Creek, etwa 400 m von uns entfernt, ein unförmlichen Körper sich in der Mangrove bewegen. Der Krimstecher wurde dorthin gerichtet, und jetzt sahen wir deutlich mehrere dieser ungeschlachten Geschöpfe. Herr Schönert feuerte aufs Geratewohl dazwischen, und mit lautem Plätschern und schrecklichem Geschnauf und Gebrüll plumpsten verschiedene Kolosse ins Wasser. Wir zählten 6 Stück, darunter einen wahren Riesen und ein Junges. Ab und zu sah man ihre Köpfe auftauchen, wie sie langsam den Creek hinaufschwammen.

In diesem Augenblick kam wie gerufen Denhardts Boot hinter der nächsten Landecke hervorgeschossen; schnell sprangen wir hinein, und nun ging es mit günstigem Wind und vollen Segeln hinter den Flußpferden her. Bald waren wir mitten unter ihnen; sie merkten die Gefahr und kamen nur immer auf einen Moment mit dem Kopf über das Wasser. Ich stand vorne im Boot und pfefferte wacker dazwischen, traf aber bei dem Schwanken des kleinen Fahrzeuges nicht ein einziges Mal. Plötzlich erschien, kaum 20 Schritt seitwärts von uns, wieder ein unförmlicher Kopf; es war gerade das größeste kiboko. Bautz! wieder ein Schuß, aber diesmal saß die Kugel auf dem richtigen Fleck. Mit donnerndem Gebrüll und zwei blutige Wasserstrahlen aus den Nüstern in die Höhe blasend, bäumte sich der zu Tode getroffene Riese hoch auf, kam mit dem Oberkörper über das Wasser und sank, Bauch nach oben, weg. Wir kreuzten noch eine zeitlang auf der Stelle, aber der Körper kam nicht wieder zum Vorschein. Erst 24 Stunden später etwa, wenn die Gase den Körper aufgetrieben haben, erscheint ein im Wasser geschossenes Tier wieder auf der Oberfläche.

Herr Denhardt, der schon mehrere kiboko erlegt hat, meinte, daß die Kugel getötet hätte, sie war zwischen Auge und Ohr eingeschlagen.

Nach Wange zurück mußte gerudert werden, es war eine himmlische Fahrt. Der neue Mond stieg mit seiner silbernen Sichel allmählich im Westen empor, ohne die Sterne zu verdunkeln, die vom wolkenlosen Himmel geheimnisvoll herunterfunkelten und glitzerten; gerade über uns stand das südliche Kreuz; auch unser alter ehrlicher großer Bär war nach Norden zu über dem Horizont zu sehen. Die Luft war lind und weich, das Wasser leuchtete von Myriaden von phosphoreszierenden Infusorien; jeder Ruderschlag warf funkelnde Garben in die Höhe, und hinter dem Boot erschien bis in weite Ferne das Kielwasser wie ein leuchtender Streif. Dazu sangen unsere Bootsjungen ihre eintönigen Weisen; der Vorsänger improvisierte und besang die heutige kiboko-Jagd. Wir drei schmauchten unsere kurzen Pfeifen, und jeder träumte und wiegte sich in Gedanken. Ich dachte nach Haus und was ich wohl drum geben würde, wenn ich euch alle einmal hier haben könnte. Schön ist es hier, wunderschön, das ist keine Frage; bis jetzt bekommt mir, trotz der vielen Strapazen, das Klima ausgezeichnet, und ich bin geistig und körperlich regsamer als je.

Am nächsten Morgen stand ich um 4 Uhr auf, um mit einem Wangemann die Büffel in ihrer Morgenruhe zu überraschen. Wange ist ein berühmtes Büffelland.

Wir liefen 5 Stunden umher, resultatlos, weil der Kerl zu bange war, mit mir in das Dickicht zu kriechen, in dem die Büffel liegen mußten. Allein mich in dieses Labyrinth hinein zu wagen, wäre eine an Verbrechen grenzende Torheit gewesen, und so kamen wir ohne Beute wieder zu Hause an. Unterwegs waren wir zweimal von wolkenbruchartigen Regenschauern bis auf die Haut durchnäßt worden, auch stießen wir auf eine Herde großer Affen, von denen ich zwei à la doublette erlegte.

Der nächste Morgen sah uns wieder im Boot und auf der Heimfahrt nach Lamu, diesmal gegen den Wind, so daß wir in kurzen Schlägen kreuzen mußten und 13 Stunden für denselben Weg brauchten, den wir vor einigen Tagen in kaum 4 Stunden zurückgelegt hatten.

Um 8 Uhr abends waren wir wieder hier, und müde und steif, wie ich von dem langen Sitzen im Boot war, ging ich nach dem Abendbrot gleich zu Bett.

Herr) atemlos herbeigestürzt und brachte die Nachricht, ein Dampfer unter deutscher Handelsflagge käme herein. Wir eilten mit Fernrohren aufs Dach und sahen, daß der bana mdogo recht hatte, vermuteten natürlich auch insgesamt, dies wäre der Petersſche Dampfer. Schnell wurde das Boot klar gemacht, und wir segelten oder sausten vielmehr vor dem starken Südwestmonsun hinüber. Es war der „Vulkan", eines der von Wissmann gekauften vier Schiffe, ein kleines Ding von nur 26 Tons (der „Oriental" hatte 5600), das in dem furchtbaren Monsun beinahe untergegangen war und sich hierher geflüchtet hatte. Die einzige Möglichkeit, gegen den Sturm aufzukommen, war eine möglichst kräftige Entwickelung von Dampf gewesen; das Schiff hatte daher die Kohlen, die von Aden bis Dar es Salam reichen sollten, schon jetzt fast verbraucht, konnte also nicht weiter. Die anderen drei Schiffe waren zusammen mit dem „Vulkan" von Aden abgefahren; der Kapitän Rose, ein alter, wetterharter Seemann, hatte sie aber aus dem Gesicht verloren und hegte ihretwegen lebhafte Besorgnisse — es war eine schreckliche Fahrt gewesen.

Die Bitte um Kohlen, mit der er sich an das hier stationierte Kriegsschiff sowohl als an die gerade anwesende Mail vom Süden wandte, blieb erfolglos, trotzdem beide Kohlen im Ueberfluß hatten. „That is not my business", sagten die beiden Kapitäne hartherzig, und dampften, der eine an demselben, der andere am nächsten Tage, davon. Hier in Lamu sind natürlich keine Kohlen zu haben, und so ist Kapitän Rose gezwungen, so lange zu liegen, bis von Aden, wohin er mit der Mail geschrieben hat, nach Sansibar telegraphiert wird und von dort Hilfe kommt. Von uns wurden er und seine Leute natürlich mit offenen Armen aufgenommen und mit allem, was Leibes Nahrung und Notdurft betrifft, versehen. Die ganze Bemannung besteht alles in allem aus neun Köpfen; daraus kannst Du ersehen, wie klein das Ding ist — ein wahres Wunder Gottes, daß es bei der fürchterlichen See, die jetzt draußen steht, nicht untergegangen ist.

Am nächsten Tag war Pfingsten; wir hatten es samt und sonders vergessen, bis Töppen es morgens am Abreißkalender las: „Deubel, heut ist ja Pfingsten!" Wir waren nachmittags sehr vergnügt auf Herrn Töppens Schamba, gerade ein Dutzend Deutsche, darunter auch der Kapitän Rose und der Ingenieur vom „Vulkan". Das Wetter war herrlich und verhältnismäßig kühl, während es augenblicklich wieder in Strömen gießt. In welcher Ecke Afrikas werde ich wohl das nächste Pfingstfest feiern?

13. Juni.

Noch immer schauderhaftes Wetter, der Regen fällt in Strömen, „grau wie der Himmel liegt vor mir die Welt!“ Zum Abschiednehmen ist dies für hiesige Verhältnisse allerdings nicht das richtige Wetter; ich gehe lieber bei heiterem Himmel und Sonnenschein. Nur einen Nutzen hat die Nässe, die Luft ist merklich abgekühlt, d. h. nach afrikanischen Begriffen. Trotz Regen und starker Brise waren es gestern immerhin noch 25° R. Ich glaube, ich würde erfrieren, wenn ich plötzlich in Deutschland wäre. Hier befinde ich mich äußerst wohlig.

17. Juni.

Heute brachte uns ein M-digo aus Rasini die Meldung, daß dort ein europäisches Schiff eingetroffen sei. Wahrscheinlich ist es eins von den Wissmannschen Schiffen, vielleicht auch ein Dampfer, der nach ihnen auf Suche ist. Morgen segle ich mit Denhardt mal in die Mandabay hinauf, um zu sehen,. was in Rasini los ist. Daß das dort eingetroffene Schiff zu unserer Expedition gehören sollte, ist nicht anzunehmen, denn der Hafen von Rasini ist so schlecht und die Einfahrt so gefährlich, daß nur im äußersten Notfall sich ein Kapitän in dies unbekannte Fahrwasser wagen wird.

18. Juni.

Triumph! Das von Rasini gemeldete Schiff liegt bei Schimbie. Rate, wen es an Bord hat!

Peters und sämtliche Teilnehmer der Expedition, im ganzen etwa 100 Mann! Nun geht es also wirklich ans Scheiden, morgen früh segle ich hinaus. Einige Tage wird sich der Abmarsch wohl noch verzögern, viel Gelegenheit zum Schreiben bietet sich aber sicher nicht mehr.

Ich bin begreiflicherweise in sehr gehobener Stimmung und sehne den morgigen Tag herbei; es ist mir ungefähr so zumute, wie einem Kinde am Tage vor Weihnachten, und immer summen mir die Worte im Ohr: jetzt geht's los, nun wird es Ernst. Körperlich bin ich so kräftig und gesund wie je; das Kisuaheli beherrsche ich genügend, um mich verständigen zu können; Land und Leute habe ich auch etwas kennen gelernt, also vorwärts! Mein Herz schlägt froh bei dem Gedanken an die vor mir liegende Zeit, an eine lange Reise voller Gefahren und Mühsal, und am Schluß derselben Ruhm, Ehre und — so Gott will — eine glückliche, fröhliche Heimkehr. Seit langer

Zeit bin ich nicht so froh gewesen wie heute; ich wollte nur, ich könnte Euch alle vorher noch einmal sehen . . . .

Von nun an entnehme ich meine Mitteilungen wieder dem Tagebuch.

Eigentlicher Anfang der Emin Pascha-Expedition.

Viertes Kapitel.

Von Kweihobucht bis Engatana.

Schimbie, 19. Juni.

Morgens früh segeln Töppen, Denhardt und ich per Dhau nach Schimbie und bleiben, da Ebbe eingetreten, etwa 300 m vom Lande sitzen. Wir ziehen uns aus, nehmen unsere Habseligkeiten auf den Kopf und waten, oft bis ans Kinn im Wasser, an Land. In einiger Entfernung von Schimbie treffen wir auf den ersten Petersschen Vorposten, einen meiner Somali von Bagamoyo her, der freudig herbeieilt und zurückruft: „there gurry, there gurry!“ Da ist gurry![1]) Von den 100 Somali sind nur noch 25 da, deren Anführer mein alter Freund Husseïn Fara ist. Im Lager selbst war alles auf einen Ueberfall der Engländer vorbereitet; die kleine Kanone steht, mit Kartätschen geladen, vor dem Hauptzelt, alle Leute sind kampfbereit. Die Erlebnisse, die Peters in den letzten Tagen gehabt hat, rechtfertigen diese Anstalten vollkommen. Nachdem er alles, was an Mannschaften, Waffen und Tauschartikeln zur Hand war, in Dar es Salam an Bord der „Neera“, des von ihm gecharterten Dampfers, gebracht hatte, war er unter der Vorgabe, in der Delagoabay oder sonst wo im Süden zu landen, in südlicher Richtung davongedampft. In der nächsten Nacht fuhr er südlich um Sansibar herum und ging weit hinaus auf hohe See. Die Engländer hatten aber wohl doch nicht recht getraut, und der Admiral Freemantle war in höchsteigner Person mit drei Schiffen nach Norden aufgebrochen, so daß mit dem

---

[1]) So lautete mein Name bei den Somali, er bedeutet „Der Starke“. Die Träger nannten mich nach dem Gefecht bei Cosinderani (s. weiter unten) Kimpallampalla, d. i. der Menschentöter. Peters hieß Kupandachalo, d. i. der Städtestürmer.

bei Lamu stationierten Kriegsschiff jetzt vier Engländer auf der Jagd waren. Peters hielt sich immer auf hoher See, Rust machte selber die Peilungen, um danach den Kurs zu bestimmen. In der Frühe des 15. Juni näherte man sich der Kweihuinsel, und Peters befahl dem Kapitän, es koste, was es wolle, die Einfahrt in den Siukanal zu versuchen. Die See ging furchtbar hoch, der Südwest heulte, überall waren Klippen, weißes Wasser und Brandung; dennoch gelang dies waghalsige Unternehmen, und die „Neera" warf in der Nähe von Rasini Anker. Hier wurden schleunigst sämtliche Kisten mit Munition, alle Waffen, Zelte, Lebensmittel, sowie alle Askari und Träger in Dhaus verladen und nach Schimbie hinübergebracht, wo ein befestigtes Lager bezogen wurde. Ha! das sieht Peters ähnlich, mit einem einzigen kleinen Dampfer die Blokade zu durchbrechen und vier Kriegsschiffen der „alle Meere beherrschenden Nation" ein Schnippchen zu schlagen, dem Admiral an der Spitze. Das macht ihm kein Mensch nach.

Im Lager herzliche Begrüßung mit Rust; Peters ist nach Wange gegangen, um bei Schönert Erkundigungen einzuziehen, Borchert mit der „Neera" und den Tauschartikeln, die nicht gelöscht werden konnten, nach Lamu gedampft. Ich mache mich ebenfalls nach Wange auf den Weg und treffe bald auf Peters und Schönert, die von dort zurückkommen. Wir drücken uns kräftig die Hand; es war für mich ein erhebender Augenblick. Abends beginnt bereits die Ueberführung der Lasten nach Wange, von Schönert geleitet.

Wange, 20. Juni.

Peters fühlt sich in der Nähe der Küste nicht sicher und drängt weiter. Er, Denhardt und ich nach Wange; Rust und Friedenthal (neu engagiertes Faktotum) hüten das Lager. Den Tag über sind wir äußerst fidel, fast alle Lasten kommen im Laufe des Tages nach Wange.

21. Juni. Mgini-Creek.

Die schweren Munitionskisten werden per Dhau in der Nähe des Mgini-Creeks gebracht und an einer versteckten Stelle in den Mangroven verborgen. Ich und zehn Somali sind zur Bedeckung mit auf der Dhau. Mit dem Krimstecher behalte ich fortwährend das englische Flaggschiff „Boadicea" im Auge, das bei der Insel Kl. Manda liegt und wahrscheinlich scharf nach Peters auslugt, aber nach der verkehrten Seite. Wäre von dort eine Dampfpinasse auf uns losgekommen, so hätte ich die Dhau auf den Strand laufen lassen und die Kisten in Sicherheit gebracht. Es geschieht aber nichts Derartiges; die Herren haben hier

wichtigere Sachen zu tun, als ſich um jede beliebige Dhau zu kümmern. Bis zur Dunkelheit bleibe ich bei den Laſten ſitzen, den ganzen Tag ohne Eſſen und Trinken; abends bekomme ich von Mgini 3 Büchſen mit Konſerven, deren Inhalt bei der großen Eile wohl nicht näher unterſucht worden iſt, denn er beſteht aus ſtark geräucherter Wurſt, mixed pickles und Sardinen; zu trinken war nichts gekommen. Meinen Durſt kann man ſich denken oder vielmehr nicht denken. Außerdem liegt einer der Somali ſchwer fieberkrank, ſtöhnt und ſchreit zu Allah; es gibt Lebenslagen, die behaglicher ſind. Mit großer Freude folge ich einem Befehl des Doktors, der um 10 Uhr eintrifft, ſofort nach Mgini zu kommen. Bis dahin ſind $2^1/_2$ Stunden Wegs, aber ich laufe wie ein Haſe, immer den Führer treibend, durch die ſtockfinſtere Nacht und lege die Strecke in $1^1/_2$ Stunden zurück. Mein Durſt iſt bald gelöſcht. Bis zum Morgen lauere ich mit Ruſt vergeblich auf Hyänen.

22. Juni. Mgini.

Mit 30 Trägern zur Landungsſtelle und unter großen Mühſalen den Reſt der Laſten geholt. Huſſein, die ſchwarze Perle, der bei mir iſt, ſchießt unterwegs eine ungeheure Puffotter, 2 m lang, $1^1/_2$ Armbreiten dick, ein wundervoll gezeichnetes Tier, und ich bücke mich, um es in Augenſchein zu nehmen. Als ich mit der Hand zugreife, richtet ſich die Beſtie plötzlich auf und öffnet einen Rachen voll der herrlichſten Giftzähne, die Augen gleißen und glitzern wie Brillanten. Ich mache einen hohen Luftſprung rückwärts und zerſchmettere ihr mit einer Revolverkugel den Schädel. Abends Skat in Mgini.

Hindi, 23. Juni.

Mit Peters, Denhardt und 70 Trägern nach Hindi; ich marſchiere am Ende der Kolonne und bekomme einen Vorgeſchmack von dem Vergnügen, mit afrikaniſchen Trägern zu verkehren.

In Hindi iſt Borchert, der von Lamu herübergeritten iſt und Nachricht bringt, die „Neera“ ſei von den Engländern gekapert, trotzdem nichts von Kriegskonterbande an Bord gefunden ſei. Dieſe Gewalttätigkeiten ſchreien zum Himmel, und nichts iſt peinlicher, wie das Gefühl ohnmächtiger Wut. Peters und ich kochen uns eine Büchſe „Hammelkohl“ zum Abendbrot, den er perhorresziert, weil Zwiebeln daran ſind. Tant mieux, j'ai mangé la boîte moi seul.

24. Juni. Lamu.

Morgens treffen meine neun Kamele von Lamu ein; ich erbitte mir Urlaub vom Doktor und reite zu Eſel hin, um meine Sachen zu holen. Mit meinem ſeit einer Woche nicht raſierten Bart, den breit-

randigen Hut auf den Kopf, ledernen Gamaschen an den Beinen, mit umgehängter Büchse und Revolver und Messer im Gürtel, muß ich ausgesehen haben, wie ein Ritter von der Landstraße.

25. Juni. Lamu.

Bringe den ganzen Tag mit Packen und Briefschreiben zu.

26. Juni. Hindi.

Reite nach Hindi zurück, 3 Träger tragen mein Gepäck. Hier ist das Lager unter einem großen Mangobaum aufgeschlagen, ein höchst malerischer Anblick. Abends Regen.

Hindi, 27. Juni.

Unter den Gepäckstücken herrscht ein furchtbares Tohuwabohu. Ich suche eine Liste der verschiedenen Kisten und ihres Inhaltes anzufertigen, es geht aber heute nicht, kein Durchfinden möglich. Borchert bekommt Auftrag, nach Sansibar zu gehen, um dort neue Tauschartikel zu besorgen, außerdem kaufen wir Töppens ganzen Vorrat auf, worunter viel unbrauchbares Zeug, so z. B. sage einhundertfünfundzwanzig Pfund schwedische Streichhölzer.

Der Doktor hat die Absicht, mit mir, der Hälfte der Somali, den Kamelen und Trägern den Tanafluß hinauf zu marschieren bis zum Kenia; dort will er Lager beziehen und auf Ruft und Borchert warten, die mit neuen Trägern und Tauschartikeln uns folgen sollen.

Unter den Somali bricht Dysfenterie aus. Viel Regen; es ist schauderhaft, alles schwimmt im Wasser, Kamele, Pferd (von Töppen gekauft), Esel ohne Obdach. Einige neue Kamele treffen aus Mkonumbi ein und werden vom Doktor gekauft. Abends krame ich in der Bibliothek und entdecke mit Entzücken die Werke meines Lieblings Bulwer; auch Carlyle, Friedrich der Große, ist da, großartig!

28. Juni bis 2. Juli. Hindi.

Die Lasten werden geordnet, numeriert, registriert, neue Kamele angekauft und einige Träger angeworben, Kamelsättel angefertigt usw. Alles ist zum Abmarsch fertig.

3. Juli. Kibokoni.

Um 8 Uhr soll aufgebrochen werden, erst um 12 Uhr kommen wir in der Tat weg. Sobald das Horn zum Sammeln bläst, verschwindet ein großer Teil der Träger; man muß sie mühsam mit den verschiedenen muinikipalla (Trägerchefs) aus den zerstreuten Hütten und Maisfeldern zusammensuchen. Dann kommt das Verteilen der Lasten. Dem ist diese zu schwer, jenem eine andere zu groß; andere behaupten lahm zu sein oder haben schreckliche sonstige Schmerzen,

unterdessen machen sich wieder einige unsichtbar, Esel brennen durch, Kamele gurgeln und blöken, alles schreit, schimpft, lacht in sechs verschiedenen Idiomen; man wird ungeduldig, wütend, rasend, fährt mit dem Stock dazwischen und teilt Jagdhiebe aus — der Wirrwarr und Lärm wird immer größer — ich setze mich schließlich resigniert auf eine Zwiebackkiste und lasse alles gehen, wie es will. Und es geht — schneckenhaft langsam zwar, aber es geht. Einer nach dem andern trabt mit seiner Last auf dem Kopfe davon und verschwindet in der Richtung nach Kibokoni, unserem heutigen Ziel. Rust bleibt mit den ihm zugeteilten Somali zurück, um die noch übrigen Lasten zu bewachen. Erst gegen Abend treffe ich in Kibokoni ein, mit einer Last auf dem Buckel, die ein Träger unterwegs weggeworfen hat, schlage dann mein Zelt auf und schlafe gleich ein. Nachts Regen.

4. Juli. Mansu marabu.

Morgens früh mit 20 Trägern zurück nach Hindi, um liegengebliebene Lasten zu holen, frühstücke bei Rust, dann wieder zurück nach Kibokoni, von wo unterdessen Friedenthal mit einem Teil der Lasten nach Mansu marabu aufgebrochen ist. Die Kamele und Esel, die etwas später abmarschiert sind, verlaufen sich und kommen nach zwei Stunden von einer ganz anderen Richtung wieder an. Peters beschließt, die Nacht in Kibokoni zu bleiben; wir sitzen beide in seinem Zelt, essen, da keine Messer und Gabel zur Hand sind, kaltes Ziegenfleisch mit der Hand und trinken laute de mieux eine Flasche Pommery und Greno. Draußen heult der Sturm und der Regen rauscht auf das Zeltdach.

Um 11 Uhr nachts kommen Friedenthals Träger von Mansu marabu, um neue Lasten zu holen, und ich breche auf. Der Regen hat aufgehört, aber es ist „stockfinstere Nacht; kein Mond, kein Sternlein wacht." Dicht bei Mansu marabu hatten wir einen schlammigen Creek zu passieren, und was ich heimlich gefürchtet, geschieht, die beiden schwersten Lasten bleiben stecken. Ich bleibe wohl oder übel dabei, bis an die Augen mit Schlamm bedeckt und ganz durchweicht, denn der Regen schießt wieder strommeise herunter. In den Mangroven um uns her heulen und jauchzen die Hyänen; eine kommt, wahrscheinlich durch unsere hilflose Lage ermutigt, so nahe, daß man ihre Augen leuchten sieht. Ich befehle einem Träger, zu schießen, worauf sie verduftet. Schließlich kommt Hilfe und wir ziehen ab.

5. Juli. Mansu marabu.

Unser Lagerplatz liegt malerisch unter riesigen Mangobäumen. Um 5 Uhr morgens marschiert Friedenthal mit den Trägern nach

Kibokoni, um den Rest der Lasten zu holen, und kehrt um 9 Uhr zurück. Dann erscheint auch der Doktor zu Pferde, durchnäßt bis auf die Knochen, aber frischen Muts. Die Lasten sind alle da; wir schaffen Ordnung und werden endlich von herrlichem Wetter begünstigt. Gegen Mittag entsteht ein Heidenlärm; Kamele, Esel, Schafe, Ziegen und Menschen rasen wie wahnsinnig durcheinander: ein Bienenschwarm hat das Lager überfallen und die Kleinen jagen die Großen. Eine kleine Ziege, die zu fest gebunden war, um sich losreißen zu können, war von den kleinen bestachelten Teufeln buchstäblich bedeckt und stand zitternd und mit gesenktem Kopf da, sich in ihr Schicksal ergebend. Peters ruft mir zu, das Tier tot zu schießen, um es von seinen Qualen zu erlösen; ich schneide aber rasch den Strick durch und schleppe es in den Rauch eines der Feuer, die überall zum Schutz gegen unsere Feinde angezündet worden waren. Bei diesem edlen Rettungswerk bekomme ich allerdings mehrere schändliche Stiche, aber — für nichts ist nichts. Ein Esel will abends infolge der Bienenstiche krepieren; ich erleichtere ihm die Sache und befördere ihn durch einen Revolverschuß kurz und schmerzlos ins Jenseits.

6. Juli. Mansu marabu.

Morgens Regen. Die Träger erscheinen ziemlich pünktlich, so daß Friedenthal um $^1/_2$7 Uhr mit ihnen abmarschieren kann. Der Doktor folgt später mit Kamelen und Eseln. Einige Lasten können nicht fortgeschafft werden und bleiben unter meiner Obhut zurück. Koche mir zu Mittag ein Huhn; Friedrich aus Baltia kommt herüber und leistet mir Gesellschaft. Die Spuren meiner Coiffeurtätigkeit trägt er noch immer.

7. Juli. Mansu marabu.

Gegen 11 Uhr kommt ein vom Doktor gekauftes Kamel an, natürlich wieder ohne Sattel, der nach langem Verhandeln und unverschämt teuer im Dorfe angefertigt wird. In der Nacht höre ich zum erstenmal einen Löwen in Freiheit brüllen.

8. Juli. Funga fombo.

Das Wüstenschiff wird mit den Lasten bepackt und marschiert mit drei zurückgebliebenen Somali davon — langsam, aber sicher. Alle halben Stunden lege ich mich ins Gras und drehe eine Zigarette, gehe dann wieder los und hole die andern ein. In Pembe verwickelt sich das Kamel in den langen Strick eines angepflöckten Schafes, das sich, wie diese Tiere es stets bei derartigen Zufällen tun, ganz unbeschreiblich blödsinnig benimmt. Schließlich rutscht der Sattel unter den Bauch und das Kamel brennt durch, die drei

Somali wie Furien hinterher, einer am Schwanz hängend. Dem Besitzer des Schafs, der zu alledem noch Geld für den zerrissenen Strick haben will, verabfolge ich in aller Eile einen ungeheuren Backenstreich, so daß er sich hinsetzt, und beteilige mich dann eifrig an der Jagd, die endlich von Erfolg gekrönt ist. Die Nacht bringen wir in Funga sombo zu.

9. Juli. Witu.

So, da wären wir ja vorläufig in Sicherheit, der Sultan hat dem Doktor Gastfreundschaft angeboten. 14 Tage werden wir mindestens hier bleiben, um auf Nachrichten und Tauschartikel von Borchert zu warten. Auf dem Wege von Funga sombo nach Witu begegnet mir unser ganzes Wüstengeschwader, das nach Hindi zurückgeht, um Rusts Lasten zu holen. Dann haben wir alles in Sicherheit.

Die Beschreibung der in Witu verbrachten Wochen entnehme ich einem Briefe von dorther, da der Inhalt des Tagebuches in dieser Zeit etwas eintönig sein würde.

Witu, 10. Juli 1889.

. . . . . Jeder von uns hat sein eigenes Zelt mit guter Bettstelle und sonstigem Komfort; die gemeinsamen Mahlzeiten werden im großen Zelt des Doktors eingenommen. Vor diesem flattern stolz die deutsche Flagge und die des Sultans von Witu; das Geschütz, spiegelblank geputzt, reckt seinen eisernen Schlund drohend jedem Vorübergehenden entgegen; zwei Somali in ihren schneeweißen, schwarz-weiß-rot paspelierten Uniformen, auf dem Kopf den roten Torbusch, schreiten stolz und ernsthaft, die Büchse auf der Schulter, Wache haltend auf und ab. Unter einem riesigen Mangobaum hat der schwarze Koch sein Laboratorium aufgeschlagen und rührt in schmurgelnden Pfannen und Töpfen; etwas weiter weg steht Herr Friedenthal und teilt unter die Träger Essen aus; rechts in der Ferne, auf einem weiten Rasenplatz, sieht man zwischen den unregelmäßigen Negerhütten schlanke Kokospalmen und darunter, behaglich weidend, unsere Kamele und Esel. So ist die Situation augenblicklich, während ich in meinem Zelte sitze und schreibe. Von Zeit zu Zeit statten mir die Hunde des Doktors, zwei wirklich prächtige Pointer, ihren Besuch ab, und werden jedesmal von meinem Hund Mopke mit eifersüchtigem Knurren empfangen. Letzterer, ein Geschenk des Herrn Friedrich, ist in seiner Art ein vollendetes Scheusal, aber ein braves und anhängliches Geschöpf; er sieht etwa aus wie ein ganz kleiner Fuchs, dem man Ohren und Schwanz abgeschnitten hat — eine Suahelirasse. Vormittags bis 11 Uhr und nachmittags von 3 Uhr ab

gibt es immer etwas zu tun; in der heißen Mittagszeit liege ich auf meinem Bett und schwelge in unserer reichhaltigen Bibliothek. Nach dem Abendessen setzen wir uns in den Mondschein; vornehme Suaheli kommen zum Schauri und lauschen bewundernd den Klängen unserer Spieldose, deren etwas triviale und schwermütige, aber melodische Weisen sich eigentümlich und geradezu rührend in der wilden Umgebung anhören . . . .

11. Juli.

Heute war Witu in großer Aufregung. Eine Gesandtschaft von etwa 100 Somali begab sich zu Fumo Bakari. Sie mußten unser Lager passieren und machten beim Anblick der weißen Gesichter, der Kanone und der in langer Linie aufmarschierten Askari und Träger sehr erstaunte und zugleich lange Gesichter. Wenn sie wirklich die verwegene Absicht gehabt haben, sich durch einen Handstreich Witus zu bemächtigen, wie einzelne Leute hier behaupten, so werden sie einen solchen Plan jetzt ganz gewiß aufgegeben haben. Es war ein hochinteressanter Anblick, als die Kerls, größtenteils mit Flinten, aber auch mit Schild und Speer, Bogen und Pfeilen bewaffnet, im Gänsemarsch vorüberzogen. Besonders einer unter ihnen erregte berechtigtes Aufsehen, ein langer, dürrer Schlingel, mit einem ungeheuren Federkopfputz, sonst aber bis auf einen Hosenriemen, den er sich um den Leib geschnallt hatte, völlig unbekleidet. Heute nacht wollen wir auf der Hut sein, es sind gefährliche Burschen. So idyllisch und friedlich unsere augenblickliche Lage auch scheint, so ist man sich doch stets bewußt, auf dem Kriegspfade zu sein; die geladene Büchse befindet sich immer in erreichbarer Nähe . . . .

Die verschiedenen Dialekte in unserem Lager sind Deutsch, Französisch, Englisch, Kisuaheli, Kinyamwesi, Kinyema, Kisomali und Arabisch. In den ersten vier kann ich mich gut verständigen, die vier anderen, insbesondere die beiden letzten, sind mir versiegelte Briefe. Ich habe nie eine häßlichere Sprache gehört wie das Somali, eine Reihe von tief aus der Brust und Kehle hervorgestoßener, abgebrochener Laute. Du kannst Dir den Gesamteindruck ziemlich täuschend vorstellen, wenn Du aus einer Badewanne das Wasser abläßt und dann auf die Töne lauschst, die das letzte, durch das Abzugsloch fließende Wasser hervorruft.

12. Juli.

Heute morgen habe ich unsere Raketen, die durch Regen und Seewasser beschädigt waren, wieder einigermaßen in Ordnung gebracht und werde heute abend, wenn unsere Abendgesellschaft erscheint, ein kleines

Brillantfeuerwerk zum besten geben, natürlich nur einige zur Probe. Ein häufiger Gast bei uns ist Omar Hamadi, der erste Offizier des Sultans, in seiner arabischen Tracht eine imponierende Erscheinung, in der Uniform eines preußischen Artillerieoffiziers dagegen, in die er ab und zu seine Glieder zwängt, eine vollendete Karikatur. Besonders der Sitz der Beinkleider, die noch nach der alten Mode gearbeitet, also eng sind, beleidigt mein Kennerauge. Zu dieser Art Inexpressibles gehören unbedingt Stege, diese sind aber nicht vorhanden, und deshalb rutschen die Hosen an den Knien in die Höhe; dazu gucken unten die bloßen Füße heraus, an denen Sandalen befestigt sind. Sein Benehmen ist das eines vollendeten Gentleman, und wenn er abends bei uns im Zelt sitzt und mit der feinen und schmalen Hand die Teetasse zum Munde führt, während die andere vorsichtig die Untertasse darunter hält, würde er manches deutsche Damenherz mit großem Interesse erfüllen. Meine Photographie, die ich ihm zeigte, gefiel ihm sehr; im Stillen dachte er sich wohl: „die sitzt ja noch besser wie meine" (die Uniform nämlich). Der Brave ist nicht wenig stolz auf seine deutsche Kriegertracht und hat in ihr bis jetzt wahrscheinlich das non plus ultra europäischer Schneiderkunst gesehen.

13. Juli.

Meine Gesundheit ist unberufen noch immer die beste; Peters, der neulich nach einer schlaflosen Nacht nicht ganz disponiert und etwas blaß war, betrachtete mich mit einigem Neid und meinte, ich sähe geradezu unangenehm gesund aus. Verbrannt bin ich lange nicht so, wie z. B. im Manöver; das kommt daher, weil man das Gesicht niemals unmittelbar der Sonne aussetzt. Herr Borchert scheint das Klima am wenigsten gut zu vertragen; als ich ihn neulich zum erstenmal wiedersah, war ich erschreckt über sein elendes Aussehen; Rust dagegen ist bis auf einen unbedeutenden Dysenterieanfall immer wohlauf gewesen, ebenso unser verehrter Chef.

Gestern abend war uns zu Ehren ein großes ngoma (wörtlich Trommel), eine Art Kriegstanz der Männer, welche auf das Kommando eines großen strammen Kerls und unter dem Lärm von Trommeln und Pfeifen allerhand Bewegungen, zum Teil sehr obszöner Natur, ausführten, begleitet von dem gellenden und doch melancholischen Gesang vieler Weiber und Kinder.

Als der Zug herannahte, feuerte ich aus meiner Flinte verschiedene Raketen ab, deren Zischen und langer Feuerschweif ein Entsetzen zur Folge hatten, das nur durch die Freude über das Platzen und die buntfarbigen Kugeln paralysiert werden konnte. Als letzten

Knalleffekt lud ich in den einen Lauf eine rote, in den anderen eine blaue Rakete und ließ beide zugleich in die Luft sausen; wir selber hatten unsere Freude an dem hübschen Anblick.

Dann produzierten sich auch unsere Träger, nach den verschiedenen Stämmen geordnet, in ihren heimatlichen Kriegstänzen; den wildesten Eindruck machten unsere 15 Manyema, Menschenfresser tief aus dem Inneren Zentralafrikas, die, geführt von Nogola, einem riesenhaften, tierisch roh aussehenden Neger, in wilden Sätzen umhersprangen und dazu heulten.

14. Juli.

Der Doktor hat mit dem Chef der oben erwähnten Somaligesandtschaft, Sherif Hussein, Freundschaft geschlossen und verschiedene wertvolle Abmachungen getroffen. Diese Somali gehören zum gefürchteten Stamm der Kawallallah, die östlich vom Kenia sitzen und ihre Raubzüge weithin ausdehnen.

16. Juli.

Die Somali sind doch feine Kerls, selbst unsere Kameltreiber. Einer von diesen hatte neulich eins unserer Schafe gestohlen und wurde abgefaßt. Der headman Hussein und einige Askari begaben sich mit Ketten zu dem Deliquenten, um ihn in Arrest abzuführen. Er will noch einmal in seine Hütte hineingehen, sagt er, um etwas zu holen. Plötzlich fällt drinnen ein Schuß, und der hineinstürzende Hussein findet den Mann mit zerschmettertem Schädel am Boden liegen. Er hatte den Tod der Schmach der Ketten vorgezogen.

22. Juli.

Die lange Pause rührt daher, daß ich endlich einmal Fieber gehabt habe; es war ein kurzer, heftiger Anfall. Gestern bin ich zum erstenmal aufgestanden und fühle mich heute trotz einiger Schwäche ausnehmend wohl. Wahrscheinlich übermorgen marschieren Peters und ich ab.

25. Juli.

Unsere Abreise hat sich aus verschiedenen Gründen um einige Tage verzögert; Friedenthal hat die Lust verloren, und der Doktor bewilligte ihm gern den nachgesuchten Abschied. Meine Gesundheit ist wieder die alte, vom Fieber weiß ich nichts mehr; ich werde aber in den nächsten Wochen alle meine Kräfte nötig haben. Morgen geht es also hinein in die für mich unbekannte Welt; bis Witu war ich ja schon früher vorgedrungen. Der morgige Marsch soll etwa zehn Stunden dauern, — eine heillose Arbeit, mit müden Trägern zu marschieren: alle Augenblicke werfen sie ihre Last ab, setzen sich

darauf und behaupten, auf diesem Platz sterben zu wollen. Das beste ist, man setzt sich auch ein Weilchen und bricht dann zusammen wieder auf. Im Lager sind sie dann nachher wie neugeboren und machen abends gewöhnlich einen schrecklichen Lärm, bis man sie zu Bett jagt. Die Träger sind meiner ganz besonderen Obhut anvertraut, und ich hoffe, allmählich etwas Disziplin hinein zu bekommen.

Augenblicklich regnet es einmal wieder in Strömen; die Regenzeit will dieses Jahr auch gar nicht aufhören. Hoffentlich läßt uns der Himmel nur morgen in Ruhe; ein erster Reisetag mit Regen ist etwas Schauderhaftes, ganz abgesehen davon, daß Freitag ist ....

Tagebuch:

26. Juli. In der Steppe.

Morgens gegen 7 Uhr marschiere ich mit den Trägern ab, es klappt alles gut. Nach zweistündigem Marsch mache ich, meiner Instruktion gemäß, Halt (den projektierten Zehnstünder wollen wir uns heute noch verkneifen) und lasse Lager aufschlagen. Bald erscheinen auch die Wüstenschiffe und Esel, zum Schluß der Doktor. Wir richten uns gemütlich ein, die Träger bauen mit großer Geschwindigkeit sehr nette Grashütten. Ein Kamel läuft von der Weide fort und wird trotz vielen Suchens nicht gefunden, dagegen sehen die Leute einen Elefanten. Bana Shamo (nicht zu verwechseln mit Chameau), der Bruder des Sultans, kommt mit Hühnern und Eiern und bleibt die Nacht bei uns. Der alte Sünder trinkt feste Rum und Kognak, ebenso wie seine Frau, die außerdem noch importierte Maduros qualmt.

27. Juli. Ruhetag in der Steppe.

Ich stehe um 6 Uhr auf, um zu hören, daß das Kamel noch immer nicht da ist. Gegen Mittag erst wird es von Leuten des Bana Shamo eingebracht, die fünf Stunden lang auf der Fährte gelaufen waren. Ich feuere einige Probeschüsse mit dem Geschütz ab, die Somali machen die verschiedenen Handgriffe exakt und gewandt. An alle Leute wird Munition verteilt. Abends mit Peters spazieren, dann hören wir von Bana Shamo, daß ganz in der Nähe ein Teich sein soll, schön zum Baden. Wir laufen mit einem Führer $^3/_4$ Stunden und finden schließlich einen schmutzigen Tümpel voll von Teichgewächsen und Entengrütze. Riesige Wut. Abends tun wir uns mit einer Flasche Cherry brandy gütlich, welche unsere Stimmung derartig hebt, daß wir zweistimmig singen, was von unseren Leuten für eine Art Gottesdienst gehalten wird.

28. Juli. In der Steppe.

Um 4 Uhr blase ich zum Aufstehen, es ist aber so stockfinster, daß ich, nachdem die misigo (Lasten) verteilt sind, erst um 5 Uhr 20 Min. mit den Trägern abmarschieren kann. Bis Ngao (unser nächstes Ziel) sollen zehn Stunden sein, wir marschieren bis $^1/_2$7 Uhr abends — nichts von Ngao zu hören und zu sehen. Kein Wasser, kein Essen, die Träger bleiben liegen, ich treibe sie unerbittlich weiter

zum Teil mit honigsüßen Worten nach Belieben,
zum Teil mit Kolbenstößen und mit Hieben.

Um $^3/_4$7 Uhr kommen wir endlich an Wasser, wo die Träger lagern; ich gehe noch $^1/_4$ Stunde weiter, bis an einen Wald, wo ich den Doktor finde. Die Zelte werden aufgeschlagen, Kaffee und Essen gekocht. Bei der Mahlzeit schlafe ich ein. Die Gegend war größtenteils öde Steppe mit Mimosengebüschen und Dumpalmen, in der Nähe des Wassers großartige Vegetation. Nachts Löwengebrüll dicht beim Lager.

29. Juli. Ngao.

Um 7 Uhr Aufbruch, um 10 Uhr Ankunft in Ngao. Die Träger sind heute miserabel, besonders Milambo, ein wahrer Hüne, der sich alle fünf Minuten hinsetzt und sterben will. Schließlich reißt mir die Geduld; ich gebe ihm einen zarten Wink mit dem Kolben meiner Büchse, der dabei abbricht. Ein schöner Reinfall; nun muß ich mich mit meinem Repetiergewehr behelfen. In Ngao herrscht Hungersnot, die dortigen Missionare haben nichts zu beißen und zu brechen, also auch kein Essen für unsere Leute. Hamiri (ein als Wegeführer engagierter Msuaheli) geht mit drei Wapokomo in einer Mau (eine Art Kanu) den Tanafluß hinauf nach Engatana, wohin Vorräte für uns vorausgeschickt sind. Zwei Träger sind während des Marsches auf Nimmerwiedersehen verschwunden, ihre Lasten werden gefunden.

30. Juli. Ngao.

Nachmittags mit dem Missionar Boecking auf Jagd. Wir kommen an einen seeartigen Sumpf, auf dem es von Hunderttausenden von Pelikanen, schwarzen, grauen und Silberreihern wimmelt, ebenso Enten, Gänse, Bekassinen usw. in zahllosen Mengen. Ich schieße drei Pelikane krank, bekomme aber nur einen davon. Im Laufe des Tages kommt Getreide von Engatana an, so daß wir Essen für alle haben; trotzdem suchen in der Nacht sechs Träger das Weite.

31. Juli. Ngao.

Morgens in einer Mau stromabwärts bis zur englischen Mission Golbanti, um nach den entlaufenen Trägern zu fragen. Nein, keine

Spur von ihnen. Sehe ein großes Krokodil (im Kipokomo ngoëne, Kiswahili mamba genannt).

1. Auguſt. Marfano. 23765*[1]).

Von jetzt ab werde ich immer mit dem Schrittmeſſer marſchieren, um die Länge des Marſches feſtſtellen zu können, 10000 meiner Schritte ſind gleich einer deutſchen Meile. Als ich um 1/2 6 Uhr aufſtehe und nach meinem boy Freemantle rufe, bekomme ich keine Antwort: der undankbare Hund, den ich immer gut gekleidet und freundlich behandelt habe, iſt ausgeriſſen (a ma kimbia), und hat meine ganze Barſchaft, 700 Mark in Gold, geſtohlen. Geſchieht mir ganz recht, warum habe ich das Geld nicht in Lamu gelaſſen. Um 1/2 7 Uhr marſchiere ich mit den Trägern ab, zuerſt längs des Tana, dann einen Bogen von dieſem abſchneidend über weite, flache Grasſteppe mit viel Wild. Die letzten zwei Stunden des Marſches geht es längs des Tana durch tiefen Sumpf, ſo daß mir trotz hoher Stiefel das Waſſer oben hineinläuft. Der Transport des Geſchützes, das von zwei Mann gezogen wird, macht viele Schwierigkeiten, aber wenn ich an die Kamele denke, die hinterher kommen, dann gruſelt mir. Gegen 2 Uhr kommen wir in dem kleinen Dorf Marfano, unſerem heutigen Ziel, an; kurz darauf erſcheint auch der Doktor und Miſſionar Weber, der mit bis Engatana will. Gegen 5 Uhr kommt Huſſeïn und meldet, die Kamele wären im Sumpf ſtecken geblieben, abgeladen worden und alle bis auf eins glücklich heraus, etwa 60 Laſten[2]) aber lägen im Sumpf, und das Kamel ſäße ſo feſt, daß an kein Herauskommen zu denken ſei. Ich eile ſofort mit etwa zwanzig Trägern zurück, der Doktor ſchickt Wapokomo in Maus ſtromabwärts, um die Laſten zu holen. Von dem Kamel iſt nur noch der Kopf und der obere Teil des Halſes zu ſehen, aber nach 1 1/2 ſtündiger Arbeit haben wir die Kreatur glücklich auf dem Trockenen. Zurück bei ſtockdüſterer Nacht nach Marfano, wo ich auch warmes Eſſen, das erſte heute, vorfinde. In der Nacht verwickelt ſich ein Kamel in meinen Zelttauen und reißt das luftige Gebäude um. Das war ein hölliſcher Tag heute.

---

[1]) Bedeutet Schritt.

[2]) à 60 engl. Pfund.

Fünftes Kapitel.

In Engatana.

2. Auguſt. Engatana. 19160*.

Um ½7 Uhr Abmarſch. Die Leute marſchieren gut, bis auf einen, der hochgradiges Fieber hat und liegen bleibt. Ich laſſe einen Somali bei ihm, und er kommt ſpäter nach. Gegen 12 Uhr kommen wir in Engatana an, das ſehr hübſch am ſteilen Tanaufer gelegen iſt. Hamiri wird nach Kau geſchickt, um von dort hundert Laſten Getreide zu holen. Die[1]) Temperatur wird augenblicklich durch den täglichen Südweſt abgekühlt; zur Mittagszeit ſelbſtverſtändlich trotzdem grauſame Hitze. Die Abende und Nächte ſind aber ſo kühl, daß Peters und ich, wenn wir im Mondſchein vor den Zelten ſitzen und äſthetiſche Geſpräche führen, dringend wärmerer Kleidung bedürfen. Er ſitzt dann in einem tadellos modernen, erbſengelben Winterpaletot, „dem Stolz der Friedrichſtraße“, und ich in meiner rohſeidenen Decke. Zu unſeren Füßen wälzt der Tana ſeine gelben, eiſenhaltigen Fluten nach dem Oſten, dem Mond als zitternder Spiegel dienend; hinter uns hört man das Wiederkäuen der Kamele und Ochſen und die tiefen Atemzüge unſerer Somali. Der Wind, der abends ſich zu einer leiſen Briſe abſchwächt, rauſcht in den Bananenfeldern rings um uns her und in den Zweigen eines großen Baumwollenbaumes, der uns gegenüber am anderen Ufer ſteht und deſſen groteske Umriſſe die Form eines Kopfes mit langem Bart haben. Peters und ich nennen ihn „unſeren“ Baum, und er kommt uns vor wie ein alter Freund, der alle Geſpräche anhört und verſchweigt.

Die Wapokomo, die Bewohner der Tanaufer, ſind durchweg herkuliſche Geſtalten; durch das fortwährende Bootrudern ſind ihre Gliedmaßen ebenmäßig entwickelt; bei jeder Bewegung ſpielen wahre Berge von Muskeln, und ich halte das, was man von ihnen erzählt: ſie könnten einen Ochſen durch einen Fauſtſchlag töten, für nicht unmöglich. Bekleidet ſind Männer und Weiber (die letzteren oft mit ſanften, ſympathiſchen Zügen) nur mit einem Tuch um die Hüften Kinder gehen im Naturzuſtand einher. Mit einer ockerhaltigen Erde färben ſie ſich bei feierlichen Gelegenheiten den ganzen Körper, ſogar die Haare; ſie haben dann die Farbe von nordamerikaniſchen Indianern.

[1]) Das Folgende iſt einem Brief an meinen Vater entnommen.

während sie ohne diese Tünche tief dunkelbraun aussehen. Männer und Frauen lieben es, sich mit langen Windungen von Kupferdraht zu schmücken; die Frauen tragen auch häufig sehr geschmackvolle Halsbänder aus Muscheln oder Glasperlen. Trotz ihrer riesigen Stärke sind die Wapokomo die feigsten Kreaturen, die man sich denken kann, eingeschüchtert und verängstigt durch die fortwährenden Erpressungen der Araber und Wasuaheli aus Kau. Weiter stromaufwärts werden sie kriegerischer. Ihre ganze Bewaffnung besteht aus einem wahren Ungeheuer von Speer mit riesenhafter Spitze; keinem anderen als dem starken Mpokomo wäre es möglich, ihn zu schleudern. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau (Bananen, süße Kartoffeln, Mais, Reis, Mtama, etwas Tabak). Viehzucht wagen sie trotz geeigneten Landes wegen der Nähe der Wagalla und der räuberischen Kawallalla-Somali nicht zu treiben. Auf Jagd gehen sie nur dann, wenn zur Regenzeit der Tana alles Land überflutet und weich gemacht hat. In dem zähen, schweren Boden sinkt dann das Wild, besonders das größere, bei jedem Tritt tief ein und wird den Wapokomo eine leichte Beute. Fische scheint der Tana nicht reichlich zu haben; Flußpferde und Krokodile, weiter oben ziemlich häufig, sind am unteren Flußlauf fast ausgerottet. Wimmeln dagegen tut es auf und am Tana von jeglicher Art Geflügel, vom riesigen Pelikan und Marabu bis zur Bekassine und Bachstelze. Täglich schieße ich für unseren Tisch die delikatesten Braten und auch Vögel, die wegen ihrer Merkwürdigkeit interessant sind: schwarze, weiße, blaue, rosarote Störche und Reiher und Ibisse — leider kenne ich die Namen nicht von all' diesem Zeug, ihre Zahl ist Legion.

Tagebuch:

3. August. Engatana.

Der Missionar Weber hat das Reisen schon satt und macht sich gegen Mittag aus dem Staube. Unsere Tragemittel genügen nicht, um alle Lasten zu befördern; einige Kamele sind krank, Träger werden auch wohl noch ausreißen, wir brauchen also notwendig Maus (der plur. heißt eigentlich miau), um einen Teil der Bagage stromaufwärts zu schaffen. Zu diesem Zwecke fahren die Somali Nur Ali und Horija Aniasche mit einem Kerl aus Kau, der sich dazu angeboten hat, den Tana hinauf, um Boote zu kaufen. Abends noch lange Unterhaltung mit dem Doktor im Mondenschein; grauliche Gespenstergeschichten, Theosophie und Metaphysik bilden den Hauptgegenstand.

4. August. Engatana.

Peters ist wieder ganz der Alte, entwickelt kühne Pläne und kennt kein Hindernis; sein Feuer reißt unwiderstehlich jeden mit sich. Die Vorsehung gebe, daß uns alles so gelingt; was an mir liegt, so bin ich bereit, den letzten Tropfen Blut für unsere Sache einzusetzen. Nach dem Mittagessen liest er aus Mommsen, Cäsars Charakteristik, vor; wir freuen uns über die schöne Sprache. Mitten in diese wahrhaft sonntägliche Stimmung fällt wieder ein Mißton gewöhnlichen realen Ärgers: ich will mir eine Zigarette drehen und schicke meinen neuen Boy, Most, alias Achmêd, um ein Päckchen Zigarettenpapier aus meinem Koffer zu holen. „Hapana kirtass ya cigaret", lautet die Antwort, es ist kein Papier da. Ich gehe selber, ich packe meine Sachen Stück für Stück aus; kein Zigarettenpapier zu finden. Also auch das hat der entlaufene Freemantle gestohlen. O, du Bösewicht, du schwarzhäutiger Halunke, wenn ich dich noch mal zu sehen kriege, dann soll mir kein Ast zu hoch für dich sein. Peters schenkt mir eine kleine Pfeife, was mich etwas tröstet. Abends wieder lange Unterhaltung über Nationalökonomie, Schutzzölle, Freihandel und das Prinzip laissez faire, laissez aller.

5. August. Engatana.

Auf der Jagd hole ich mir einen starken Schnupfen. Schreibe abends nach Witu um Zigarettenpapier.

6. August. Engatana.

Morgens machen die Träger Schwierigkeiten, sie wollen mehr Essen haben, obgleich das, was sie bis jetzt bekommen haben, für hiesige Verhältnisse schon unerhört viel ist. Sie sagen, sie wollten den Mais nicht; jetzt sollen sie auch wirklich nichts haben, nicht ein Korn. Mittags erscheint denn auch eine Gesandtschaft, die im Namen aller um das gewöhnliche Quantum bittet, wird aber mit donnernder Stimme und rollenden Augen abgewiesen. Dann zieht sich Peters wie der grollende Alexander, in sein Zelt zurück und läßt niemanden vor, außerdem werden den Kerls die Gewehre abgenommen. Das wird ihnen für die Zukunft eine Lehre sein.[1]) Ein riesenhafter Kipokomospeer wird erworben, um daran unsere Marschflagge zu befestigen.

7. August. Engatana.

„Most, Most!!!" mit diesen stentorhaft gebrüllten Worten rufe ich morgens nach meinem Boy. „Most a ma kimbia!" lautet die

[1]) Ist auch wirklich nicht wieder vorgekommen.

Antwort. Auch er ist also ausgerüstet und mit ihm noch zwei andere Lamuleute. Zum Verwundern ist es eigentlich nicht, das ewige Biwakieren ist ihnen über geworden, und außerdem hat wohl jeder sein Schätzchen in Lamu gelassen. Alle noch übrigen Lamu- und Wituleute werden in Eisen gelegt, um ferneres Desertieren zu verhindern. Weiß der Teufel, wo ich einen anderen Boy herbekomme, wird wieder ein netter Galgenvogel sein. Unter den Trägern befindet sich ein blutjunges Bürschchen, namens Mahamadi, mit dem will ich's versuchen.

8. August. Engatana.

Mittags kehren Nur Ali und Horija Aniasche zurück und berichten, es gäbe eine Menge Maus auf dem Tana; die Besitzer weigerten sich aber, sie zu verkaufen. Einer solchen Grille wegen können wir doch die Expedition nicht aufgeben, und der Doktor schickt mich aus, um meinerseits mein Glück zu versuchen.

(Die Schilderung dieser Fahrt entnehme ich wiederum einem Briefe.)

. . . . . Meine Begleitung bestand aus den Somali Nur Ali und Alu Egal, sowie aus dem zweiten Boy des Herrn Doktor Peters, namens Mku. Um 4 Uhr nachmittags bestiegen wir eine große Mau, die vom Doktor bereits käuflich erworben war. Ich und die Somali waren mit Mauserrepetiergewehren, Revolver und Dolchmesser bewaffnet, Mku führte ein Schrotgewehr. Zwei Wapokomo waren als Bootsleute engagiert. Die Fahrt stromaufwärts ging ziemlich langsam, da die einzigen hiesigen Mittel, um ein Boot vorwärts zu bringen, in einer langen Stange (pondo) und einem kurzen Ruder (pai) bestehen; erstere wird von einem Manne geführt, der vorne im Boot steht, das Ruder dient einem anderen hinten sitzenden als Steuer. Wir passierten mehrere Wapokomodörfer; in denen auf dem linken Ufer wehte überall die Sultansflagge von Witu; das Land rechts vom Tana gehört bekanntlich zur englischen Interessensphäre. In Kulessa, einem großen Dorf am linken Ufer, befindet sich eine schwedische Mission; der Missionar war aber nicht zu Hause. Hier wechselten wir zum erstenmal unsere Bootsleute, und zwar nahm ich in Anbetracht der Größe der Mau drei Leute. Bei dem Dorfe Ngeloa machten wir gegen 12 Uhr nachts Halt; ich selber schlief im Boot, die anderen im Dorf. Um 3 Uhr morgens brachen wir wieder auf, wechselten in den Dörfern von Zeit zu Zeit die Bootsleute und machten um 12 Uhr mittags eine Pause, um einen Pelikan zu braten, den ich abends zuvor mit Mkus Flinte geschossen hatte. Gegen 2 Uhr nachmittags be-

gegneten wir zwei Maus, die den Fluß hinabkamen. In der ersten saß ein Mſuaheli, die andere wurde im Schlepptau geführt. Ich ruderte heran und sagte dem Mann, er möge die Mau doch nach Engatana bringen, dort würde sie ihm gut bezahlt werden. Er willigte ein und teilte mir zugleich mit, daß er in einem Dorfe stromaufwärts (den Namen konnte ich nicht verstehen) noch eine Mau liegen hätte, die ich auch bekommen könne. Ich schrieb ein paar Worte an den Doktor, die ich dem Mſuaheli mitgab, und fuhr weiter.

Gegen 7 Uhr abends machten wir bei einem Dorfe Muina Halt. Ich sah hier nämlich eine Mau liegen, die ich wegen ihrer Größe gerne gehabt hätte. Aus einem Schauri, welches ich mit dem Mſe (Dorfältester) machte, erfuhr ich, daß die Mau nicht zum Dorfe gehöre, sondern von einem Mſuaheli hier gelassen sei. Der Mſe sprach, weil ihm die Vorderzähne fehlten, sehr undeutlich, so daß ich ihn, da ich des Kiſuaheli noch nicht vollständig mächtig bin, nur schwer verstehen konnte. Er hatte aber nichts einzuwenden, als ich ihm sagte, daß ich morgen früh die Mau nach Engatana schicken würde. Ich befahl Alu Egal, bei den Booten zu schlafen, und begab mich, nachdem ich für meine Leute etwas Reis gekauft hatte, in einer Hütte zur Ruhe.

Nach etwa zwei Stunden weckte mich Mku und sagte mit ängstlicher Stimme, es wären etwa 20 arabische Soldaten da, welche von oberhalb gekommen seien und sich die von mir mit Beschlag belegte Mau aneignen wollten. Ich eilte im Nachtgewand hinaus und sah allerdings eine ganze Anzahl dieser Strolche, deren Büchsen und Dolche im Mondlicht glänzten. Der Anführer, ein ältlicher Mann, trat auf mich zu und sagte, er wolle die Mau haben, zugleich flüsterte er mir zu, daß seine Leute sehr „wakali“ (wild) seien. Ich erwiderte, ich hätte die Mau von einem Mſuaheli aus Kau (die Soldaten waren auch daher) gekauft und werde mein Recht zu schützen wissen; übrigens sei auch ich etwas mkali.

Dann drehte ich mich um, ging in die Hütte und zog mit größter Geschwindigkeit Hosen und Stiefel an, gürtete Messer und Revolver um, nahm die Büchse in die Hand und trat wieder ins Freie, wo unterdessen die beiden Somali, mit schußfertigem Gewehr vor den Booten stehend, sehr aufgeregt mit unseren Gegnern verhandelten. Die ganze männliche Ortsbevölkerung bildete mit ihren riesenhaften Speeren den Hintergrund. Der arabische Chef trat wieder auf mich zu und erzählte mir alles mögliche, wovon ich nur das verstand, daß er die Mau haben wolle. Ich schüttelte energisch mit dem Kopf und spielte

dabei mit meinem Revolver, den ich in der rechten Hand hielt. Der Somali Ali zeigte unterdessen seinem Gegenüber den Mechanismus der Repetierbüchse; auch wir traten heran, und der Araber fragte mich, auf den Revolver zeigend, was das für ein Ding sei. Statt aller Antwort feuerte ich die 6 Schuß in schneller Reihenfolge in die Luft. Die Wirkung war derartig, daß der Araber mir freundlich die Hand drückte und seinen Leuten abzumarschieren befahl. Dann bettelte er mich um etwas Tabak an, von dem er sehr wenig erhielt, und entfernte sich mit wiederholten Versicherungen seiner Freundschaft.

Diese Nacht blieb ich wach; die Dorfbevölkerung war unruhig, es kamen und gingen Boten, und ich war froh, als der Morgen graute. Ich setzte Alu Egal und einen Mpokomo in die neue Mau und schickte sie nach Engatana zurück.

Eigentlich war mein Auftrag jetzt erfüllt, denn ich sollte nur zwei große Maus besorgen, aber ich konnte nicht wissen, ob der Msuaheli auch wirklich seine Mau nach Engatana gebracht habe; auch hatte Nur mir erzählt, daß in dem Dorfe Cosi Nderani, das noch eine Tagereise stromaufwärts läge, sich große und schöne Maus in Menge befänden. Deshalb fuhr ich mit Nur und Mku weiter stromaufwärts. Es fiel mir auf, daß auf dem englischen Tanaufer zahlreiche Banden von bewaffneten Wapokomo erschienen, uns unter drohenden Gebärden Unverständliches zuschrien und uns ganze Strecken lang begleiteten. Einige Gewehre, die ich unter ihren Waffen sah, bewiesen mir fast zweifellos, daß Araber die Hand im Spiel hatten, denn die Wapokomo führen keine anderen Waffen, wie ihre gigantischen Speere. Ich befahl den Bootsleuten, sich dicht am andern Ufer zu halten, und ignorierte die Tumultuanten vollständig. Nach und nach legte sich der Lärm, alles wurde ruhig; nicht einmal, als ich nachmittags zwei wilde Enten schoß, zeigte sich jemand am Ufer. Überall sah man große und schöne Maus liegen, zum größten Teil ohne Wächter, so daß ich leicht einige hätte kapern können, wenn ich das gewollt hätte.

In Cosi Nderani kamen wir kurz vor 6 Uhr abends an; ich trat bewaffnet und von Nur und Mku gefolgt ans Ufer und verlangte den Mse zu sprechen. Das Dorf wimmelte von Speerträgern, aber wieder bemerkte ich einige Araber mit Flinten. Der Mse saß auf einer Matte; er lud mich ein, Platz zu nehmen, und darauf fing ich an zu erzählen. Ich sagte, in Engatana sei jetzt der Chef einer großen Expedition mit Kriegern und Trägern und Kamelen, auch hätte er eine Kanone bei sich. Dieser bana mkuba sana (sehr großer Herr) hätte einige Maus nötig und bäte den Mse, ihm einige hinabzu-

schicken, um sich davon auszuwählen. Die Besitzer würden nach Belieben Geld oder Tauschartikel bekommen. Da der Alte vielleicht nicht alles verstanden hatte, so wiederholte ihm Mku die ganze Rede. Die Antwort, die nach einigem Zögern erfolgte, lautete: es wären keine Maus da. Ich stand auf und sagte, ich würde selbst zusehen. Nur und Mku gingen dicht hinter mir, dann folgte in erwartungsvoller Stille der große Haufe, mehrere hundert Mann. In einiger Entfernung von meiner Mau lag eine andere, nagelneu und sehr groß; ich legte die Hand darauf und sagte laut, daß ich diese Mau zu haben wünsche. Ein schrecklicher Auftritt erfolgte: furchtbares Gebrüll ertönte aus allen Kehlen, Speere wurden gehoben, und Flintenhähne knackten; ein großer Kerl, wahrscheinlich der Besitzer der Mau, sprang auf mich zu und setzte mir das Speereisen auf die Brust; seine häßlichen Züge waren durch die Wut zu einer Teufelsfratze verzerrt. Fortwährend mit seinem Speer zuckend, schrie er mich auf Kipokomo an, wovon ich natürlich kein Sterbenswörtchen verstand. In der linken Hand hielt ich die fertige Büchse, in der rechten den Revolver, den ich schnell und heimlich spannte. Äußerlich blieb ich vollkommen ruhig, hatte auch keine Angst, nur eine Art Gefühl, daß es jetzt doch wohl ans Sterben ginge.

Ich verlangte Ruhe und sagte zu dem Manne, ich wolle nicht mit ihm verhandeln, sondern mit dem Mse, er solle weggehen. Ich sah, wie er den Speer fester faßte, und hob den Revolver — da stürzte Mku, der unterdessen die Leute zu besänftigen versucht hatte, heran, warf sich vor dem Mann auf die Knie und hielt ihm den Arm fest, zugleich flehte er mich an, doch ins Boot zu gehen. Langsam, den Revolver der Menge entgegenhaltend, schritt ich rückwärts zum Boot. Nur saß schon darin und Mku folgte; die Bootsleute wollten mit aller Kraft abstoßen, da erscholl vom Ufer betäubendes Triumphgeheul und Händeklatschen. Ein Flintenträger sprang vor, schlug auf mich an und gab Feuer, rasch folgten hintereinander mehrere Schüsse. Die Kugeln schlugen ins Boot. Mich durchzuckte der Gedanke, daß die Kerle, wenn ich nicht antwortete, immer unverschämter werden würden. Ich hob daher die Büchse, zielte auf den Mann, der zuerst geschossen hatte, und sah, wie er im Feuer fiel. Dann zog ich den Revolver und feuerte, da noch ein Schuß vom Ufer kam, 5 Schuß (1 Versager) auf den großen Haufen ab. Die Wirkung konnte ich nicht feststellen, da es schon ziemlich dunkel war und drüben ein furchtbarer Tumult herrschte. Trotzdem unser Boot rasch stromabwärts glitt, hatten wir doch wieder bald eine zahlreiche Begleitung

am anderen Ufer. Wir lagen bis auf die Bootsleute platt im Boot, und nur die Gewehrläufe ragten hervor; der Anblick dieser hielt wahrscheinlich die Leute ab, noch weiter zu schießen, trotzdem man aus dem wütenden Geschrei heraushörte, daß watu wanne (vier Männer) gefallen seien. Nach einer halben Stunde wurde es ruhiger, man hörte nur noch in der Ferne rufen und antworten. Ich hüllte mich in meine Decke und schlief fest ein.

Nach etwa zwei Stunden wachte ich auf; unsere Mau lag still am linken Ufer, drüben wimmelte es von Männern, und Nur zeigte auf einige Maus, die dicht mit Kriegern bemannt stromabwärts lagen und uns den Weg versperrten. Die Leute von Cosi hatten offenbar die benachbarten Dörfer alarmiert und kamen jetzt, um Rache zu nehmen. Fortwährend wiederholten sie, ich hätte vier Mann von ihnen erschossen und sie würden uns alle töten.

Was war zu tun? Wenn ich weiter den Fluß hinabfuhr, so wäre ich den Feinden direkt in die Hände gefallen, jedenfalls hätten wir uns aus nächster Nähe ihren Speeren aussetzen müssen, die sie mit großer Geschicklichkeit zu werfen verstehen. Da die Maus sehr schmal sind, so wären wir außerdem ziemlich sicher umgeschlagen, wenn wir irgendwo kollidierten, was sich kaum hätte vermeiden lassen. Es blieb also nichts weiter übrig, als schnell an das Ufer zu springen, sich zu verstecken und dann den Marsch zu Fuß fortzusetzen. Daraufhin lautete auch der Rat, den mir Mku gab, welcher inzwischen einen der Bootsleute durch Versprechungen bewogen hatte, uns als Wegweiser zu dienen. — Die Wapokomo des Sultanats Witu scheinen mit ihren Stammesgenossen oberhalb und besonders den am englischen Ufer wohnenden nicht auf sehr freundlichem Fuß zu stehen. — Bis auf meine Decken, die Mku mitnahm, und zwei mit Wasser gefüllte Feldflaschen ließen wir alles im Boot zurück, sprangen mit einem Satz ins hohe Ufergras und begannen zu laufen. Mit schwerem Herzen ließ ich die Mau im Stich. Unsere Flucht war bemerkt worden, das bewies uns das erneute hundertstimmige Geschrei und eiliges Rudergeplätscher. Bald hörten wir hinter uns, rechts und links von uns die Stimmen der Verfolger. Wir rannten einer hinter dem andern, der Mpokomo zuerst, ich als letzter etwa eine halbe Stunde weiter, bald hinstürzend, bald an Dornen hängen bleibend. Schließlich kamen wir in ein Bananenfeld, in dem ich bis an den Hals in ein großes Loch fiel; ich war so müde und außer Atem, daß ich nicht mehr laufen konnte und wollte. Wir legten uns platt auf den Boden, gegen das Licht des Vollmonds schützten uns die breiten Bananen-

blätter. Überall um uns her hörte man Rufen und Schreien; wir lagen ganz still mit fertiger Büchse, wohl eine halbe Stunde lang. Dann verzogen sich die Stimmen allmählich, wir standen leise auf und begannen unter der Führung des Mpokomo den Heimweg.

Es war eine kritische Lage, in der ich mich befand: mit nur zwei Begleitern in der Steppe, drei Tagemärsche von Dr. Peters entfernt, umgeben von Hunderten von Feinden. Der Mpokomo sagte, wenn es uns gelänge, zu den Wapokomo des Sultans von Witu zu kommen, wären wir gerettet. Wir wanderten die ganze Nacht hindurch durch Sumpf und Wald, über Felder und Steppen, jede Ansiedelung vermeidend und uns möglichst im hohen Grase haltend. Zuerst mußten wir öfters Halt machen, um einen Trupp Wapokomo vorbei zu lassen, die eifrig auf der Suche waren. Gegen 4 Uhr morgens kamen wir müde und vom Nachttau bis auf die Haut durchnäßt, in dem Heimatsdorfe unseres braven Führers an; schnell besorgte er uns eine kleine Mau, und wir glitten stromabwärts mit dem angenehmen Gefühl, aus der Klemme zu sein. In einer halben Stunde, während der wir pfeilschnell dahinglitten, legten wir bei einem Dorfe auf der Wituseite an; der Mpokomo empfahl, uns und ihm eine Stunde Rast zu gönnen, wir wären jetzt in Sicherheit.

Ich lag bald in einer Pokomohütte, in der ein behagliches Feuer knisterte, in tiefem Schlaf. Gegen 6 Uhr morgens wurde ich geweckt, und wir machten uns zur Weiterfahrt fertig. Jetzt ereignete sich ein höchst merkwürdiger Zufall: In dem Augenblick, als ich ins Boot steigen wollte, trieb um die nächste Ecke von oberhalb eine Mau herab, in der ich zu meinem nicht geringen Erstaunen unsere alte Mau erkannte, die wir in der letzten Nacht im Stich gelassen hatten. Wie sie herabgekommen war, ob die allgemeine Verwirrung eine Flucht ermöglicht hatte, oder ob die Wapokomo aus Furcht vor der Rache des weißen Mannes nicht gewagt hatten, das Boot zu nehmen, das konnte ich von den Leuten, die nur Kipokomo sprachen, nicht erfahren, genug, die Mau war da und alle meine Sachen noch darin. Gegen 12 Uhr langte ich wieder in Engatana an, und ein wundersames Gefühl hob mir die Brust, als ich durch das Grün der Bäume unsere Zelte schimmern und vor dem des Doktors die deutsche Flagge flattern sah. Die Wapokomo erhielten reichlichen Lohn und der wackere Wegführer noch 10 R. extra; ohne ihn wäre wohl keiner von uns mit dem Leben davongekommen. Von den beiden Boots-Wapokomo erhielten wir genaue Nachricht über den Verlust, den meine sechs Schüsse den Gegnern zugefügt hatten:

Zwei Mann waren auf dem Platze geblieben, einem dritten die rechte Bruſt durchſchoſſen und einem vierten das eine Knie zerſchmettert. — Die beiden anderen Boote waren richtig angekommen und der bedungene Preis gezahlt worden.

Tagebuch:

12. Auguſt. Engatana.

Mahamadi a ma kimbia! Das ſind wieder die erſten Worte, die ich höre, ich bin es jetzt ſchon gewohnt. Der feige Hund hat Angſt bekommen, als er von unſerer kleinen Epiſode hörte, und hat ſich über Nacht aus dem Staube gemacht. Der Bruder von Mku, namens Sadiki, iſt für ihn eingetreten; da bei mir alle umgetauften Boys bis jetzt ausgekniffen ſind, ſo werde ich dieſem ſeinen alten Namen laſſen. Äußerlich iſt er das beau idéal eines Strolches, innerlich leider auch nicht viel beſſer.

13. Auguſt. Engatana.

Hamiri trifft aus Kau mit einigen 30 Laſten Getreide ein; es kommt noch mehr nach, und darauf müſſen wir warten. Der lange Aufenthalt hier paßt mir gar nicht, der Platz iſt entſchieden ungeſund. Der Doktor hat Fieber gehabt und mehrere Tage im Bett zugebracht, jetzt klagt er über rheumatiſche Schmerzen. Den ganzen Tag über weht der Südweſt mit großer Heftigkeit, aber ohne Erfriſchung zu bringen; er kommt über große Sümpfe und trägt Fieberſtoff mit ſich. Tell (der Hund des Doktors) iſt ſchon ſeit mehreren Tagen krank und ſchnappt fortwährend nach Fliegen, wenn auch keine da ſind. Nachmittags kommt Huſſeïn und meldet in ſeinem Pidjen-Engliſch, daß das Kamel Mudobi krank ſei: „he sit down in the trees and will not go on.“ Über Nacht ſtirbt das Kamel.

15. Auguſt. Engatana.

Ich finde in einer Kiſte, bei deren Nummer das Wort „Toilettenartikel“ verzeichnet ſteht, eine Schachtel mit drei Flaſchen des feinſten Lohſeſchen Parfüms. Peters, als Chef, bekommt zwei davon, ich erhalte dafür die ſchönſte: „Königin der Nacht“. Wir bedienen uns dieſes ungewohnten Toilettenartikels ſofort und ſo reichlich, daß wir beim Mittageſſen wie zwei Moſchustiere einander gegenüber ſitzen. In der Nacht friſche Löwenſpuren dicht beim Lager.

16. Auguſt. Engatana.

Die Somali revoltieren gegen Huſſeïn, wir ſtellen uns auf ſeine Seite und die übrigen geben ſchließlich klein bei. Nachmittags mit Rukua (Diener des Doktors) auf Jagd; jenſeit des Sumpfes, etwa 500 Schritt von uns entfernt, ſteht ein großes, zweihörniges Nashorn.

Da wir nur Schrotflinten bei uns haben, schicke ich Rukua zurück, um Büchsen zu holen, und krieche unterdessen bis auf 100 Schritt an die Bestie heran, lege mich dann ins Gras und gebe mich mit vielem Interesse dem Schauspiel eines weidenden Nashorns hin. Das Lager ist über eine Stunde weit entfernt, Rukua kommt und kommt nicht; mir wird schließlich die Sache langweilig, und ich lege mich der Länge nach auf den Rücken. Nach einiger Zeit sehe ich wieder nach meinem dickhäutigen Freund aus und bemerke, daß er langsam davonzieht und schon wieder etwa 500 Schritt von mir entfernt ist. Ich folge vorsichtig der Fährte, als sich plötzlich rechts hinter mir ein Krachen und Rauschen vernehmbar macht. Ich fahre herum und stehe Auge in Auge mit einem riesigen alten Büffel, den ich jedenfalls in seinem Nachmittagsschlummer gestört habe, und der jetzt neugierig auf mich zukommt. Als ich stehen bleibe, macht auch er Halt, und wir gaffen uns eine Weile an, höchstens zwanzig Schritte voneinander entfernt. Dann wirft er sich plötzlich herum und galoppiert schwerfällig davon. Mich muß der Teufel geplagt haben, aber ich konnte nicht widerstehen und brannte ihm beide Läufe mit Entenschrot hinten auf: eine dem anerkannt gefährlichsten Tiere Afrikas gegenüber zum mindesten harmlose Handlungsweise. Die Schrote müssen ihn ganz entsetzlich gekitzelt haben; niemals in meinem Leben sah ich ein Tier derartig ausschlagen, zwanzigmal hintereinander. Hätte er mich angenommen, so wäre ich einfach in den Sumpf gelaufen, dessen dünne Grasnarbe mich eventuell getragen hätte, in dem der Büffel aber rettungslos eingebrochen wäre.

Nach kurzer Zeit, aber leider zu spät, kommt auch Rukua angesetzt, durch die beiden Schüsse zu den denkbar größten Rennleistungen angespornt. Auf dem Rückwege schieße ich noch zwei Enten, so daß wir wenigstens nicht ganz leer nach Hause kommen.

Wir bekommen Nachricht, daß eine große Expedition, bestehend aus einem Weißen und 200 Trägern, auf dem englischen Ufer den Tana entlang marschiere. Das ist wahrscheinlich wieder einmal eine englische Emin Pascha-Expedition, nach zwei verunglückten die dritte. Wir lassen uns dadurch nicht stören, sondern warten erst unser Getreide ab.

17. August. Engatana.

Gegen Abend stirbt ein Träger am Fieber, und von nah und fern ziehen die Geier heran; auch das Kamel Afgub Somali schlummert hinüber.

19. Auguſt. Engatana.

Während der letzten Tage und auch heute hat es viel geregnet; das iſt doch gegen jeden afrikaniſchen Komment.

21. Auguſt. Engatana.

Regen! Regen! Verbinden ſich denn auch die Elemente gegen uns? Vergeblicher Verſuch, eine Flinte des Doktors, die ein Träger ruiniert hat, wieder inſtand zu ſetzen, wir müſſen ſie wohl zurückſchicken. Von Witu noch immer keinerlei Nachrichten, auch das von Hamiri angemeldete Getreide kommt nicht an. Wir haben nur noch für wenige Tage zu eſſen, was ſoll dann aus uns werden?

22. Auguſt. Engatana.

Regen, Huſſeïn macht dem Doktor einen wirklich reizenden Vorſchlag. Er ſagt nämlich, daß von den Somaliſtämmen, deren Gebiet wir zu paſſieren hätten, brennend gerne Sklaven gekauft würden: „Verkaufe doch die Träger, Herr, es iſt ſchlechtes Volk (bad people); ſie eſſen viel und arbeiten wenig und machen viel Verdruß; verkaufe ſie doch, Herr, den Somali, ſie werden dir für jeden Träger vier Kamele geben.“ Charmant! Selten haben wir ſo herzlich gelacht. Nein, unſere Hilfsquellen ſind noch lange nicht zu Ende, noch lange nicht.

Aus einem 12 Stunden flußaufwärts gelegenen Dorf des Sultans von Witu kommt ein Aſikari an, der nach Witu will, und teilt uns mit, daß auch die in der „Schlacht bei Koſi“ verwundeten Wapokomo geſtorben ſind.

Später ſtellt ſich heraus, daß der Aſikari, der nach Witu zu gehen vorgab, geſchwindelt hat. Es zeigen ſich außer ihm noch drei verdächtige Geſtalten, die ebenſo plötzlich verſchwinden, wie ſie auftauchen, und zwar alle vier nach oberhalb, nicht nach Witu. Schon öfter haben ſich ſolche Strolche im Lager ſehen laſſen, zweifelsohne Spione der Araber. Sollten dieſe Schurken Teufeleien vorhaben? Über Nacht werden die Poſten verſtärkt.

23. Auguſt. Engatana.

Gegen 5 morgens wird ein Gallakrieger im Lager gefaßt; ich ſtehe auf, um zu hören, was los iſt. Der Kerl iſt höchſt unſchuldig und wird laufen gelaſſen. Die Somali (erbitterte Todfeinde der Wagalla) hatten nicht übel Luſt, ihn um zwei Lot Blei ſchwerer zu machen. Noch immer keine Nachrichten und kein Getreide; die Sache fängt an, bedenklich zu werden. Unſere beiden Köche ſind ſterbenskrank; das Eſſen, welches ſie herſtellen, verſetzt uns in einen ähnlichen Zuſtand.

Sechstes Kapitel.

Den Tana hinauf nach Oddobarurova.

24. August. Engatana.

Endlich Briefe aus Witu, zum Teil sehr verspätet, vom 10., 13., 16., auch Zigarettenpapier. Sonst lauter schlechte Nachrichten, jeder andere wie Peters hätte die Sache längst aufgegeben, aber er biegt sie durch, darauf will ich wetten. Getreide ist noch immer nicht da, unser Vorrat geht auf die Neige. Die Brücken hinter uns scheinen abgebrochen, also vorwärts! Hamiri wird mit einigen Kamelen nach einem einige Meilen östlich gelegenen Dorf Katawa geschickt, um sich nach Getreide umzusehen. Peters und ich sind in eigentümlicher Stimmung; wir trinken bei Tisch eine der letzten Flaschen unseres Sektvorrates und singen zweistimmig: „Eine feste Burg ist unser Gott".

25. August. Engatana.

Hamiri kommt gegen 10 morgens zurück mit der Meldung, daß der Weg wegen undurchdringlicher Wälder für Kamele nicht passierbar ist. Also auch daher keine Hilfe. Hier können wir nicht bleiben, hier ist nichts mehr; zurückzugehen fällt uns gar nicht ein, also — en avant! Wie und wo wir enden, das weiß Gott allein. Die Maus werden beladen, jede bekommt eine kleine deutsche Flagge, und heute nachmittag sollen sie unter Führung von Hamiri nach Mitole abgehen, ebenso die Kamele und morgen wir mit den Trägern. Gegen 4 Uhr kommt der Missionär Heddenström von der Station Kulessa mit der Nachricht, daß im Walde vor Mitole 300 Flintenträger lägen, um uns aufzulauern. Der Mann hatte wohl erschrockene Gesichter erwartet, aber nicht das, was jetzt kam. Peters sieht einen Augenblick vor sich nieder, dann wendet er sich mit der größten Ruhe an mich: „Herr von Tiedemann, Sie wollen die Güte haben, sofort mit dem Geschütz und sechs Askari auf Mitole zu marschieren und das Gesindel wegzujagen." „Sehr wohl, Herr Doktor".

In 10 Minuten sind wir auf dem Marsch, ich hole die Maus ein, stoppe sie und bespreche mich mit Hamiri, der auf Kundschaft vorangeht; ich folge ihm etwas langsamer mit meinem kleinen Trupp. Bald holen wir auch die Kamele ein, zu deren Führern Hamiri gesagt hat, sie sollten auf mich warten; ich marschiere an ihnen vorüber und mache eine Viertelstunde vor Mitole Halt. Nach einiger Zeit erscheint Hamiri und meldet triumphierend, in ganz Mitole und Um-

gegend sei kein Gewehr mehr zu sehen, die Leute hätten sich jedenfalls auf die Nachricht vom Herannahen des Geschützes aus dem Staube gemacht. Da es schon dunkel geworden ist, so ziehe ich die Kamele heran und schlage auf dem Punkt, wo ich mich gerade befinde, Lager auf. Das Geschütz wird mit Kartätschen geladen und auf Mitole gerichtet; wir halten die ganze Nacht über scharfen Ausguck.

26. August. Mitole ca. 15000*.

Um 6 Uhr breche ich das Lager ab und marschiere mit einer Spitze, Kamele zuletzt, auf Mitole. Der Regen strömt vom Himmel, aber das ist auch das einzige Widerwärtige, von bösen Feinden keine Spur. Ich quartiere mich sofort in einer Pokomohütte ein und hole etwas Schlaf nach. Nach etwa 6 Stunden erscheinen die Träger, zum Schluß der Doktor. Nachmittags werden alle hiesigen Wapokomo vor sein Zelt entboten, vor dem wir uns gravitätisch auf unseren Feldstühlen niedergelassen haben. Hamiri „liest" ihnen dann ein Schreiben vor, das der Sultan von Witu uns gewissermaßen als Paß mitgegeben hat. Er kann faktisch nicht ein Wort lesen, trotzdem entledigt er sich seiner Aufgabe mit großem Geschick. Mit einer tiefen Verbeugung entnimmt er der Hand des Doktors den Brief, faltet ihn mit allen Zeichen der Ehrerbietung auseinander und hält ihn dann jedem Mpokomo einzeln unter die Nase, damit sich jeder von der Echtheit des Siegels und der Verwerflichkeit einer etwaigen Annahme überzeuge, daß hier ein Betrug vorliegen könne. Nachdem diese Zeremonie beendet, tritt er vor die ehrfurchtsvoll harrende Menge und hält in einer Position, wie der Herold im Lohengrin, etwa folgende Ansprache: „Hört mich, ihr Männer von Mitole! Ich, Fumo Bakari, der mächtige Sultan von Witu, entbiete euch, meinen getreuen Wapokomo, meinen fürstlichen Gruß. Dieser Weiße ist ein mächtiger Mann und mein Freund. Er will durch mein Gebiet ziehen, und ihr sollt ihn so behandeln, wie ihr mich selbst behandeln würdet. Gebt ihm und seinen Leuten Essen, soviel sie wollen, und nehmt kein Geld dafür! Gebt ihm eure Maus und Ruderer dazu, o Wapokomo, und nehmt kein Geld dafür! Gebt ihm alles, was ihr habt, zeigt ihm Weg und Steg und — nehmt kein Geld dafür. Dies Betragen erwarte ich von euch, o Wapokomo; wenn ihr aber anders handeln solltet, dann" — — nun folgen eine Anzahl von Strafen, neben denen der indianische Marterpfahl und die Folterqualen der Inquisition als harmlose Ergötzlichkeiten erscheinen müssen. Dann macht er ihnen den Größenunterschied zwischen Engländern und Deutschen klar, indem er sich zuerst auf die Erde hockt und dort, mitleidig lächelnd, mit dem

Zeigefinger die Größe etwa eines Frosches markiert, und danach mit hoch über den Kopf erhobener Hand und rollenden Augen einen brillanten Luftsprung ausführt. Ich kann mir das Lachen nicht verkneifen, schneide allerhand furchtbare Grimassen und beschäftige mich ununterbrochen mit meinem Taschentuch; der Doktor hingegen sitzt da mit „düster-nationalem" Ausdruck, die Augen sinnend und gedankenvoll ins Weite gerichtet, wie es einem von Gott gesandten Manne (auch als solchen hatte Hamiri ihn dem erstaunten Publikum präsentiert) zukommt. Ab und zu, wenn ich bei den Bemühungen, meine Heiterkeit zu unterdrücken, gar zu sehr röchele und stöhne, wird mir ein kurzer aber schneidiger Stoß mit dem Fuß zuteil. In der Nacht Löwen dicht beim Lager.

27. August. Muina. 22500*.

Um $^1/_2$6 Uhr brechen wir das Lager ab, und die aufgehende Sonne sieht mich und die Träger bereits auf dem Marsch. Herrliches Wetter. Unterwegs müssen wir verschiedene Male Wege durch Wälder hauen, wobei uns die Wapokomo von Mitole einer- und die von Muina anderseits anerkennenswerte Dienste leisten. Von letzteren, die uns mitten im Walde hauend und brechend entgegenkommen, stürzt einer auf mich zu, drückt mir mit fürchterlicher Kraft die Hände, und ich erkenne meinen alten Freund wieder, der uns in jener „Schreckensnacht" den Weg zeigte. Gegen $^1/_2$8 Uhr langen wir in Muina an, wo sofort ein Ochse geschlachtet wird. In Muina hält Hamiri wiederum einen großen Volksthing ab, und die Wapokomo stellen uns zwölf Bootsleute zur Verfügung, die in die Liste eingetragen werden. Dann essen wir guten Muts zu Abend; der Doktor erzählt sehr interessant von seiner ersten Afrikareise. Jetzt bin ich müde und will zu Bett.

28. August. Mbuji 9530*.

In der Nacht machen sich acht von unseren Trägern, darunter zwei Manyema, aus dem Staube; eine halbe Stunde später sind vier Somali hinter ihnen her. Heute morgen gehen Hussein und vier andere Asikari auch noch los. Also auch unsere besten Leute, Manyema und Wanyamwesi, fangen an auszureißen. Die Sache ist sehr schlimm, der Anfang vom Ende. Ich glaube nicht mehr an das Gelingen der Expedition. Das Benehmen des Doktors ist bewunderungswürdig, die Geistesgegenwart und Überlegenheit des außerordentlichen Mannes zeigen sich wiederum in glänzendem Licht. Heiter und ruhig tritt er unter die Leute, scherzt mit ihnen über die Weggelaufenen und tut, als ob das gar nicht der Rede wert sei. In der Tat ist ihm ganz

anders gesinnt. Wir verbringen eine heitere Stunde in seinem Zelt; er spricht nur wenig, aber ich glaube, daß er das Scheitern der Expedition nicht überleben mag. Den Vormittag bleiben wir in Mwina, gegen 2 Uhr marschiere ich mit den Trägern ab und lange kurz vor Sonnenuntergang auf einer hohen Uferhalde des Tana, gegenüber dem Dorfe Mbaji an. Spät abends kommt ein Brief vom Doktor, den ich mühsam am Feuer entziffere und der die Nachricht von einem Gefecht zwischen den Deserteuren und der verfolgenden Somali enthält.

Von ersteren sind zwei erschossen, die übrigen unter Zurücklassung ihres Gepäcks entkommen.

29. August. Mbaji.

Der erste Tag der Freude und guter Nachrichten. Als ich morgens um das Lager mit schwerem Herzen und leichtem Magen herumschleiche, entdecke ich durch Zufall (der vom de guerre der Vorsehung) ein versteckes Reismagazin von etwa 50 Lasten. Wir sind ja hier in Feindesland; Gott Akeruni unvergeßlichen Angedenkens liegt ganz in der Nähe, also kann ich ohne Gewissensbisse das ganze Nest ausräumen lassen, was auch sofort geschieht. Dann wandere ich vergnügt dem Doktor entgegen, der seine Ankunft auf heute morgen angesagt hat. Auch er bringt gute Neuigkeiten: Kuli ist in Kgao angekommen, 140 Lasten Tauschartikel liegen für uns bereit, die Expedition hat mit dem heutigen Tage wieder festen Boden unter den Füßen. Menschen und Tiere schwelgen in Reis; am anderen Ufer stehen dichte Haufen von Wapokomo, zum Teil meine Freunde aus Akeruni. Das Geschütz, das sehr offensiv auf sie gerichtet wird, flößt ihnen heillosen Respekt ein. In Witu hat sich das Gerücht verbreitet, ich wäre totgeschlagen worden; hoffentlich findet diese Nachricht ihren Weg nicht nach Deutschland.

Nach dem Mittagessen wird der Übergang über den Tana bewerkstelligt, da wir gehört haben, daß der Weg auf dem diesseitigen Ufer mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Wegen der vielen Vierfüßler ist die Passage sehr langwierig und dauert bis zum Abend. Abends kommt der Mfe von Gott Akeruni, um Frieden und Verzeihung zu erbitten, die ihm unter verschiedenen Bedingungen gewährt wird. In der Nacht treibt eine Bima weg, schlägt um, und zehn wertvolle Lasten, darunter die Bibliothek, liegen auf dem Grunde des Tana. So endet auch dieser so glücklich begonnene Tag wieder mit herber Trübsal, Verstimmung und Ärger. Abends spät Musterung sämtlicher Leute, über Nacht scharfer Wachtdienst. Trotzdem gelingt

es einem arabischen Kameltreiber aus Kau, namens Achmêd, sich aus dem Staube zu machen.

30. August. Cosi Nderani 13500*.

Um 3/4 7 Uhr marschiere ich mit den Trägern und den vier Ochsen ab; der Weg führt einmal durch einen herrlich schattigen Urwald. Unterwegs werden die Ochsen wild und attackieren die Träger, die ihre Lasten abwerfen und davonstieben. Sadiki, der dicht hinter mir geht, erhält einen Streifstoß, ich rette mich durch einen flotten Seitensprung. Gegen 1/2 11 Uhr kommen wir in Cosi an, dem Schauplatz früherer mörderischer Tätigkeit, und wieder trete ich auf den freien Platz des Dorfes, aber mit einer ganzen Anzahl Bewaffneter hinter mir. Als ich den Wapokomo lachend zurufe, da wäre ich ja wieder, sie sollten doch kommen, da grinsen die Scheusale und schütteln mit dem Kopf. Vor sechs Tagen ist die englische Expedition hier durchgekommen. Wir wollen morgen hier bleiben, um eine Mau zurückzuschicken, die versuchen soll, die untergesunkenen Lasten zu heben. Nach dem Mittagessen studieren wir die Karte von Afrika; es ist doch noch ein höllisches Ende bis zu Emin. Nachmittags kommt der Mse und bringt heschima (Anstandsgeschenk), das aus 15 faulen Eiern besteht; der Doktor revanchiert sich sehr nobel mit einigen bunten Tüchern.

31. August. Cosi Nderani.

Morgens reitet der Doktor nach Mbuji zurück, Hamiri per Mau, um Versuche zur Hebung der Lasten zu machen. Das gelingt zum großen Teil, aber — jede Kiste ist mit einer Axt mitten durchgehauen und der Inhalt im Fluß zerstreut. Die noch am Ufer liegende Axt erweist sich als das Eigentum Achmêds; dieser Schurke hat also die ganze Mau gestohlen und in Hoffnung auf Geld alles durchwühlt. Briefe gehen ab nach Lamu und Witu, um eine allgemeine Hetzjagd auf Achmêd zu veranlassen. Nachmittags öffne ich alle unsere Kisten mit Mundvorrat; ein großer Teil des Zuckers ist geschmolzen und zwischen die Konserven gelaufen, das reine Tutti Frutti. Jedes Kamel und jeder Esel erhält aus den Tauschartikeln eine kleine Glocke um den Hals gehängt, und das harmonische Geklingel hört sich nett an. Nachmittags halte ich mit vier Somali im Dorfe eine Razzia ab, um dort avisierte Kaufleute zu fassen. Erfolglos. Nachher liege ich noch zwei Stunden auf der Lauer, aber die Gesellschaft ist westlich am Dorf vorbeimarschiert.

1. September. Bei Makere in der Steppe 22500*.

Um 3/4 10 Uhr marschiere ich mit Trägern und Kamelen ab. Der

Doktor bleibt zurück, um dem Tana noch mehr von seinem Hort zu entreißen. Um ½2 Uhr mache ich eine Pause von zwei Stunden — es ist glühend heiß — und stelle den Leuten frei, ob sie heute noch bis Makere marschieren und am Wasser schlafen, oder in der Steppe hier an Ort und Stelle ohne Wasser kampieren wollen. Das erstere wird gewählt, und nach strammem Marsch kommen wir um ½6 Uhr in der Nähe von Makere an. Von der Landseite kann man nicht ins Dorf wegen des undurchdringlichen Uferwaldes, nur vom Fluß aus und per Mau läßt es sich ermöglichen. Das Lager liegt sehr hübsch, der Fluß ist auf einem Flußpferdwechsel leicht zu erreichen. Von unseren Ochsen ist einer unterwegs krank liegen geblieben; ich schicke noch in der Nacht Leute aus, um ihn zu schlachten und das Fleisch zu bringen. Eine Löwin wird dicht beim Lager gesehen; Nur, der Wache hat, schießt zweimal; ob mit oder ohne Erfolg, weiß ich nicht; auf der Strecke bleibt sie jedenfalls nicht.

2. September. Bei Makere in der Steppe.

Morgens wird das Fleisch verteilt; der Mse von Makere kommt, um für sich auch etwas zu holen und dafür Mais zu bringen. Er bekommt eine ganze Keule und verschwindet dann auf Nimmerwiedersehen. Bald kommt der Doktor an, der in Gosi noch zwei kleine Maus gekauft hat, schickt zum Mse und läßt fragen, wo der versprochene Mais sei. Wir warten mehrere Stunden lang vergeblich auf Antwort, dann gibt mir der Doktor den Auftrag, eine Requisition vorzunehmen. Ich fahre mit einer Mau den Strom entlang, finde bald ein Maisfeld, dessen Früchte vollkommen reif sind und ernte soviel ab, wie die Mau zu fassen vermag. Von den Trägern werden ganz törichterweise einige Schüsse abgefeuert, glücklicherweise ohne Schaden zu tun.

3. September. Bei Keradja in der Steppe. 11500*.

Um ½7 Uhr marschiere ich mit den Trägern ohne Kiongozi (Wegeführer) ab, der in Makere nicht zu haben war. Der Weg ist leicht zu finden und schon nach reichlich 2½ Stunden (statt der angegebenen 6) langen wir bei dem Dorfe Keradja an, das gleich Makere nur vom Fluß aus zu erreichen ist. Ich schlage in der Höhe von Keradja Lager auf; bald kommt der übrige Teil der Karawane und der Doktor. Strömender Regen. Die Wapokomo kommen mit Mais und erhalten dementsprechend Heschima; hier in der Nähe soll eine Mau für 40 Lasten liegen, die müssen wir haben. Mit dem Mse sind wir infolgedessen sehr kordial; er sitzt bei uns im großen Zelt und

nippt zu den Klängen der Spieluhr eine halbe Flasche Kognak (Heneſſy***) aus.

4. September. Kinakombe. ca. 15000*.

Ein furchtbar anſtrengender Tag, die drei Wegeführer, mit denen ich gegen 7 Uhr abmarſchiere, verlieren mehrere Male den Weg, ſo daß wir große Umwege machen. Ich laſſe ſchließlich die Träger halten und krieche mit den Wapokomo ſtundenlang im Buſch herum. Einem von ihnen, einem wirklich ungeheuren Kerl, gelingt es endlich, uns gegen 2 Uhr nachmittags nach Kinakombe zu bringen. Es iſt das größte Wapokomodorf, das ich bisher geſehen; mehrere Hundert Krieger ſind dort verſammelt, auch Wagalla und eine Menge Flinten. Nach längerem Unterhandeln wird die Paliſadentür geöffnet, und der Mſe, ein alter vornehmer Rieſe, läd mich ein, näher zu treten.

Bald erſcheint auch der Doktor mit den Trägern; die Kamele kampieren eine Stunde von hier in der Steppe, da ſie nicht durch den Uferwald können. Wir wohnen im Hauſe des Herrn Schlunke, der hier früher gejagt hat. Abends lebhafter Tauſchhandel; zum erſtenmal finden wir unter den Wapokomo einen verſtändigen Mſe. Wir hören auch, daß die Engländer zwei Stunden von uns in Subakini liegen, wo ſie eine Station angelegt haben. Ich habe heute laut Schrittmeſſer 42563* gemacht und bin abends todmüde. Der Doktor hat richtig dem Mſe von Keradja die große Mau abgehandelt, das iſt geradezu großartig.

5. September. Kinakombe.

Wir bleiben heute hier. Ein Ochſe wird geſchlachtet, Eſſen gekauft, die Träger eſſen ſich mal wieder für eine Woche ſatt. Herrgott! was für unglaubliche Maſſen können die Kerls vertilgen. Der Doktor ſchreibt einen Brief an Karl von der Heydt. Abends Schauri mit dem Mſe.

6. September. Am Tana.

Gegen 6 Uhr marſchiere ich mit den Trägern los; unſer heutiges Lager ſoll bei einem etwa ſechs Stunden entfernten Teich in der Steppe aufgeſchlagen werden, der Herr iſt aber ausgetrocknet. Wir marſchieren weiter und gelangen um 2 Uhr an den Fluß. Auch den Kamelen gelingt es, ſich durch den Uferwald zu ſchlagen, ſo daß alles zuſammen liegt. Morgen erreichen wir die erſte Station des Engländers, der wieder weiter marſchiert iſt.

7. September. Kinakombe bis Subakini (Mkone) 45000*.

Da man nicht weiß, wie die Leute des Engländers ſich ſtellen wollen, ſo zieht der Doktor mit dem Geſchütz und den Somali voran;

ich folge mit Trägern und Kamelen. In Subakani haben sich die Sachen sehr friedlich gestaltet, die abgefeuerten Schüsse bedeuteten bloßen Salut. An einem sauberen Flaggenmast weht die Flagge der R. B. E. A. C. (Royal British East-Africa-company), ein ganz ausgesucht geschmackloses Ding. Die Grundfarbe ist mal blau gewesen in der einen oberen Ecke kann man das rote englische Kreuz bewundern, dann sind noch eine gelbe Kaiserkrone und eine große gelbe Sonne vorhanden, letztere mit borniertem, blödsinnig lächelndem Gesicht und spitzigen Stacheln nach allen Seiten, die vielleicht Strahlen vorstellen sollen. Das ganze Ding sieht von weitem aus wie ein Papagei oder Paradiesvogel. Abends fällt ein Kamel in eine von den Wapokomo extra dazu angelegte Wildgrube und bricht sich das Genick; auch kommt Hamiri mit der Mauflottille nicht an.

8. September. Bei Wachamkone in der Steppe 10000*.

Um 7 Uhr Abmarsch der Kamele, Träger und meiner Wenigkeit; der Doktor bleibt zurück, um die Maus abzuwarten. In der Höhe des Dorfes Wachamkone schlage ich nach zweistündigem Marsch ein Lager in der Steppe auf; das Dorf selber ist vom Uferwald fast luftdicht eingeschlossen. Wapokomo bringen Straußenfedern und -eier Bananen, Zuckerrohr, Mais usw., und im Lager herrscht reges, munteres Treiben. Der Mse schenkt mir einen Topf mit köstlichem frischen Scheibenhonig; ich revanchiere mich mit einigem Zeug. Nachricht, daß die Maus glücklich in Subakini angekommen sind, Gott sei Dank. Abends esse ich etwas von einem gekochten Straußenei, schmeckt gar nicht übel; dann sitze ich noch lange bei herrlichem Mondschein und träume in der Nacht, ich sei gestorben.

9. September. Bei Sisini am Tana 17500*.

Gegen 7 Uhr marschiere ich auf Sisini und komme dort um ½12 Uhr an. Hier will ich so lange warten, bis der Doktor kommt oder Ordres schickt.

Er kommt schon nachmittags in fröhlicher Stimmung und der Tag verläuft unter angenehmen und interessanten Gesprächen.

10. September. Malalulu ca. 6000*.

Um ½7 Uhr Aufbruch, anderthalbstündiger Marsch bis in die Höhe des Dorfes Malalulu, das niedlich am andern Ufer liegt. Eins der kranken Kamele legt sich zum Sterben nieder, und ich gebe ihm den Gnadenschuß.

Gegen 3 Uhr Schauri mit dem Mse, dem der Doktor proponiert, die deutsche Flagge zu hissen. Er willigt nach längerer Verhandlung

ein, und der Doktor fährt mit einigen Asikari hinüber, um gleich zur Tat zu schreiten. Es kommt zu Zwistigkeit zwischen diesen und den Wapokomo, die in ziemlicher Anzahl versammelt sind und den Doktor mit seinen paar Begleitern umringen. Hier und drüben schreckliches Geschrei, unsere Leute schwärmen wie die Bienen umher; die Manyema heulen ihren Kriegstanz. Von dem Heidenlärm aufgeschreckt, eile ich aus dem Zelt und mache, als ich die mißliche Lage der Unsrigen am anderen Ufer sehe, das Geschütz fertig. Es löst sich aber alles in Zufriedenheit auf, denn den Wapokomo sinkt beim Anblick alles dieses Aufwandes von kriegerischem Prunk der Mut. Aus dem nahen Walde wird ein passender Stamm geholt, behauen und senkrecht in den Boden gepflanzt. Dann steigt majestätisch die schwarz-weiß-rote Flagge in die Höhe und spiegelt sich zum erstenmal in den Fluten des Tana. Alles Kleingewehr kracht und knallt, das Geschütz weckt mit dumpfem Donner das Echo des stillen Urwaldes, und hüben und drüben erschallt ein vielstimmiges dreimaliges Hurra. Der Mse schenkt einen Hammel als Festgabe, der Doktor verehrt ihm das tote Kamel, das von den Wapokomo triumphierend und lüsternen Blicks davongeschleift wird.

11. September. Am Tana 27500*.

Wir müssen heute weit gehen und brechen schon vor Sonnenaufgang auf. Während der ersten Stunden führt der Weg durch Steppe, dann passieren wir mühsam verschiedene Waldstreifen. Als wir schließlich den Tana erreichen, haben wir ein für Kamele scheinbar unpassierbares Gelände vor uns: Wald, Busch, verflochtenes Grasgewirr usw. Der Doktor beschließt, die Wüstenschiffe unter meiner Obhut zurückzulassen und morgen einen Weg zu hauen. Die Kameleute machen sich gleich mit Äxten an die Arbeit, auch Hussein und ich legen tüchtig mit Hand an. Auf einer schmalen Strecke haben wir die größeren Bäume nach etwa dreistündiger Arbeit umgehauen, aber wie ist dem Dickicht und den Lianen beizukommen? Hussein schlägt vor, die ganze Geschichte in Brand zu stecken, da der Wind günstig ist. Gesagt, getan! Ein einziges Streichholz genügt, um Wald und Steppe in ein krachendes, knatterndes, bis zum Himmel lohendes Feuermeer zu verwandeln, das sich auf den Flügeln des Windes nach Süden und Westen verbreitet. In einer Stunde ist der Weg frei, aber so heiß, daß wir in vollem Trabe davonziehen, die Kamele wegen des glühenden Bodens ordentlich mit hoher Aktion. Um $^1/_2$6 Uhr sind wir im Lager, das in der Nähe eines kleinen Dorfes liegt. Einige Träger von der englischen Expedition kommen

ich folge mit Trägern und Kamelen. In Subakani haben sich die Sachen sehr friedlich gestaltet, die abgefeuerten Schüsse bedeuteten bloßen Salut. An einem sauberen Flaggenmast weht die Flagge der R. B. E. A. C. (Royal British East-Africa-company), ein ganz ausgesucht geschmackloses Ding. Die Grundfarbe ist mal blau gewesen in der einen oberen Ecke kann man das rote englische Kreuz bewundern, dann sind noch eine gelbe Kaiserkrone und eine große gelbe Sonne vorhanden, letztere mit borniertem, blödsinnig lächelndem Gesicht und spitzigen Stacheln nach allen Seiten, die vielleicht Strahlen vorstellen sollen. Das ganze Ding sieht von weitem aus wie ein Papagei oder Paradiesvogel. Abends fällt ein Kamel in eine von den Wapokomo extra dazu angelegte Wildgrube und bricht sich das Genick; auch kommt Hamiri mit der Mauflottille nicht an.

8. September. Bei Wachamkone in der Steppe 10000*.

Um 7 Uhr Abmarsch der Kamele, Träger und meiner Wenigkeit; der Doktor bleibt zurück, um die Maus abzuwarten. In der Höhe des Dorfes Wachamkone schlage ich nach zweistündigem Marsch ein Lager in der Steppe auf; das Dorf selber ist vom Uferwald fast luftdicht eingeschlossen. Wapokomo bringen Straußenfedern und -eier Bananen, Zuckerrohr, Mais usw., und im Lager herrscht reges, munteres Treiben. Der Mse schenkt mir einen Topf mit köstlichem frischen Scheibenhonig; ich revanchiere mich mit einigem Zeug. Nachricht, daß die Maus glücklich in Subakini angekommen sind, Gott sei Dank. Abends esse ich etwas von einem gekochten Straußenei, schmeckt gar nicht übel; dann sitze ich noch lange bei herrlichem Mondschein und träume in der Nacht, ich sei gestorben.

9. September. Bei Sisini am Tana 17500*.

Gegen 7 Uhr marschiere ich auf Sisini und komme dort um 1/2 12 Uhr an. Hier will ich so lange warten, bis der Doktor kommt oder Ordres schickt.

Er kommt schon nachmittags in fröhlicher Stimmung und der Tag verläuft unter angenehmen und interessanten Gesprächen.

10. September. Malalulu ca. 6000*.

Um 1/2 7 Uhr Aufbruch, anderthalbstündiger Marsch bis in die Höhe des Dorfes Malalulu, das niedlich am andern Ufer liegt. Eins der kranken Kamele legt sich zum Sterben nieder, und ich gebe ihm den Gnadenschuß.

Gegen 3 Uhr Schauri mit dem Mse, dem der Doktor proponiert, die deutsche Flagge zu hissen. Er willigt nach längerer Verhandlung

ein, und der Doktor fährt mit einigen Asikari hinüber, um gleich zur Tat zu schreiten. Es kommt zu Zwistigkeit zwischen diesen und den Wapokomo, die in ziemlicher Anzahl versammelt sind und den Doktor mit seinen paar Begleitern umringen. Hier und drüben schreckliches Geschrei, unsere Leute schwärmen wie die Bienen umher; die Manyema heulen ihren Kriegstanz. Von dem Heidenlärm aufgeschreckt, eile ich aus dem Zelt und mache, als ich die mißliche Lage der Unsrigen am anderen Ufer sehe, das Geschütz fertig. Es löst sich aber alles in Zufriedenheit auf, denn den Wapokomo sinkt beim Anblick alles dieses Aufwandes von kriegerischem Prunk der Mut. Aus dem nahen Walde wird ein passender Stamm geholt, behauen und senkrecht in den Boden gepflanzt. Dann steigt majestätisch die schwarz-weiß-rote Flagge in die Höhe und spiegelt sich zum erstenmal in den Fluten des Tana. Alles Kleingewehr kracht und knallt, das Geschütz weckt mit dumpfem Donner das Echo des stillen Urwaldes, und hüben und drüben erschallt ein vielstimmiges dreimaliges Hurra. Der Mse schenkt einen Hammel als Festgabe, der Doktor verehrt ihm das tote Kamel, das von den Wapokomo triumphierend und lüsternen Blicks davongeschleift wird.

11. September. Am Tana 27500*.

Wir müssen heute weit gehen und brechen schon vor Sonnenaufgang auf. Während der ersten Stunden führt der Weg durch Steppe, dann passieren wir mühsam verschiedene Waldstreifen. Als wir schließlich den Tana erreichen, haben wir ein für Kamele scheinbar unpassierbares Gelände vor uns: Wald, Busch, verflochtenes Grasgewirr usw. Der Doktor beschließt, die Wüstenschiffe unter meiner Obhut zurückzulassen und morgen einen Weg zu hauen. Die Kameleute machen sich gleich mit Äxten an die Arbeit, auch Hussein und ich legen tüchtig mit Hand an. Auf einer schmalen Strecke haben wir die größeren Bäume nach etwa dreistündiger Arbeit umgehauen, aber wie ist dem Dickicht und den Lianen beizukommen? Hussein schlägt vor, die ganze Geschichte in Brand zu stecken, da der Wind günstig ist. Gesagt, getan! Ein einziges Streichholz genügt, um Wald und Steppe in ein krachendes, knatterndes, bis zum Himmel lohendes Feuermeer zu verwandeln, das sich auf den Flügeln des Windes nach Süden und Westen verbreitet. In einer Stunde ist der Weg frei, aber so heiß, daß wir in vollem Trabe davonziehen, die Kamele wegen des glühenden Bodens ordentlich mit hoher Aktion. Um 1/2 6 Uhr sind wir im Lager, das in der Nähe eines kleinen Dorfes liegt. Einige Träger von der englischen Expedition kommen

mit der Meldung, die letztere sei von Somali überfallen und vollständig zersprengt worden; sie selber hätten sich mit Mühe gerettet und möchten nun bei uns eintreten.

12. September. Massa 5000*.

Aufbruch um 7 Uhr, eine Stunde später machen wir auf einem Uferplatz gegenüber dem Dorf Massa Halt. Der Doktor trägt mir auf, dort wieder die Flagge zu hissen (Massa ist ein großes Dorf), was unter denselben Zeremonien wie vorgestern vor sich geht. Mit dem alten Mse Kigai schließen wir gute Freundschaft; mehrere Protokolle werden geschrieben und von den Anwesenden mit zum Teil unglaublichen Hieroglyphen unterzeichnet. Abends gegenüber großes Zauberfest mit Gesang und Tanz um den neuen Flaggenmast: wir spendieren zu allgemeinem Nutz und Frommen mehrere Raketen. Ein himmlischer Abend.

13. September. Bura 17500*.

Das betrunkene Dorf.

Um 3/4 6 Uhr Abmarsch. Die Träger sind jetzt so im Zug, wie ich es mir in meinen kühnsten Gedanken nie hätte träumen lassen; alles geht am Schnürchen, und während des Marsches wagt keiner mehr, aus der Reihe zu treten. Ich bin durchaus nicht unbillig; nach einstündigem Marsch lasse ich immer einen kurzen Stopp machen, damit die Kerls sich mal absentieren können; während des Marsches aber darf mir keiner weg.

Von 10—11 Uhr marschiere ich mit dem Doktor zusammen, der uns zu Pferde einholt. Um 1/4 12 Uhr Ankunft gegenüber Bura, einem kleinen Dorf am anderen Ufer. Der Mse kommt mit einigen Leuten herübergefahren. Der Brave ist betrunken wie eine Eule, schneidet furchtbare Grimmassen und hält endlose Reden, so daß wir uns vor Lachen kaum halten können. Er verbietet trunkenen Muts, in seinem Dorfe Handel zu treiben; ein Kommando Somali, das sofort hinübergeht, mildert jedoch seine Stimmung, und er schickt seinen Bruder, der bestellen soll, er wäre furchtbar betrunken und bäte um Verzeihung. Leider ist auch dieser „Bruder" in einem Stadium unzurechnungsfähiger Fidelitas und wird weggejagt. Später kommt der betrunkene Monarch noch einmal herüber. Plötzlich ergreift ihn ein panischer Schrecken, er stürzt sich kopfüber in den Tana und sucht sein Heil in der Flucht unter Wasser. Eine Mau setzt ihm scherzeshalber nach, und es entwickelt sich eine über jede Beschreibung komische Wasserjagd. Bei Tage heftiger Regenschauer.

14. September. Tune 25000*.

Um 6 Uhr Abmarsch; der Kiongozi verliert den Weg, so daß wir erst um 1/2 2 Uhr bei dem Dorfe Tune anlangen, oder vielmehr da, wo es früher gewesen ist. Unsere Freunde von Witu her, die Kawallalla-Somali, sind hier gewesen und haben alles zerstört und verwüstet. Der Mse kommt nach einiger Zeit und klagt uns viel vor, der arme Kerl. Er bringt etwas Mais und bekommt ein sehr anständiges Heschima. Er erzählt uns, er habe den Kenia gesehen und den Schnee auf seinem Gipfel, er habe die Kataraкte des Tana gesehen und ihr Rauschen gehört; der Kenia läge nur drei Tagemärsche von dem Wasserfall bei Hameje entfernt. Das mag der Teufel begreifen, ich nicht; nach diesen Aussagen und nach der Ravensteinschen Karte wären wir ja nur noch zwölf Tage vom Kenia entfernt.[1])

Als ich nachmittags den Wald durchstreife, finde ich eine von den Wapokomo kürzlich getötete Giraffe, die unsere Träger sich schmecken lassen. Abends werden in der Nähe des Lagers mehrere herumschnüffelnde fremde Somali gesehen, deshalb in der Nacht verstärkte Posten.

15. September. Kidori 14000*.

Nach teilweise sehr beschwerlichem Marsch kommen wir bei dem Dörfchen Kidori an, das an der anderen Seite liegt. Unser Vorläufer, der Engländer Smith, hat dort mehrere Tage gelegen, ist auf dem anderen Ufer weitermarschiert und hat von den Somali tüchtig Prügel bekommen. Nachdem er die versprengte Expedition in Kidori wieder gesammelt hat, ist er auf dem diesseitigen Ufer von neuem vorgedrungen; zähe scheint der Kerl zu sein.

Die Verkehrssprache ist hier nicht mehr Kisuaheli, sondern hauptsächlich Kigalla. Einer unserer Somali, Ismail Ali, versteht glücklicherweise diese Sprache. Die Schauri sind sehr kompliziert, es wird dabei Deutsch, Englisch, Somali, Kigalla und Kipokomo gesprochen. Schlechte Nachrichten über Essen. Bis Oddobarurova soll nichts mehr sein, dort aber viel, wir müssen also bis dahin Gewaltmärsche machen. Abends gerät durch Unvorsichtigkeit ein Teil der Steppe dicht neben dem Lager in Brand; es ist sehr schön zu sehen, aber wegen der Nähe ungemütlich. Eine 3 1/2 Fuß lange Eidechse (Kenge, Burru), der es zu heiß wird, kommt ins Lager, wird totgeschlagen und von den Wapokomo mit vielem Appetit verspeist.

---

[1]) Die Aussagen des Mse erwiesen sich später ausnahmslos als furchtbare Lügen; in Wirklichkeit waren wir vom Kenia noch über 40 Tagemärsche entfernt.

16. September. In der Steppe 22000*.

Ein ziemlich direktionsloser Marsch, da wir miserable Wegeführer haben. Wir lagern schließlich in der Nähe einer Wobonianiedelung, die den Namen Odda führen soll. Der vorletzte Ochse wird geschlachtet und das Fleisch verteilt. Hamiri und Pemba moto, einer der Manyematräger geraten in Streit; Hamiri schleudert seinen Speer nach Pemba moto, dieser springt ihm an die Gurgel und reißt ihm mit den Zähnen die eine Augenbraue fast vollständig ab. Hamiri bezahlt mit gleicher Münze und setzt ihm seine Zähne, die einen Tiger beschämen können, scharf und gut in die linke Backe. Dann werden die beiden mit Mühe getrennt und vor den Doktor geschleppt. Nach kurzem Verhör erhält Pemba moto 25 mit Geheul und alle beide eine Nacht Kettenarrest. Rogola, der Chef der Manyema, der in unverschämter Weise zugunsten Pembo motos zu intervenieren versucht, sitzt gleich darauf auch in Eisen. Er ist ein sehr gefährlicher Bursche, hat großen Einfluß auf die Träger und nutzt diesen, wie ich fürchte, nicht zu unserem Gunsten aus. Hussein kommt abends ins Zelt und macht dem Doktor wieder einen niedlichen Vorschlag: „Herr, Rogola ist ein sehr schlechter Mann, und er ist böse, laß ihn morgen hinten bei den Kamelen marschieren, then Somali men will kill him in the trees, und dann sagen wir, er hätte sich verirrt." „Nein, lieber Hussein, das ist nicht die Sitte der Deutschen," war die Antwort.

Abends gehe ich mit Musa, dem zweiten Trägerchef, in der Nähe eines Wildwechsels auf Anstand und schieße einen Büffel, der im Feuer niederbricht. Das Fleisch wollen wir morgen früh holen lassen.

17. September. In der Steppe 20000*.

Die nach dem Büffel ausgegangenen Leute finden nur von Blut feuchte Erde und einige Knochen; die verdammten Hyänen scheinen sich des Bratens angenommen zu haben. Die Wegeführer wissen wieder nicht Bescheid, und wir verlaufen uns recht gründlich im Urwald. Der Doktor geht mit Rukua aus, um den Weg zu suchen, und kommt und kommt nicht wieder. Die Leute wollen sich ebenfalls zerstreuen, um nach Wasser zu suchen; ich verbiete das, um die Kolonne in der Hand zu behalten. Trotzdem versucht einer der Kerls davonzuschleichen; als er auf wiederholtes Rufen meinerseits nicht reagiert, lasse ich meine Büchse sprechen, und die Kugel schlägt neben ihm in einen Stamm. In einer Sekunde ist er wieder zurück. Da der Doktor noch immer nicht zurückkommt, suche ich einen guten Platz in der Nähe des Flusses und schlage dort Lager auf; Hamiri, der mit

der Mauflottille den Fluß hinaufkommt, wird gestoppt, und wir sind bis auf unseren Chef alle zusammen. Gegen Abend kommt Rukua, sagt, der Doktor habe den Weg gefunden, er wäre aber sehr weit von hier und wolle die Nacht in der Steppe schlafen. Ich packe Essen ein, auch eine halbe Flasche Sekt und eine gestopfte Pfeife, und Rukua trabt damit zu seinem Herrn.

18. September. In der Steppe 39000*.

Früh morgens kommt der getreue Rukua wieder angetrabt und führt uns zum Doktor, auf den wir um 1/2 11 Uhr treffen. Das Fleisch einer Antilope, die geschossen wird, kommt uns sehr zustatten, denn gestern und heute haben die Leute kein Essen bekommen, morgen soll unser letzter Ochse ans Messer. Bei den jetzigen strammen Märschen müssen wir übermorgen in Oddobarurova sein, wo wir so lange liegen wollen, bis Rust und Borchert mit der Ersatzkolonne kommen. Der Weg ist jetzt leichter zu finden, da wir auf der Fährte der englischen Expedition sind, die hier ganz kürzlich marschiert sein muß.

19. September. Bis nahe Oddobarurova 19000*.

Gegen 6 Uhr Aufbruch, der Doktor mit seiner Eskorte voran, um den Weg festzulegen; ich zuletzt. Der Somali Daud Waïs bleibt mit Mundvorrat am Fluß, um auf die Maus zu warten, die gestern nicht angekommen sind. Wir anderen müssen vorwärts und zwar schnell, sonst droht uns der Hunger. Der Marsch durch die öde, verbrannte Steppe hat etwas sehr Deprimierendes; schon seit Kidori haben wir weder Menschen, noch irgendwelche Zeichen von Kultur gesehen.

Als ich, den Spuren des Doktors folgend, an der Karawane vorbeimarschiere, sehe ich etwas sehr Auffallendes: auf einem Wildpfade, der unsern Weg schneidet, sind die Fußstapfen vieler Menschen zu sehen, größtenteils nackte Füße und ein europäischer Schuh mit breitem englischen Absatz. Diese Spuren sind teilweise verwischt von Sandalenritten und führen alle nach rückwärts. Ich kalkuliere so: Der Engländer ist zum zweitenmal angegriffen und geschlagen worden und flüchtet zurück, die Sandalenritte rühren von den verfolgenden Somali (die alle Sandalen tragen) her. Ich gönne dem Engländer, daß er entwischt; das Beinwerk dazu hat ihm der liebe Gott gegeben, das sieht man aus seinen ungeheuren Schritten.

20. September bis nahe (?) Oddobarurova 30000*.

Gegen 6 Uhr marschiert der Doktor ab; ich folge etwas später, nachdem ich noch ein krankes Kamel habe schlachten und verteilen

laſſen. Ein Teil des Fleiſches wird am Fluß vergraben und ein auffallendes Zeichen dabei gemacht, damit Hamiri, wenn er den Fluß hinaufkommt, auch etwas findet und nicht verhungert. Die Landſchaft fängt an, hügelig zu werden, auch die Vegetation wird üppiger, aber wo iſt das ſeit Tagen erſehnte Oddobarurova? Es ſcheint immer weiter weggerückt zu werden, denn nach der Ravenſteinſchen Karte müßten wir längſt darüber hinaus ſein. Nach verſchiedenen Pauſen endet dieſer überaus anſtrengende Marſch damit, daß ich mit den Trägern in einem trockenen Flußbett bei einer ſtinkenden Pfütze kampiere. Der Doktor übernachtet bei den Kamelen, die etwas weiter zurückliegen. Während einiger Stunden des Nachmittags befinde ich mich in einem eigentümlichen viſionären Zuſtand: ich höre fortwährend das Kläffen von Hunden und das Geräuſch menſchlicher Stimmen; auch hat ſich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß wir bereits an Oddobarurova vorbei ſind. Bei den vielen trockenen Flußarmen des Tana iſt ein Verlaufen leicht möglich. Das Hundegebell wird zuletzt ſo deutlich, daß ich mehrere Male ins Horn ſtoße und lauſche. Keine Antwort, totenſtill und öde liegt die weite Steppe im fahlen Licht der Abenddämmerung.

21. September. Bis nahe (?) Oddobarurova 42000*.

Gegen 6 Uhr kommt der Doktor angeritten, bei ihm ſind die Kamele. Er übernimmt dann wieder die Spitze und verſchwindet bald mit ſeinem leichten Troß dem Auge der beladenen Träger. Ich befinde mich wie jetzt immer hinten. Bis 1 Uhr wird ohne Raſt tüchtig marſchiert, dann laſſe ich eine Stunde ruhen und breche wieder auf. Die Sonne brennt ſo glühend, die Steppe iſt ſo öde; mit geröteten Augen und vertrocknetem Mund ziehen wir dahin. Die Träger tun freiwillig ihr Beſtes; aber man hört kein ſcherzendes Wort, keinen Geſang, wie ſonſt. Die Gewaltmärſche der letzten Tage, die ungenügende Nahrung haben ihre Kräfte ſtark mitgenommen. Die Sonne nähert ſich dem weſtlichen Horizont und verſchwindet in leuchtenden Farben, die Schatten der Nacht lagern ſich über der weiten, ſtillen Steppe, und noch immer ziehen wir einer hinter dem anderen lautlos dahin. In dem weichen Sande verhallt jeder Fußtritt, man hört nur das keuchende Atmen der ermüdeten Leute. Wo iſt der Doktor, wo iſt Oddobarurova und wo iſt Waſſer?

Ich eile der Karawane in vollem Trabe voraus, vor mir Sadiki, wie ein Spürhund den Hufſpuren des Pferdes folgend. Bald wird es ſo dunkel, daß dies nicht mehr möglich. Ich gehe wieder zurück und blaſe zum Halten und Sammeln; aber nur einige 20 Mann finden

sich zusammen, die anderen haben sich, als ich voranging, hingelegt. Die Lasten werden ordentlich zusammen gepackt, wir setzen uns miteinander hin und beraten. Zuerst Wasser! Die abgeschickten Leute kehren nach etwa einer Stunde zurück; aus ihrem Schweigen kann man entnehmen, daß sie nichts gefunden haben. Der Tana ist vielleicht nahe, aber durch den Uferwald zu dringen, erfordert stundenlange Arbeit mit Messer und Axt. Vielleicht hat der Fluß auch eine Biegung gemacht und ist weit von uns entfernt. Die Träger sitzen stumpfsinnig umher, der eine murmelt ein dumpfes „tu ta kufa vyote“ — wir werden alle sterben. „Das ist die Rede eines Kindes,“ antworte ich, „geh' und zünde ein großes Feuer an, damit die anderen sehen, wo wir sind.“ Der Kerl rührt sich nicht, ich kenne ihn als einen bösartigen, widerwilligen Menschen. „Hast du mich nicht verstanden?“ Der Kerl springt auf und gibt eine freche Antwort; die übrigen scheinen nicht übel Lust zu haben, sich auf seine Seite zu stellen. Das fehlte auch noch, Halunke! Blitzschnell drücke ich den Revolver auf ihn ab, und nur durch einen Zufall entgeht er seinem Schicksal. Gleich darauf lodert ein mächtiges Feuer zum Himmel, und herrscht vollkommene Ruhe. Ich strecke mich dann auf dem Boden aus, aber der Schlaf kommt nicht; der Durst, unter dem ich naturgemäß mehr leide, wie die Afrikaner, peinigt mich zu sehr. Halt! da sind ja die Lasten, vielleicht finde ich etwas Getränk. Der Gedanke kommt mir sehr spät. Eine Kiste wird geöffnet, in der ich eine Flasche Cognak finde. Ich bin mir wohl bewußt, daß dadurch der Durst stärker werden wird, aber trotzdem gieße ich die scharfe Flüssigkeit in vollen Zügen hinunter, beinahe die halbe Flasche. Schrecklich! Schrecklich! — — Der ersehnte Morgen kommt und kommt nicht — Gott bewahre mich vor einer zweiten derartigen Nacht!

22. September. Oddo Galla. 5000.*

Von den Vorgängen dieses Morgens weiß ich nicht viel mehr. Beim ersten Morgengrauen marschiere ich mit den Leuten ab und trage ihnen auf, der Spur des Doktors zu folgen. Ich selber marschiere mit Sadiki schräg vom Wege ab in der Richtung der Flusses; ich muß Wasser haben, sonst werde ich verrückt. Wir folgen einem alten Elefantenpfade, immer durch Dornen und Dickicht — vergeblich! Schließlich setze ich mich hin und befehle Sadiki, alleine zu suchen. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden kehrt er zurück — kein Wasser! — — Mit einem Male geht eine große Veränderung in mir vor, der ganze Lebensmut bäumt sich auf, ich will nicht hier sterben wie ein Hund, ich will nicht. Hier finden wir kein Wasser, also zurück auf den Weg und

auf die Spur des Doktors! Ein paar Stunden halte ich schon noch aus und finde ihn doch, er kann ja gar nicht so weit sein. Mit einer gewissen Freudigkeit marschiere ich schnell dahin — in einer Stunde etwa komme ich an Bananenkulturen; das ist das Rauschen des Flusses! da seh' ich seinen glänzenden Spiegel! — ich drehe mich zu Sadiki um und lache aus vollem Herzen; er ist ganz verblüfft über diese Kordialität und grinst sympathetisch mit. Im vollen Lauf geht es an den Fluß, die steile Böschung hinunter; ja, Wasser ist eine gesegnete Sache! Immer und immer wieder beuge ich mich hinunter, werfe dann die Kleider von mir und nehme mit Wonne ein Bad. Bald finde ich auch den Doktor, der bei einer kleinen Niederlassung, Oddo Galla, das Lager aufgeschlagen hat. „Na, da wären wir ja, Oddobarurova liegt aber noch 2 Stunden entfernt." Mir war das Herz so voll, ich hätte ihn am liebsten umarmt. Das war wieder ein Meisterstück von ihm; ich und jeder der Leute haben unbegrenztes Vertrauen zu unserem schneidigen Chef. Die Träger kommen im Laufe des Tages alle bis auf einen an, Amburabi, von dem die anderen sagen, er sei verrückt geworden. Rukua und Muftah gehen mit Wasser zurück, um ihn zu suchen. Es ist sehr heiß heute, 45° C. im Schatten, trotz der Nähe des Flusses. Unsere Leute bekommen etwas Mais, der von den hiesigen Eingeborenen gekauft wird, viel ist nicht da. Die Maus haben wir nun schon mehrere Tage nicht gesehen, Gott mag wissen, ob überhaupt noch einmal. Beim Abendbrot feiern wir den Geburtstag meines Vaters, der heute ist, durch eine halbe Flasche Sekt, die vorletzte, und der Doktor hält mit bekannter Meisterschaft eine kurze, glänzende Rede.

23. September. Oddo Galla.

Da Rukua und Muftah noch nicht zurück sind, bleiben wir hier. Essen gibt es hier nicht mehr, oder die Leute wollen uns nichts geben, deshalb schickt mich der Doktor nachmittags mit einem Dutzend Träger aus, um mich nach etwas umzusehen. Etwa eine halbe Stunde stromabwärts soll ein Dorf am anderen Ufer liegen. Alle Maus sind weggenommen und versteckt, es bleibt nichts anderes übrig, als hinüber zu schwimmen. Zuerst wollen die Kerls nicht recht, sie haben Angst vor Krokodilen; als ich aber mit gutem Beispiel vorangehe, da plumpsen sie alle hinter mir her. Bald sind wir im Dorf; alle Bewohner ausgerissen, nur Hühner sind zu sehen. Etwa 20 Stück sind bald eingefangen, auch etwas Mais, mkunde (Bohnen) und Tabak wird gefunden. Beim Zurückschwimmen über den Tana habe ich acht lebendige Hühner im Schlepptau, darunter zwei kräftige Hähne. Das Federvieh

strampelt und flattert fürchterlich, ich kann nicht dagegen an und treibe stromabwärts. Einer der Leute, Sheriff Omar, kommt mir mit einem langen Messer zu Hilfe und säbelt mitten im Wasser die acht Köpfe herunter. Abends kommen Rukua und Muftah ohne Amdurabi zurück.

Siebentes Kapitel.

In Oddobarurova.

24. September. 10000*. Endlich in Oddobarurova.

Wir marschieren gegen $^1/_2$ 7 Uhr ab und gelangen nach kurzem, zuletzt sehr beschwerlichen Marsch durch den Uferwald an eine freie Uferstelle. Am anderen Ufer liegen einige Maus, mehrere Träger schwimmen hinüber und bringen sie heran. Dann fährt der Doktor mit einigen Asikari hinüber und trifft nach kurzer Zeit mit zahlreichen Wagalla zusammen, die einen halb mißtrauischen, halb kriegerischen Eindruck machen. Ich marschiere mit der Karawane noch etwas weiter flußaufwärts und lasse an einem geeigneten Platz Lager aufschlagen. Bald kommt auch der Doktor zurück; er erzählt, das uns gegenüberliegende Land sei die Insel Oddobarurova, die von Wagalla und Wapokomo bewohnt sei, der Boden wäre intensiv kultiviert und Mais in zum Teil riesigen Massen aufgehäuft. Nachmittags erscheint am gegenüberliegenden Ufer der Gallahäuptling mit Gefolge, Peters läßt sich und einige Asikari hinüberrudern. In der Mitte des Flusses, der hier nur etwa 80* breit ist, schlägt die Mau um, und die ganze Gesellschaft muß schwimmen. Trotzdem behält der Doktor seine ganze Würde und steigt wie der Flußgott des Tana triefend ans andere Ufer. Der Häuptling schickt für uns beide einige Hände voll Bohnen, das ist unser ganzes Essen, die Leute bekommen nichts. Schickt Essen, ihr Gallaleute, ihr bekommt es ja bezahlt, aber wartet nicht lange damit, das rate ich euch. Unser Geschütz ist entzwei, morgen wollen wir reparieren. Mittags 2 Uhr 50° C. = 40° R. im Schatten.

25. September. Oddobarurova.

Der Doktor schickt mich morgens mit einem reichen Heschima zum Sultan. Er ist ein alter Kerl mit verschmitzter Galgenphysiognomie

auf die Spur des Doktors! Ein paar Stunden halte ich schon noch aus und finde ihn doch, er kann ja gar nicht so weit sein. Mit einer gewissen Freudigkeit marschiere ich schnell dahin — in einer Stunde etwa komme ich an Bananenkulturen; das ist das Rauschen des Flusses! da seh' ich seinen glänzenden Spiegel! — ich drehe mich zu Sadiki um und lache aus vollem Herzen; er ist ganz verblüfft über diese Kordialität und grinst sympathetisch mit. Im vollen Lauf geht es an den Fluß, die steile Böschung hinunter; ja, Wasser ist eine gesegnete Sache! Immer und immer wieder beuge ich mich hinunter, werfe dann die Kleider von mir und nehme mit Wonne ein Bad. Bald finde ich auch den Doktor, der bei einer kleinen Niederlassung, Oddo Galla, das Lager aufgeschlagen hat. „Na, da wären wir ja, Oddobarurova liegt aber noch 2 Stunden entfernt." Mir war das Herz so voll, ich hätte ihn am liebsten umarmt. Das war wieder ein Meisterstück von ihm; ich und jeder der Leute haben unbegrenztes Vertrauen zu unserem schneidigen Chef. Die Träger kommen im Laufe des Tages alle bis auf einen an, Amdurabi, von dem die anderen sagen, er sei verrückt geworden. Rukua und Muftah gehen mit Wasser zurück, um ihn zu suchen. Es ist sehr heiß heute, 45° C. im Schatten, trotz der Nähe des Flusses. Unsere Leute bekommen etwas Mais, der von den hiesigen Eingeborenen gekauft wird, viel ist nicht da. Die Maus haben wir nun schon mehrere Tage nicht gesehen, Gott mag wissen, ob überhaupt noch einmal. Beim Abendbrot feiern wir den Geburtstag meines Vaters, der heute ist, durch eine halbe Flasche Sekt, die vorletzte, und der Doktor hält mit bekannter Meisterschaft eine kurze, glänzende Rede.

23. September. Oddo Galla.

Da Rukua und Muftah noch nicht zurück sind, bleiben wir hier. Essen gibt es hier nicht mehr, oder die Leute wollen uns nichts geben, deshalb schickt mich der Doktor nachmittags mit einem Dutzend Träger aus, um mich nach etwas umzusehen. Etwa eine halbe Stunde stromabwärts soll ein Dorf am anderen Ufer liegen. Alle Maus sind weggenommen und versteckt, es bleibt nichts anderes übrig, als hinüber zu schwimmen. Zuerst wollen die Kerls nicht recht, sie haben Angst vor Krokodilen; als ich aber mit gutem Beispiel vorangehe, da plumpsen sie alle hinter mir her. Bald sind wir im Dorf; alle Bewohner ausgerissen, nur Hühner sind zu sehen. Etwa 20 Stück sind bald eingefangen, auch etwas Mais, mkunde (Bohnen) und Tabak wird gefunden. Beim Zurückschwimmen über den Tana habe ich acht lebendige Hühner im Schlepptau, darunter zwei kräftige Hähne. Das Federvieh

strampelt und flattert fürchterlich, ich kann nicht dagegen an und treibe stromabwärts. Einer der Leute, Sheriff Omar, kommt mir mit einem langen Messer zu Hilfe und säbelt mitten im Wasser die acht Köpfe herunter. Abends kommen Rukua und Muftah ohne Amdurabi zurück.

Siebentes Kapitel.

In Oddobarurova.

24. September. 10000*. Endlich in Oddobarurova.

Wir marschieren gegen $^1/_2$ 7 Uhr ab und gelangen nach kurzem, zuletzt sehr beschwerlichen Marsch durch den Uferwald an eine freie Uferstelle. Am anderen Ufer liegen einige Maus, mehrere Träger schwimmen hinüber und bringen sie heran. Dann fährt der Doktor mit einigen Asikari hinüber und trifft nach kurzer Zeit mit zahlreichen Wagalla zusammen, die einen halb mißtrauischen, halb kriegerischen Eindruck machen. Ich marschiere mit der Karawane noch etwas weiter flußaufwärts und lasse an einem geeigneten Platz Lager aufschlagen. Bald kommt auch der Doktor zurück; er erzählt, das uns gegenüberliegende Land sei die Insel Oddobarurova, die von Wagalla und Wapokomo bewohnt sei, der Boden wäre intensiv kultiviert und Mais in zum Teil riesigen Massen aufgehäuft. Nachmittags erscheint am gegenüberliegenden Ufer der Gallahäuptling mit Gefolge, Peters läßt sich und einige Asikari hinüberrudern. In der Mitte des Flusses, der hier nur etwa 80* breit ist, schlägt die Mau um, und die ganze Gesellschaft muß schwimmen. Trotzdem behält der Doktor seine ganze Würde und steigt wie der Flußgott des Tana triefend ans andere Ufer. Der Häuptling schickt für uns beide einige Hände voll Bohnen, das ist unser ganzes Essen, die Leute bekommen nichts. Schickt Essen, ihr Gallaleute, ihr bekommt es ja bezahlt, aber wartet nicht lange damit, das rate ich euch. Unser Geschütz ist entzwei, morgen wollen wir reparieren. Mittags 2 Uhr 50° C. = 40° R. im Schatten.

25. September. Oddobarurova.

Der Doktor schickt mich morgens mit einem reichen Heschima zum Sultan. Er ist ein alter Kerl mit verschmitzter Galgenphysiognomie

und lauſcht auf den auch in Deutſchland geläufigen Namen Hujo. Sein Gegengeſchenk beſteht in etwas Mais, kaum genug für eine einzige Trägermahlzeit. Ich ſage ihm im Auftrage des Doktors, er möge mehr Eſſen ſchaffen, wir würden alles bezahlen. Täte er das aber nicht, ſo könnten wir nicht für unſere Leute einſtehen, denn ſie wüßten, daß Oddobarurova überreich ſei an Eſſen aller Art. Der alte Gauner tut ganz jämmerlich und ſagt, er hätte ſelber nichts. So ein Lügenmaul!

Gegen Abend ertönen auf dem Fluß Hornſignale, und bald darauf liegen unſere Maus wohlbehalten an unſerem Ufer. Hamiri iſt ſehr wichtig und weiß viel zu erzählen von ſeinem Hunger und ſeinen Leiden. Das eingegrabene Fleiſch hat er richtig gefunden, es war aber ſchon mbivu kabissa (außerordentlich überreif) geweſen. Wir warten bis in die Nacht hinein vergeblich auf Eſſen; dann läßt der Doktor alle unſere Maus ausladen und gibt mir den Auftrag, unter dem Schutze der Dunkelheit den Fluß hinabzufahren und ſoviel Mais zu bringen, wie ich bekommen könnte. Ein Gefecht ſei jedenfalls zu vermeiden. Einer unſerer Leute, der geſtern mit dem Doktor auf der Inſel war und die verſchiedenen Maislager geſehen hat, ſteigt mit mir in die erſte Mau, und dann gleitet die ganze Flottille lautlos den Fluß hinab. Kein Wort wird geſprochen; dichter Nebel begünſtigt uns, und unbemerkt kommen wir an den verſchiedenen Niederlaſſungen vorbei, deren Feuer rötlich durch den Nebel leuchten, und um welche rieſenhafte Schatten herumhuſchen. Nach etwa einſtündiger Fahrt ſind wir zur Stelle.

Geräuſchlos legen die Maus im Schatten des Uferwaldes an; mit Zeichen wird einem der Leute bedeutet, ans Ufer zu ſchleichen und auszuſpähen; nach kurzer Zeit kommt er zurück und winkt — alles iſt ruhig. Vorſichtig klettern wir den ſteilen Uferabfall in die Höhe; das Maislager wird nach einigem Suchen gefunden, es enthält einen auf den erſten Anblick unerſchöpflich ſcheinenden Vorrat. Nach allen Richtungen werde Poſten ausgeſtellt, und dann geht es an die Arbeit. Jeder nimmt ſein Hüftentuch ab, um möglichſt viel Maiskolben tragen zu können, und arbeitet mit Feuereifer; kein Laut iſt zu hören, als das gelegentliche Knacken eines Zweiges oder ein leiſes Geflüſter. In anderthalb Stunden ſind die ſechs Maus bis zum Sinken befrachtet und das Magazin iſt beinahe geleert. Die Poſten werden eingezogen und dann geht es zurück in die Boote. Hierbei iſt einiger Lärm unvermeidlich; eine Mau droht umzuſchlagen; die Inſaſſen ſchimpfen und fluchen, kurzum, wir müſſen uns ſchleunigſt aus dem Staube

machen. Die Wagalla haben uns bemerkt; man hört in der Ferne vielstimmiges Geschrei, das schnell näher kommt. Wir werden in kurzer Zeit die Verfolger auf dem Nacken haben, denn die schwerbeladenen Boote können kaum gegen den Strom an. Deshalb bleibe ich mit meiner Mau mitten im Fluß halten, um den Rückzug der übrigen zu decken. Nach wenigen Minuten läßt sich hinter uns Rudergeplätscher und Geschrei vernehmen, das schnell näher kommt, und bald darauf schießen drei mit Wagalla dicht besetzte Maus, in dem Nebel riesengroß erscheinend, auf uns zu. Wir liegen ganz still und sind offenbar noch nicht bemerkt worden, dann kommandiere ich plötzlich mit lauter Stimme: „bunduki tajari!“ — Die Büchsen fertig! Die feindlichen Maus stoppen ab, unverständliche Rufe ertönen, und eben so schnell wie sie gekommen sind, verschwinden sie wieder im Nebel. Wir schicken ihnen ein spöttisches Gelächter nach und folgen dann den übrigen Maus. Es ist schauderhaft kalt, ein feiner Sprühregen durchnäßt uns bis auf die Knochen, und wir sind froh, als nach mühevollem, zweistündigen Rudern unsere Lagerfeuer erscheinen. Ich erstatte Bericht und gehe dann, klappernd vor Frost und Nässe, zu Bett.

26. September. Oddobarurova.

Der Coup der letzten Nacht hat auf die Wagalla doch einigen Eindruck gemacht. Der Häuptling Hujo schickt gleich morgens Boten und läßt unter vielen Höflichkeiten sagen, seine Leute würden jetzt sehr gerne biashara (Handel) mit uns treiben.

Gut, warum nicht gleich! Es entwickelt sich drüben ein lebhafter Tauschhandel, wir haben für 14 Tage ausreichenden Proviant — ein sehr behaglicher Zustand. Der Somali Nur Ali, mein Gefährte bei der Affäre von Cosi Nderani, stirbt am Fieber, dagegen stellt sich plötzlich der verloren gegangene Amburabi wieder ein, zu einem Skelett abgemagert und scheinbar geisteskrank; er hat seit reichlich vier Tagen nichts mehr gegessen. Unser Geschütz wird auseinander genommen, der Verschluß funktioniert nicht mehr; ich fürchte, es ist verlorene Liebesmüh. Drei Stunden nach Sonnenuntergang 28° R.

27. September. Oddobarurova.

Für morgen wird ein großes Schauri verabredet, zu welchem der Häuptling alles bestellen will, was Beine hat. Es soll beraten werden: 1. über unsere Beförderung nach Hameye und über die Gestellung von Bootsleuten; 2. soll uns Hujo gegen entsprechende Entschädigung eine Mau stellen, um den Tana hinabzufahren und nach Rust auszuspähen, der jedenfalls im Anmarsch ist; und 3. soll auf der Insel Oddobarurova

die deutsche Flagge gehißt werden. Abends beim Essen stellt sich heraus, daß der Doktor Geburtstag hat; möge ihm das neue Jahr ein glückliches Ende der Expedition bringen. Krapfs Reisebuch wird vorgenommen und eifrig studiert.

28. September. Oddobarurova.

Heute also findet, nachdem der Doktor und ich wieder vergeblich an der Kanone gearbeitet haben, unter Aufbietung allen möglichen Pomps das verabredete Schauri statt. Der Häuptling, der erst sehr dreist und hochfahrend auftritt, wird bald durch das Benehmen des Doktors eingeschüchtert, der bald äußerste Wut heuchelt, bald sich wieder besänftigen läßt. Alle drei Punkte werden nach stundenlanger Debatte bewilligt, 11 Wapokomo lassen sich als Bootführer einschreiben. Schließlich wird unter dem Krachen der Gewehre die deutsche Flagge gehißt, und es herrscht eitel Lust und Fröhlichkeit. Während des Schauri wäre es zwischen den Wagalla und unseren Somali beinahe zu Tätlichkeiten gekommen. Abends schreiben der Doktor und ich Briefe, die morgen stromabwärts befördert werden sollen.

29. September. Oddobarurova.

Auf einem uns gegenüberliegenden Platz der Insel wird der Bau eines Hauses begonnen; auf unserem Ufer haben wir uns eine luftige Baraſa bauen lassen, da es in den Zelten häufig nicht auszuhalten ist. Ich bekomme nach dem Essen schreckliche Leberschmerzen und gehe zu Bett.

30. September. Oddobarurova.

Die Schmerzen sind unerträglich, ich kann mich nicht rühren und muß liegen.

Vom 1.—5. Oktober habe ich das Tagebuch nicht führen können.

6. Oktober. Oddobarurova.

Als ich abends unter dem Einfluß einer doppelten Dosis Morphium gerade eingeschlafen bin, kommt der Doktor und erzählt, er habe Nachricht bekommen, daß die Wagalla verräterischerweise in dieser Nacht unser Lager überfallen wollten; er gedächte mit einer Anzahl von Leuten hinüberzufahren und zu sehen, was es gäbe. Nach 25 Minuten hört man von drüben heftigen Kampflärm; es wird etwa fünfzigmal geschossen, dann ist wieder alles still. Aufstehen kann ich nicht, ich lasse mir von Sadiki Büchse und Revolver aufs Bett legen. Nach einer langen Pause voll banger Ungewißheit höre ich den Kriegsgesang unserer als Sieger zurückkehrenden Leute und ihr triumphierendes Geschrei: „Kupanda, kupanda chalo.“ (Wie

schon bemerkt, der afrikanische Name des Doktors.) Die Sache ist also günstig verlaufen, der verräterische Hujo schwer verwundet oder tot (Hussein hat ihn „ausgelöscht“) und die übrigen ausgerissen.

7. Oktober. Oddobarurova.

Von Rust noch immer keinerlei Nachricht. Unsere nach unten geschickte Mau mit den Briefen ist zurückgekommen, große Schwärme Somali lagern einige Meilen unterhalb und lassen nichts durch. So sagt der Somali Abokr, der sich auf der Mau befand, aus. Zum zweitenmal wird ein Boot ausgeschickt, diesmal unter der Führung des verschlagenen Hamiri. Es liegt uns viel daran, mit Rust in Verbindung zu treten.[1])

Ich bin, Gott sei Dank, etwas wohler, wenngleich die Schmerzen noch nicht weg sind. Es waren schlimme Tage in der glühenden Zelttemperatur, besonders da ich nur auf dem Rücken liegen konnte. Stehe einige Stunden auf.

9. Oktober. Oddobarurova.

Gestern war ich wieder sehr krank, heute ist es etwas besser. Mach' mich gesund, gütige Vorsehung! Frühmorgens halten die Somali großen Festgottesdienst ab und plärren eine Stunde lang auf abscheuliche Weise. Um unser Lager wird eine starke boma (Zaun, Verschanzung) gebaut. Die Träger singen dabei: „Bana mdogo etu awesi, a ta kufa bado kidogo“ — unser junger Herr ist krank, bald wird er sterben. Nein, ihr Scheusale, das wird er nicht! Der Staub und die Hitze sind schrecklich, gegen Abend werden die Schmerzen unerträglich.

10. Oktober. Oddobarurova.

Wenn ich doch nur wieder gesund würde! Ich werde unter die Barasa getragen, denn die Temperatur im Zelt ist fürchterlich. Mit den Wagalla sind wieder Beziehungen angeknüpft worden; ein neuer Sultan, namens Gollo, wurde gewählt. Ich nehme jetzt jeden Abend Morphium.

11. Oktober. Oddobarurova.

Gesundheit, komme wieder! Ich bin in den letzten Tagen sehr abgemagert, besonders Arme und Beine. Den Somalinamen Gurry (der Starke) verdiene ich leider nicht mehr, das ist die reine Ironie. Abends mache ich, auf Sadiki gestützt, einen kleinen Spaziergang, der mich fast bis zur Ohnmacht angreift. Meine Knochen werden wohl

[1]) Die auf dieser Mau befindlichen Briefe haben wirklich ihren Weg nach Deutschland gefunden.

in Afrika bleichen. Was mag aus Ruft geworden sein? Wenn er nicht bald kommt, müssen wir ohne ihn los, d. h. wenn ich marschieren kann. In der Nacht schlafe ich ohne Morphium zum erstenmal wieder sehr schön.

12. Oktober. Oddobarurova.

Ich glaube, daß ich durch bin, der Schlaf hat mir sehr gut getan. Das Haus auf der Insel wird fertig und auf den Namen „von der Heydt-Haus" getauft.

13. Oktober. Oddobarurova.

Heut liege ich schon 14 Tage, aber ich bessere mich stündlich. Ich bitte Peters, er möge noch acht Tage Geduld haben; wenn ich dann nicht marschfähig bin, muß ich zurück, die Expediton kann sich nicht um jeden einzelnen kümmern. Es bricht Feuer in der Steppe aus. Alle unsere Weideplätze sind verbrannt.

15. Oktober. Oddobarurova.

Ich stehe ein paar Stunden auf, wir revidieren die Lasten, rangieren alles nicht unbedingt Notwendige aus. Einige Sklaven der Wagalla sind mit Weibern und Kindern zu uns übergelaufen und wollen als Träger mit uns ziehen. Für das von der Heydt-Haus male ich ein Schild mit Namen und Datum. Nach Osten hin ist der Himmel gerötet von einem gewaltigen Waldbrand, der vielleicht von den Somali herrührt, die ganz in der Nähe sein sollen. Nachts immer scharfer Wachtdienst.

16. Oktober. Oddobarurova.

Ich melde mich ganz gehorsamst gesund. Mit dem Doktor fahre ich hinüber, um das Haus zu besehen, das wirklich sehr nett und sauber ist. Hier wollen wir das Geschütz hineinstellen, auch unsere Briefe hinterlassen, damit sie Ruft, wenn er noch kommen sollte, vorfindet.

Die Wagalla haben den Häuptling Gollo bereits wieder abgesetzt und einen dritten gewählt, Sadeh, einen ruhigen, älteren Mann, der sich, während wir das Haus besichtigen, einstellt, um mit dem Doktor zu verhandeln. Er erkennt diesen als seinen Oberherrn an, verspricht die Flagge und das Haus in unserer Abwesenheit zu hüten und unterzeichnet diesbezügliche Verträge mit seinem Handzeichen. Die vornehmsten der Anwesenden tun dasselbe als Zeugen, als letzter ich, und ich muß lachen, als ich meinen ehrlichen deutschen Namen unter all diese Krähenfüße setze.

Unser Lager wird von großen Affenherden blockiert, die, durch die verschiedenen Brände aufgestört, sich hierher geflüchtet haben. Sie

beläſtigen Menſchen und Tiere, ſchmeißen mit dicken Knüppeln und mit noch etwas anderem, von dem ſie fortwährend überreichlichen Vorrat zur Verfügung zu haben ſcheinen und das näher zu beſchreiben meine Feder ſich ſträubt.

17. Oktober. Oddobarurova.

Nachmittags machen der Doktor und ich einen längeren Spaziergang auf der Inſel, um dortige Salzfelder in Augenſchein zu nehmen. An manchen Stellen iſt der Boden buchſtäblich weiß von Salzkriſtallen, die zwar etwas bitter ſchmecken, aber doch ſehr gut verwendet werden können. Zahlreiche Elefantenloſung läßt auf häufiges Vorkommen dieſer Pachydermen ſchließen.

18. Oktober. Oddobarurova.

Übermorgen geht's weiter. Von Ruſt iſt immer noch keine Spur vorhanden; Gott mag wiſſen, was ihm zugeſtoßen iſt. Eine genaue Inſtruktion für ihn wird im von der Heydt-Haus deponiert.

19. Oktober. Oddobarurova.

Wir werden doch noch einen Tag länger bleiben müſſen; die Träger ſind noch nicht fertig mit Maisſtampfen. Jeder Mann hat Mais für etwa drei Wochen bekommen, den er in Mehlform bei ſich transportiert. Die zwiſchen uns und dem Kenia liegende Gegend iſt noch gänzlich unerforſcht, und wir kommen möglicherweiſe wieder in Einöden. Unter den den Wagalla entlaufenen Sklaven befindet ſich auch ein 11jähriges Bürſchchen, Namens Hamiri, das mir wegen ſeines fleißigen und zutunlichen Betragens ſehr gefällt; ich bitte den Doktor, ihn in meinen Privatdienſt zu ſtellen, und er ſoll mich von nun an begleiten.

20. Oktober. Oddobarurova.

Hoffentlich der letzte Tag hier, alles iſt zum Abmarſch bereit und die Leute ſind munter und unternehmungsluſtig. Was war es zuerſt für eine Raſſelbande, und wie gut und zuverläſſig ſind die Kerle jetzt. Der ſchlimmſte iſt immer noch Nogola. Häuptling Sadeh ſchickt acht ſeiner Leute, die uns den Weg nach Hameje weiſen ſollen, weiter hinaus wiſſen ſie ſelber nicht Beſcheid. Der eine von ihnen iſt der leibliche Bruder des Häuptlings; er heißt Pariſa und iſt eine auffallend ſchöne Erſcheinung, tiefſchwarz, an 6 Fuß hoch, mit Zügen der reinſten klaſſiſchen Schönheit. Da ſich ſein Name ſo anhört, als würde er Pariſer geſchrieben, ſo taufen wir einen anderen der acht Wagalla, einen kleinen, krummbeinigen, liſtig dreinſchauenden Herrn mit ganz verzweifelter Judenphyſiognomie, auf den Namen Iſidor Breslauer.

Achtes Kapitel.

Bis zum Kenia.

21. Oktober. In der Steppe 10000*.

Jetzt ſind wir ja wieder auf dem Marſch, Glück auf! Morgens um 5 Uhr ertönt im Lager der Expedition das Horn zum Wecken; fröhlich eilen die Träger herbei, ſchwingen die ihnen zugeteilten Laſten auf die Köpfe und treten in langer Reihe hintereinander an, während die Somali die gurgelnden und blökenden Kamele beladen. Einen Blick noch zurück auf das von der Heydt-Haus, auf die deutſche Flagge, dann heißt es: „haya twendeni!“ — Vorwärts! und mit lautem Geſchrei und weithin ſchallendem rhythmiſchen Geſang geht es fort gen Weſten, hinein in die unbekannte Welt; hoch flattern vor uns die ſchwarzweißroten Farben in der Hand des athletiſchen Pariſa.

Nach zweiundeinhalbſtündigem Marſch lagern wir am Fluß in der Nähe der unbewohnten Uferlandſchaft Galamba. Das Gelände trägt das Gepräge buſchiger und dorniger Steppe, wir ſehen viel Wild, auch mehrere Giraffen, von denen ich eine ſchieße. Eins unſerer Kamele ſtirbt, wahrſcheinlich durch den Genuß giftiger Vegetabilien. Die alten Weiber und kleinen Kinder der zu uns entlaufenen Sklaven müſſen zurück, wir können ſie nicht mitnehmen. Bei Anbruch der Nacht werden ſie in zwei Maus verladen und dieſe dann unter der Führung zweier Bewaffneter den Tana hinabgeſchickt. Sie ſollen verſuchen, die Miſſion in Ngao zu erreichen, und erhalten ein diesbezügliches Schreiben an die dortigen Miſſionare. Ich fürchte, unſere Freunde, die Wagalla, werden ſich ihres „Eigentums“ wieder bemächtigen.

Gegen abend am anderen Ufer großes Gefecht zwiſchen einem Leoparden und großen Affen.

22. Oktober. In der Steppe 11500*.

Die Träger marſchieren gut und willig, nur die neuen müſſen noch etwas gedrillt werden. Der Fluß gabelt ſich wieder und bildet die Inſel Ollollo; da der uns zunächſt liegende Arm ſehr ſeicht iſt, ſo müſſen unſere Maus den andern hinauffahren, und wir werden ſie nach Ausſage von Pariſer, Breslauer & Cie. erſt in einigen Tagen bei Hameye wiederſehen. Wir haben ſie eigentlich gar nicht mehr nötig, und das iſt gut, denn der Tana wird bald nicht mehr ſchiffbar

sein. Wir lagern nach kurzem Marsch in der unbewohnten Uferlandschaft Dakaschamorra. In der Nacht beobachten der Doktor und ich auffallend viele schöne Sternschnuppen und Leuchtkugeln.

23. Oktober. In der Steppe 9500*.

Um 1/2 6 Uhr Abmarsch; schon vor 8 Uhr sind wir bei dem von den Wegeführern bezeichneten Lagerplatz angelangt; er liegt in der (wiederum unbewohnten) Landschaft Jposa. Ich fange ein ganzes Gericht Fische, von denen ich im Tana bisher 6 verschiedene Arten beobachtet habe. Sie sind sämtlich klein, bis höchstens 30 cm; die eine Spezies hat in der Gestalt Ähnlichkeit mit einem kleinen Wels und gibt bei Berührung einen eigentümlich knurrenden Ton von sich.

24. Oktober. In der Steppe 25000*.

Ein tüchtiger Marsch; wir lagern gegen 11 Uhr in einem trockenen Flußarm des Tana, der von den Wagalla Galangogeessa genannt wird und bei der Uferstelle Odda mbalambali in den eigentlichen Fluß mündet, etwa 3/4 Stunden von uns entfernt. Das Heranholen von Wasser ist daher ziemlich umständlich. Einer der übergelaufenen Gallasklaven, Nasibu verschwindet.

25. Oktober. Hameye 26000*.

Um 1/2 6 Uhr Aufbruch, strammer Marsch durch dornige Grassteppe, zuletzt eine Stunde lang in einem trockenen sandigen Flußbett, das von beiden Seiten vom üppigsten, farben- und formenprächtigsten Galeriewald eingefaßt ist. Zahllose Wildspuren durchkreuzen es nach allen Richtungen und ganz frische Löwenlosung zeugt davon, daß auch der König der Tiere sich häufig einfindet und mit Erfolg seinen Untertanen nachstellt. Einige tiefe Löcher im Flußbett rühren nach Aussage der Wagalla von Elefanten her, welche hier mit ihren Stoßzähnen nach Wasser gegraben haben. Jembamba, einer der Wächter der zurückgeschickten Weiber und Kinder, stellt sich bei uns ein, halbverhungert und aus einer Speerwunde blutend. Was ich befürchtete, ist geschehen: die Wagalla haben die Flüchtlinge aufgefangen, Jembamba hat zwei von ihnen erschossen und sich dann durch Schwimmen gerettet. Nachmittags macht der Doktor in einer der Maus, die wir hier richtig vorgefunden haben, eine lange Rekognoszierungsfahrt auf dem Fluß und sucht vergeblich nach der Einmündung des einen Quellflusses des Tana, der auf der Karte mit Kiloluma verzeichnet ist. Die Karte ist überhaupt grundfalsch; Hameye ist weder ein Ort, wie dort verzeichnet steht, sondern eine weit und breit unbewohnte Uferstelle; auch hört die Schiffbarkeit des Tana hier nicht auf, denn unsere

Maus können überall bequem fahren. Dagegen ist Hameye ein paradiesisches Stückchen Erde; üppiger Baum- und Buschwuchs umsäumt die Ufer, zwischen denen der Fluß in einer Breite von 150 bis 200 m sein kristallhelles, kühles Wasser dahintreibt. Zahlreiche kleine Palmeneilande, in ihrer malerischen Form an Makartbukets erinnernd, tragen zur Verschönerung der Landschaft bei, und von ihnen schweift das Auge hinüber zu den Bergen, hinter deren blauen Konturen die Sonne abends in unbeschreiblicher, flammender Farbenpracht versinkt. Mit Behagen nehme ich ein Bad, allerdings in unmittelbarer Nähe des Ufers, denn ein großes Krokodil, dessen unförmlicher Kopf in einiger Entfernung von mir über dem Wasserspiegel zu sehen ist, sieht mir sehr verständnisinnig zu. Abends sitzen wir noch lange auf und horchen auf das Tierkonzert im Walde, wie wir es ähnlich noch nie gehört haben. Es lassen sich deutlich mehrere Löwen unterscheiden, deren donnerndes uh! uh! uuuuhhhh! durch das Echo des Waldes verzehnfacht wird. Dann wieder kracht es in den Bäumen unter den wuchtigen Tritten der Elefanten und Büffel; man hört das Plätschern und Pusten der ihren Durst im Fluß stillenden Tiere. Mein Zelt habe ich etwa 100 m vom Lager entfernt aufgeschlagen, um nicht durch das geradezu schamlose Schnarchen der Träger gestört zu werden; als ich zu Bett gehe, lege ich die Entfernung bis dahin mit einem Feuerbrand in der Hand zurück, denn mir wird doch etwas unheimlich bei all dem infernalischen Gebrüll und Geheule. Nachdem ich etwa 3 Stunden geschlafen hatte, wurde ich durch ein donnerndes Gebrüll aufgeweckt, das in unmittelbarer Nähe meines Zeltes ertönte, und dem gleich darauf ein anderes, etwas entfernteres antwortete. Man wird begreifen, daß ich augenblicklich vollständig wach und außerordentlich hellhörig wurde; ich fuhr wie eine Rakete in meinem Bette in die Höhe und griff nach dem Revolver, der, wie immer, unter dem Kopfkissen lag. Ich hörte deutlich das Schnaufen der Bestien, die, nur durch die dünne Zeltwand von mir getrennt, sich in nächster Nähe befanden. Da schwankt mein Zelt, als wolle es zusammenstürzen: die Löwen sind über die Zeltleinen gestolpert. Schnell und gewandt schlüpfte ich in das wichtigste Kleidungsstück, spannte den Revolver, lugte vorsichtig durch eine Zeltspalte, sah dicht vor mir einen dunklen Körper, dessen flammende Augen gerade auf mich gerichtet waren, hieb aufs Geratewohl dreimal mit dem Revolver zwischen diese Augen, horchte flüchtig auf das Geräusch, welches das flüchtende Tier in den Zweigen verursachte, und verschwand dann mit Windeseile, in der einen Hand den halbentladenen Revolver, mit der anderen

die nicht genügend befestigten Unflüsterbaren haltend, in der entgegengesetzten Richtung. „Gott sei Dank," sagte ich zu mir, als ich so davonsockte, „die Entfernung vergrößert sich im Quadrat." Ich habe mich früher immer für einen couragierten Kerl gehalten, komme von diesem Trugschluß aber immer mehr ab. Bei Tage und in Gegenwart anderer ist es keine Kunst; aber bei Nacht und ganz allein — — mein einziger Gedanke war: schleunige Flucht ist das beste.

Diese Nacht brachte ich bei den Lagerfeuern der Somali zu, und hatte Gelegenheit, Vergleiche zwischen dem Löwengebrüll und dem Schnarchen dieser Wackeren anzustellen.

26. Oktober. Hargatzo 16000*.

Als ich des Morgens mein verwaistes Zelt wieder aufsuche, spähe ich vergeblich nach dem Schweiß des Anschusses aus; also auch noch vorbeigeschossen! Einer der Leute meinte zwar, aus der Spur des flüchtenden Löwen, deren Zehenabdrücke weit auseinanderstanden und mit den Krallen tiefe Löcher in den Erdboden gerissen hatten, sicher auf einen Treffer schließen zu dürfen.

Das Reisen fängt jetzt an, Spaß zu machen, wir kommen allmählich ins Gebirge, und die Landschaft wird immer herrlicher. Nach fünfstündigem anstrengenden Marsch, auf dem der Doktor zweimal einem Löwen begegnet, lagern wir bei einer seeartigen Erweiterung des Tana, der hier ein Knie nach dem Norden bildet. Als ich mit den Trägern am Lagerplatz ankomme, teilt mir der Doktor, der vorausgeritten war, mit, er habe den Tana wieder per Boot untersucht und etwa 100 m aufwärts die ersten Katarakte entdeckt. Die Schiffbarkeit des Tana ist also jetzt faktisch zu Ende. Das herrliche Wetter, das erhebende Gefühl, auf einem Boden zu stehen, den vor uns noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat, laden zu neuen Entdeckungsreisen ein; zu Lande und zu Wasser durchstreifen wir den ganzen Nachmittag die Umgegend, dabei immer, aber vergeblich nach einer Zweiteilung des Tana ausspähend. Der Doktor tauft die Stromschnellen und Katarakte nach dem Präsidenten des Emin Pascha-Komitees, Exzellenz von Hofmann: die Hofmannfälle. Am nördlichen Ufer des Tana liegt ein größerer Hügel, den wir zusammen ersteigen und auf dessen Gipfel wir stehen bleiben, sprachlos und ergriffen.

Ein gewaltiges Panorama bietet sich unseren Blicken dar, nach Norden und Westen schauen wir auf ein großartiges Gebirgsland, das in vielen zusammenhängenden Ketten und einzelnen Bergen sich bis an den Horizont ausdehnt. Doktor Peters tauft es kraft seines Rechts als Entdecker nach unserem Kaiser auf den Namen Kaiser

Wilhelm II.-Berge, und einen durch seine Form besonders auffallenden Berggipfel den Hohenzollernfels. Der Hügel, auf dem wir stehen, und auf den ich aufmerksam gemacht hatte, erhält zu Ehren meines Vaters den Namen Tiedemanns Höhe. Das Herz von freudigen Gefühlen geschwellt, steigen wir wieder zum Fluß hinab und in die Mau, in der wir jetzt eine tollkühne, halsbrecherische Fahrt unternehmen. Die steuernden Wapokomo erhalten Befehl, sich in der Mitte des Flusses zu halten und unbekümmert um die Stromschnellen stromabwärts zu fahren. Sie gehorchen widerstrebend, und gleich darauf schießen wir pfeilschnell dahin, zwischen drohenden Klippen hindurch und kochenden Strudeln; von beiden Seiten schlagen die Wellen in das kleine Fahrzeug, wir aber lachen über das Getose um uns her und treiben immer von neuem die Bootsleute an, die in ihrer Todesangst mit verzerrten Gesichtern und qualvollem Stöhnen auf uns blicken. Zuletzt kommen sie auch auf den Geschmack; sie glauben vermutlich, wir führten einen Zauber gegen Wassersnot, und werden zuletzt so passioniert, daß sie durchaus auch den großen Fall hinunterarbeiten wollen, in dem wir rettungslos gekentert und eventuell ertrunken wären. Da wir darauf denn doch schließlich keinen besonderen Wert legen, so stoppen wir ab und gelangen auf einem anderen Weg ins Lager.

Beim Abendbrot werden wir durch das Schnaufen von neugierigen Flußpferden gestört, und nachts ist wieder grand concert von Löwen, Leoparden und Hyänen im benachbarten Walde.

27. Oktober. Jibije—Ukamba 19000*.

Wir steigen immer mehr auf, das Höhenbarometer weist 460 m über dem Meeresspiegel. Die Gegend ist besät mit einzelnen gigantischen Felsblöcken; die Vegetation ist dürr und spärlich, aber in der Talsohle einfach märchenhaft. Wir lagern nach fünfstündigem Marsch an einer Uferstelle, welche die Wagalla mit Jibije bezeichnen; genau wissen sie es selber nicht, denn sie sind noch nie so weit gewesen. Nachmittags erklettern der Doktor und ich mühsam einen steilen Felshügel und halten Umschau; von Kenia ist noch nichts zu sehen.

28. Oktober. Teufelsfeld 18000*.

Seit Oddobarurova haben wir noch keinen fremden Menschen gesehen, aber daß das Land hier wenigstens von Jägern besucht ist, beweisen die vielen kleinen Verhaue aus Dornen und Felssteinen, durch welche sich die Leute nachts gegen wilde Tiere zu schützen suchen. Das Gelände steigt terrassenförmig immer mehr auf und hat mit

seinen vielen Klüften, Erdrissen und grotesken Felsblöcken ein so düsteres Äußere, daß der Doktor eine besonders auffallende Strecke das Teufelsfeld benennt. Der Tana, der sonst so ruhig und gleichmäßig dahinfloß, hat sich in einen schäumenden, tosenden Wildbach verwandelt und stürzt in vielen Schnellen und kleinen Wasserfällen von Terrasse zu Terrasse. Nachmittags machen wir eine sehr unliebsame Entdeckung. Einige Träger kommen und klagen, sie hätten nichts mehr zu essen. Was!? wo habt ihr denn all euren Mais gelassen? Ja, in den ersten Tagen haben wir sehr viel gegessen, und dann haben wir auch viel „verloren", denn es war so schwer zu tragen. Das ist ja eine schöne Geschichte, nun geht die Hungerleiderei wieder los.

29. Oktober. Landschaft Murdoi 21000*.

Das Gelände gleicht dem gestrigen, nur ist der Aufstieg weniger steil; der Tana empfängt von links zwei kleine Nebenflüsse und hat wenig Gefälle, seine Breite schwankt zwischen 100 und 200 m; die Bodenerhebungen treten auf beiden Ufern teilweise bis unmittelbar an den Fluß. Während des Marsches sehen wir die Spuren vieler nackter Füße, die an den Tana führen, und der Doktor legt sich mit einigen Asikari auf die Lauer, um womöglich einige Landeseinwohner abzufangen, von denen wir notwendigerweise Essen kaufen müssen. Ich marschiere mit der Karawane weiter, als ob nichts los wäre, und lagere gegen 11 Uhr an einem passenden Uferplatz. Bald erscheint der Doktor und mit ihm zehn gefangene Weiber, die beim Wasserholen überfallen wurden. Sie sind größtenteils sehr häßlich, zwei aber ganz niedlich, ihre Bekleidung besteht aus einem rotbraun gefärbten Hüftentuch und läßt den Oberkörper frei. Sie tragen um Arme, Beine und Hals viel Kupfer- und Eisenschmuck, auch bunte Glasperlen sind vertreten. Während wir uns zu verständigen suchen, hallt plötzlich der Ruf: bunduki! bunduki! an die Gewehre! durch das Lager; alles greift zu den Waffen und stürmt mit lautem Schlachtruf in die Steppe hinaus. Die Wandorobbo (zu diesem Stamme gehörten die Weiber) hatten einen Überfall geplant, um sich ihrer Weiber wieder zu bemächtigen, machten sich aber bei dem Knallen der Büchsen bald wieder aus dem Staube. Wir lassen nun mehrere unserer gefangenen Schönen, die zu Hause Säuglinge haben, reich beschenkt von dannen ziehen und machen ihnen klar, sie möchten ihren Eheherren sagen, daß wir Vieh oder Getreide zu kaufen wünschten; wenn sie mit uns Handel treiben wollten, so würden auch die andern Weiber ungesäumt in Freiheit gesetzt werden. — Nachmittags erscheinen

denn auch einige dieser Gentlemen mit einigen Ziegen vorm Lager, sämtlich mit langen Windungen von Eisen- und Kupferdraht geschmückt und mit großen Holzklötzen in den monströs erweiterten Ohrläppchen, sonst aber in unverschämtester Nacktheit. Als ich hinaustrete, um mir unsere Gäste näher zu besehen, tritt der eine von ihnen ernst und gemessen auf mich zu, blickt mir einen Augenblick tief und forschend in die Augen und — speit mir dreimal in das Angesicht. Ich war einfach starr. Der erste Gedanke, zu dem ich wieder komme, ist natürlich, „ihm eine runter zu hauen"; da er sich aber wahrscheinlich nichts Böses dabei gedacht hat, so denke ich mir auch nichts dabei und revanchiere mich in einer für ihn sehr befriedigenden Weise reichlich auf dieselbe Manier. Ihre Ziegen sind bald gegen bunte Tücher eingetauscht; sie erhalten noch einige Kleinigkeiten als Heschima und entfernen sich dann mit ihren Weibern unter dem Versprechen, morgen einen Handel in großartigem Maßstabe zu entrieren. Ihre Waffen bestehen in Speer und Schild, Giftpfeilen und Bogen. Das Gift, das als eine dicke, glänzend schwarze Kruste den oberen Teil des Pfeiles umgibt, wird aus dem Saft einer Pflanze gewonnen und soll, wenn es frisch ist, fast augenblicklich zum Tode führen. In der Nacht blinder Lärm, durch das Losgehen eines Gewehres verursacht. Pariser, Breslauer & Cie. treten bei Anbruch der Nacht reichbeschenkt den Rückmarsch an.

30. Oktober. Am Tana 13500*.

Wir marschieren erst nach 10 Uhr ab, nachdem wir vorher von den Wandorobba einige Ziegen gekauft haben. Sie haben nur sehr wenige gebracht. Ich lagere getrennt vom Doktor und seinem Troß, da er weit voranmarschiert war und die nachkommenden Träger seiner Spur auf dem harten Felsboden nicht folgen konnten. Wir haben viel zu klettern, nach Westen zu liegt ein gewaltiges Gebirgsland. Die Terrasse (Nr. 3), auf der wir uns jetzt befinden, ist außerordentlich fruchtbar und bevölkert von Antilopenherden.

Der Tana empfängt von links zwei Nebenflüsse.

In der Nacht ist es sehr kalt (+ 12° C), und ich breite noch eine zweite Decke über mich, verspüre aber bald darauf am ganzen Körper ein furchtbares Jucken und Brennen. Ein Völklein roter Ameisen hatte sich in der Decke eingenistet und fiel nun über den Ruhestörer her. Es bleibt mir nichts weiter übrig, als mir schleunigst die Kleider vom Leibe zu reißen und mich von Sadiki naß abreiben zu lassen. Dann ziehe ich frische Sachen an und setze mich zu den Somali ans Feuer. Hussein leistet mir Gesellschaft und erzählt hochinteressante

Sachen über die verunglückte v. d. Deckensche Dschub-Expedition. Er sagt, das Wrack des „Welf" säße noch immer auf dem Felsen in der Nähe von Burdera, auch eine große eiserne Geldkiste befände sich noch dort. Die Somali hätten vergeblich versucht, sie zu öffnen; sie habe sogar dem Feuer widerstanden und dem Sturz von einem hohen Berge. Eine Patronenkiste, die ebenfalls ins Feuer geworfen wurde, sei explodiert und 30 Somali dabei getötet oder verwundet worden. Einer der Weißen auf der Insel habe sich wie ein Teufel gewehrt (vermutlich Brenner) und über 20 Somali niedergeschossen.

31. Oktober. Am Tana 1450o*.

Gegen 6 Uhr morgens treffe ich auf den Doktor, mit dem brieflich ein Sammelplatz verabredet worden war. Der Boden ist teilweise mit einer dichten Salzschicht bedeckt.

Gegen 11 Uhr lagern wir auf einem schönen Platz am Tana und halten nachmittags wieder großes Schauri mit Wandorobbo ab wegen Viehhandels. Sie versprechen morgen eine Masse zu bringen. Es ist eine unverschämte, lärmende Bande, sie haben nicht den mindesten Respekt und werden immer dummdreister. Auf den Somali Abokr wird sogar ein Giftpfeil abgeschossen. Nehmt euch in acht, ihr nacktes Lumpengesindel! Auch die fortwährende Anspeierei habe ich nachgerade satt. Nach Westen zu ist uns der Weg durch steile, mehrere 100 Fuß hohe Felsmassen versperrt; Gott mag wissen, wie wir weiter kommen.

1. November. Ebendaselbst.

Der Doktor schickt mich mit den Kamelen und meinen Privatträgern voran, um einen Weg durch die Berge ausfindig zu machen; er selber will im Lager noch auf die Wandorobbo und ihre Ziegen warten und dann errötend meinen Spuren folgen. Nach zweistündigem mühevollen Klettern kehre ich wieder zurück, das Bergland ist für Kamele nicht zu passieren. Wir sind in etwas deprimierter Stimmung. Dazu kommt noch, daß die Wandorobbo keinerlei Miene machen, uns die versprochenen Schafe zu bringen. Sie treiben in unserer Nähe ganz ungeniert Tausende von Schafen und Ziegen zur Tränke, ignorieren uns und unseren Hunger aber vollständig. Einige Somali treiben unbemerkt etwa 20 Lämmer und Zicklein in unser Lager; der Doktor entschließt sich aber, diese „gefundenen" Wertgegenstände wieder abzuliefern. Er geht dann auch selber mit einigen Leuten hin, um Schauri zu machen, wobei sich die jungen Wandorobbokrieger in höchst unverschämter Weise benehmen. Zu Anfang hatten sie einige Ziegen abseits gestellt als Gegengeschenk für das Heschima des Doktors, diese werden

aber schließlich auch weggetrieben. Nun gibt der Doktor seinen Begleitern heimlich den Befehl, eine Anzahl von Vieh abseits zu treiben, zu gleicher Zeit erhalte ich den Auftrag, mit 30 Trägern herbeizueilen. Im Laufschritt und in einer Schützenlinie ausgeschwärmt, kommen wir heran; die Wandorobbo haben sich mit ihren Herden schleunigst aus dem Staube gemacht; allerdings sind von den Somali, den gewandtesten Viehdieben der Welt, etwa 250 Stück für uns reserviert worden, und diese treiben wir nun mit einer Arrieregarde gemächlich dem Lager zu. Hier erhebt sich dann ein gewaltiges Schlachten. Die ganz jungen Lämmer, die für den Marsch noch zu schwach sind, müssen alle ans Messer, und die Träger schwelgen in frischem Fleisch. Wir selber trinken literweise die herrlich schmeckende Milch. Abends wird das Lager befestigt und nach verschiedenen Seiten sausen Raketen in die Luft und in die Büsche, für die Wandorobbo wahrscheinlich ein Beweis mehr, daß der Leibhaftige mit großem Gefolge bei ihnen eingefallen ist.

2. November. Ebendaselbst.

Wir bleiben hier, um ein Floß zu bauen und über den Tana zu gehen, wenn ein Weitermarsch am diesseitigen Ufer nicht möglich sein sollte. Einige starke Patrouillen werden nochmals ausgeschickt, um einen Weg zu suchen; die Herde, unser Augapfel, weidet unter Postendeckung in der Nähe des Lagers. Alle disponiblen Leute fällen den Vormittag über Bäume, die dann mit Lianen aneinander gebunden und in den Fluß geschoben werden. Das Holz ist aber zu schwer, und das ganze ungeschlachte Machwerk geht zugrunde. Da außerdem der Tana plötzlich rapid steigt, so ist es nichts mit dem „we'll go other side", wie Hussein sagt. Dagegen wird ein leidlicher Weg durch die Berge gefunden, Herr Leutnant von Tiedemann hat sich also blamiert. Fröhlich meckernd und mit strotzenden Eutern kehrt abends unsere Herde heim, ein herzerquickender Anblick. Morgens geht's weiter, ohne Nahrungssorgen und mit frischem Mut. In der Nacht fällt der Tana ebenso schnell, wie er gestiegen ist, eine etwas rätselhafte Erscheinung, die nur in gewaltigen Regengüssen oberhalb eine Erklärung findet.

3. November. Am Tana 12500*.

Bei Tagesanbruch Abmarsch in engaufgeschlossener Marschkolonne, um etwaigen Überfällen der Wandorobbo entgegentreten zu können. Die Berge werden mühsam aber glücklich passiert und um ½12 Uhr erreichen wir eine reizende Stelle am Tana, auf der wir lagern. Der Fluß ergießt sich hier in tosenden Schnellen und Wasserfällen von der

vierten auf die dritte Terrasse, und der Doktor tauft die ganze Partie die Benningsenfälle. Neun Ziegen werden geschlachtet, außerdem fischen die Leute mit Erfolg. Am Fluß erhebt sich plötzlich ein gräßliches Geschrei, und gleich darauf kommt der Träger Baraka mit blutender Hand und teilt uns heulend mit, ein Fisch habe ihn gebissen. Wir lachen über seine jämmerliche Miene, und die Sache wird durch einen kleinen Verband beigelegt. Um 2 Uhr nachmittags Regenschauer und nachts Gewitter. Heute wird daheim die Hubertusjagd geritten.

4. November. Am Tana 21500*.

Nichts neues.

5. November. Am Tana 22000*.

Ein herrlicher Morgen, kühl und frisch, die Landschaft ist teilweise zauberhaft und wir marschieren mit Lust und Liebe. Der Tana wimmelt, wie auch schon die letzten Tage, von Flußpferden; man könnte an einigen Stellen buchstäblich auf ihren Köpfen zum anderen Ufer gelangen. Wir schießen schon gar nicht mehr auf die plumpen Gesellen, denn erstens mal verlieren sie durch ihr häufiges Vorkommen an Interesse und zweitens bekommt man den Kadaver doch nicht. Zwei Wakambaleute, die sich vor einigen Tagen unserer Karawane angeschlossen haben, sagen aus, daß wir morgen an eine Stelle des Flusses kämen, die Kiloluma genannt wurde, und bei der eine Straße über den Tana von Mombas und Ukamba nach dem Lande Mbe oder Mberre oder Mbellete führe. Am anderen Ufer sehen wir hohe Berge, zu unseren Füßen rauscht der Tana über mächtige Felsblöcke. Nein, wie ist es schön!

6. November. Kiloluma 4000*.

Schon nach kurzem Marsch sind wir an der von den Wakamba bezeichneten Stelle. Von Leuten, die wir hier zu finden hofften, ist keine Spur; eine Brücke scheint einmal hier gestanden zu haben, nach einigen Pfählen zu schließen, aber weiter auch nichts; die Handelsstraße ist kaum erkennbar, etwa einen Fuß breit. Dagegen ist der hiesige Katarakt in hohem Maße großartig, alle bisherigen verschwinden gegen ihn. Der Tana fällt in einer Reihe von herrlichen Stromschnellen treppenförmig von der sechsten auf die fünfte Terrasse und zwängt schließlich seine ganze Wassermasse durch ein etwa 15 Fuß breites Felsentor. Mit betäubendem Donner, die Erde weithin erzittern machend, schießen die Wasser in erschreckender Schnelle dahin, hohe Berge und tiefe wirbelnde Trichter bildend, in denen selbst hineingeworfene Baumstämme für lange Zeit verschwinden. Der Wasserstaub

steigt in Säulen empor, und eine in den Strahlen der Sonne tausendfach schimmernde Wolke schwebt über dem Ganzen. Zur Zeit des Hochwassers muß der Kilolumafall eines der sehenswertesten Naturschauspiele der Erde sein.

Nachmittags versuche ich auf eigene Faust einen Übergang zu bewerkstelligen und gehe oberhalb der Schnellen, wo der Tana sehr breit und dementsprechend seicht ist, in den Fluß. Aber das Wasser ist doch stärker als ich und reißt mich weg. Ich bin froh, als ich mit einigen blauen Flecken und Hautabschürfungen wieder am Ufer bin.

7. November. Am Tana 22000*.

Der Doktor fühlt sich morgens nicht wohl und fiebert etwas, bessert sich aber während des Marsches. Durch die jetzt häufig fallenden Regenschauer (kleine Regenzeit) lebt die Natur wie durch Zauberei auf, selbst alte vertrocknete und grauliche Dornbüsche bedecken sich mit anmutigen Blüten. Der Somali Daud Waïs ist sehr krank an Dyssenterie, weist aber als strenger Mohammedaner den angebotenen Kognak mit Grausen zurück. Nachmittags kommen wieder zwei Wakamba und schlafen bei ihren Genossen in unserem Lager.

8. November. Im Lande Udhakka 8000*.

Wir marschieren mitten im Gebirge, nach allen Seiten recken hohe Berge ihre Häupter zum Himmel, in ihren pittoresken Formen an mittelalterliche Burgen erinnernd. Der Boden zeigt Spuren menschlicher Kultur, an einzelnen Stellen scheint das Land bebaut zu sein. Ich marschiere wie gewöhnlich als letzter der Kolonne, dicht vor mir unsere wenigen Kamele, die wegen des beschwerlichen Geländes weit zurückgeblieben sind. Gegen 10 Uhr mache ich mit Sadiki und Hamiri, meinen beiden Knappen, einen kleinen Stopp. Wir setzen uns bequem nieder und frühstücken; kaltes Ziegenfleisch und Tanawasser. Im zwiefachen Vergnügen des Essens und des Beschauens der schönen Natur verstreicht die Zeit sehr schnell, erst nach einer halben Stunde sind wir wieder auf dem Marsch und greifen tüchtig aus, um wieder zu den Kamelen zu kommen. Der Boden ist sehr hart, und nur mit Mühe können wir der Spur folgen, schließlich verlieren wir sie ganz. Hamiri, ein wahres Talent im Fährtensuchen, entdeckt schließlich wieder die Fußstapfen von nackten Füßen und Ziegenhufen und wohlgemut ziehen wir weiter. Nach einiger Zeit bemerke ich mit Befremden, daß in dem nun teilweise weichen Boden gar keine Kamelfährte zu sehen ist, auch kommt mir unsere jetzige Marschrichtung etwas wunderbar vor. Wir stehen still, lauschen angestrengt und hören schließlich in ziemlicher Ent-

fernung ein Gemurmel wie von vielen menschlichen Stimmen. Aha! das wird das Lager sein. Als wir näher kommen, werden auch die Stimmen deutlicher, es ist ein wildes Durcheinandergeschreie und -geschnattere. Das können unmöglich unsere Träger sein. Wir kriechen vorsichtig auf den Kamm eines Hügels, der uns die Aussicht versperrt, und halten Ausguck. In dem Tale vor uns wimmelt es von schwarzen Gestalten, die heftig gestikulierend durcheinander laufen und einen Höllenlärm machen. „Wandorobbo" flüstert Hamiri — und ebenso lautlos, wie wir gekommen waren, ziehen wir wieder ab. Aber die Falkenaugen der Wilden haben uns doch bemerkt und bald hören wir hinter uns hundertstimmiges Geschrei. Zuerst zurück nach dem Frühstücksplatz, und dann die richtige Spur gesucht — das war das einzige, was wir tun konnten. Mit langen Schritten, Hamiri voran, ich zuletzt, streben wir rückwärts. „Langsam, langsam!" rufe ich ein über das andere Mal Hamiri zu, der schließlich in einen vollkommenen Hundetrab fällt; „sie glauben sonst, wir hätten Angst". Bald sind wir an unserem Halteplatz und kommen wieder auf die richtige Spur, nach einer weiteren Viertelstunde sehen wir von weitem die Lagerzelte. Jetzt werden wir bedeutend langsamer, bald sind unsere Verfolger dicht hinter uns, scheinen aber keine schlimmen Absichten zu haben. Mit zahlreichem Gefolge komme ich im Lager an und treffe hier den Doktor in Verhandlung mit mehreren fremden Negern. Es sind keine Wandorobbo oder Wakamba, sondern Wadhakka (das dh wie ein ganz weiches engl. th zu sprechen), ein Volksstamm, dessen schon Krapf Erwähnung tut, den aber bisher noch niemals ein Weißer gesehen hat. Es ist eine putzige Gesellschaft, größtenteils mordshäßlich, aber kräftig und sehnig gebaut. Sie haben keine einheitliche Bekleidung; einige stolzieren mit hohen Federkopfputzen und einer Art Grenadiermützen aus Affenfell einher, während ihnen ein mantelartiger Fellüberwurf bis auf die Fersen hinabwallt, andere tragen einen Hüftenschurz, wieder andere ein handgroßes Fellstückchen, das mit bunten Perlen und Vogelschnäbeln recht auffallend verziert ist; der größere Teil verschmäht aber jede Kleidung und begnügt sich mit seiner außergewöhnlich dunklen Haut. Ihre Bewaffnung besteht aus Speer und Schild oder Pfeilen und Bogen, erstere zum Teil mit primitivsten Holzspitzen. Ich habe nur wenig vergiftete gesehen. Außerdem führen sie noch kurze Wurfkeulen aus schwerem Holz und lange, gerade Schwerter. Diese, sowie die Schilde und Speere erinnern an die Waffen der Massai. Auffallend ist eine Art eiserner Schelle, die sie unterhalb der Knie befestigt haben und die beim Gehen ein Geräusch, ähnlich wie

von Kürassierſporen, verurſacht. Sie wohnen in ſauberen Hütten, die aus dünnen Holzſtäben gebaut und mit einem Dach aus Palmblättern gedeckt ſind. Das Ganze ſteht auf dicken, niedrigen Pfählen, wahrſcheinlich um während der Regenzeit nicht vom Waſſer erreicht zu werden. Mehrere dieſer Hütten ſtehen immer zuſammen und ſind kraalartig mit einem ſieben bis zehn Fuß hohen dichten Dornenzaun umgeben. Sie bebauen das Land mit Bohnen, einer Art Erbſen und Mtama;[1]) Mais habe ich nicht geſehen, auch keinen Tabak. An ihrem Vieh, von dem ſie maſſenhaft beſitzen, ſind die Rinder auffallend, die ſehr klein und zierlich gebaut ſind und ſtarke Fetthöcker tragen; die Hörner fehlen großenteils, doch weiß ich nicht, ob ſie nicht vielleicht künſtlich entfernt ſind.

Die Wadhakka ſcheinen ſich eines behäbigen Wohlſtandes zu erfreuen, aber noch niemals Weiße oder Araber geſehen zu haben. Die Feuerwaffe kennen ſie jedenfalls nicht, denn ſie ſehen unſere Gewehre für eine Art Keulen an. Auch in anderer Beziehung ſtehen ſie nicht gerade auf dem Höhepunkt der Kultur; ſie halten unſere Stiefel für einen Teil unſerer ſelbſt, für eine Art Hufe. Da außerdem der Doktor eine große ſchwarze und ich eine dito blaue Brille zum Schutz gegen die Sonnenreflexe tragen, ſo müſſen wir entſchieden keinen anheimelnden Eindruck auf ſie gemacht haben. Nichtsdeſtoweniger ſind ihre teilweiſe tadellos gebauten Weiber echte Evatöchter und trippeln mit koketten Schritten vor den Zelten dieſer unheimlichen Geſchöpfe herum. Die ganze Bande iſt unbeſchreiblich aufdringlich und unverſchämt und vollführt im Lager einen ſolchen Heidenſpektakel, daß ſie ſchließlich alle wohlmeinend aber nachdrücklich hinausgeſchmiſſen werden. Ich bin neugierig, wie wir mit ihnen auskommen werden.

9. November. Am Tana 11000*.

Ein für die Kamele beſchwerlicher Marſch durch bergiges Land; die Luft iſt köſtlich, die Temperatur außer den Mittagsſtunden annehmbar. Wir kommen fortwährend an Niederlaſſungen der Wadhakka vorbei; Hunderte von ihnen geben uns das Geleit und ſind ſchrecklich zudringlich. Als ich aber für eine Pfeife Tabak ein Streichholz anzünde, da ſtieben ſie nach allen Richtungen auseinander. Wir lagern gegen 12 Uhr wieder an unſerem alten Freund, dem Tana, deſſen Lauf wir ſchon jetzt 15 Wochen lang folgen. Uns gegenüber liegt ein hoher Berg, den der Doktor Kruppberg tauft.

Unſer Lager wimmelt von Wadhakka, die klirrend und hochmütig

[1]) Der afrikaniſche Weizen.

daherstolzieren; sie werden von Stunde zu Stunde übermütiger. Plötzlich wird uns gemeldet, sie hätten unsere vier Esel weggetrieben. Sofort werden einige Somali abgeschickt, die nach einiger Zeit mit den Entführten zurückkommen; währenddessen wird das Lager von den Spitzbuben gesäubert.

Einer unserer Träger, Abajabîr, ist noch nicht angekommen; er hatte sich vor einigen Tagen einen Dorn in den Fuß getreten und konnte nur langsam gehen. Als er aber gegen Abend noch immer nicht da ist, wird es nahezu zur Gewißheit, daß ihn die Wadhakka abgefangen haben. Das erfordert Rache. Der Doktor schickt mich mit einem Kommando ab, um eine Viehrazzia zu unternehmen, die von glänzendem Erfolg gekrönt ist. Einige tausend Meter vom Lager treffen wir auf große Viehherden; ein Schuß in die Luft genügt, um die wenigen Hirten zu verscheuchen, und dann treiben wir soviel wir bekommen können nach Hause, etwa 600 Schafe, Ziegen und Ochsen Der Doktor fragt mich, warum ich nicht auch noch Schweine mitgebracht hätte. Jetzt sind wir für Monate verproviantiert.

10. November. Ebendaselbst.

Wir bleiben liegen, erstens weil bei der Frau des Trägers Kassuku (Papagei) der Klapperstorch mit einem gesunden Bübchen eingekehrt ist, und zweitens, damit sich die neue Herde etwas an uns gewöhnt. Morgens kommt eine Gesandtschaft der Wadhakka unter der Führung eines Häuptlings, der auf die Wiedergabe des Viehes dringt. „Wo ist mein Mann Abajabîr?" fragt der Doktor. „Er ist ausgerissen gen Ukamba," lautet die Antwort. „Sehr gut, eure Herde wird mit uns auch gen Ukamba ausreißen, denn dahin wollen wir zunächst. Gebt mir Abajabîr und sein Gewehr zurück und ihr sollt eure Herde wiederhaben, einen Teil davon behalte ich aber zur Strafe für eure Frechheit." — Bei dem Häuptling befindet sich ein hünenhafter Geselle, ein Händler aus Ukamba, der ein entsetzlich großes Maul hat, physisch und moralisch, und allerhand hochtrabende Redensarten macht. Er renommiert mit der Bekanntschaft zweier Weißer, die er „vor sechs Regen" gesehen und nach Kikuyu und dem Kenia begleitet habe, der eine sei sehr groß und dick und ein gewaltiger Jäger gewesen. Das kann kein anderer sein, wie der Graf Teleky und sein Begleiter, Baron von Hönel. Warte, Bursche, wenn du den Weg nach dem Kenia weißt, dann kannst du uns ja auch hinbegleiten. — Nach kurzer Zeit zieht der Häuptling mit seinem Gefolge ab, ohne auf die Frage, wie es mit Abajabîr sei, geantwortet zu haben; der große Mkamba, der den Namen Maronga führt, wird als Geisel im Lager zurückbehalten

und gefesselt. — Gegen 3 Uhr nachmittags kommen einige unserer Leute ins Lager gestürzt und melden, daß die Wadhakka mit Pfeilen auf sie geschossen hätten und in großen Schwärmen von allen Seiten auf unser Lager zurückten. Sie hätten es auf unsere Herde abgesehen und wären schon dicht dabei. Rasch werden die Leute verteilt, der Doktor nimmt den linken Flügel, ich den rechten, und dann stürmen wir mit schallendem Hurra den Wadhakka entgegen, die jetzt überall in dichten Haufen herankommen. Im Galopp kehrt unsere Herde zurück, gedeckt von unseren Hirten und verfolgt von den Wadhakka. Diese stutzen etwas, sie halten uns jedenfalls für verrückt, daß wir wenigen Leute so blindlings in unseren Tod laufen. Dann stoßen auch sie ihr Geheul aus, und die Kriegshörner schmettern zum Angriff. Auf etwa 30 Schritt knattern die Schüsse, wieder und wieder, einige Wadhakka stürzen und dann schwenken sie kehrt und jagen mit Windeseile davon, wir mit lautem Hurra hinterher. Unsere kleine Abteilung hat sich nach allen Richtungen zerstreut; fast jeder einzelne treibt eine ganze Bande von Wadhakka vor sich her. Vor mir haben sich wieder eine ganze Anzahl auf einem Hügel gesammelt und dort Front gemacht, bei mir sind nur Sadiki und der Küchenjunge Farjalla. Drauf und dran! Unsere vis-à-vis geben eine Pfeilsalve auf uns ab, die niemandem schadet, und verschwinden dann mit verdoppelter Geschwindigkeit.

Um vor weiteren Überfällen sicher zu sein, die bei der ungeheuren Mehrzahl der Wadhakka doch einmal mit unserer Niederlage endigen könnten, beschließt der Doktor, ihnen eine gründliche Lektion zu geben. Er gibt mir den Auftrag, das Lager zu befestigen und zu halten, und unternimmt selbst mit dem größeren Teil der Leute einen Rachezug gegen die nächsten Dörfer. Während ich jetzt hier in meinem Zelt sitze und schreibe, höre ich das Krachen der Äxte, mit denen meine Leute Bäume fällen und Äste abhauen für einen Verhack; dunkle Rauchwolken, die nach Süden zu aufsteigen, lassen darauf schließen, daß auch der Doktor fleißig bei der Arbeit ist. Bei Dunkelwerden kehrt er mit den siegestrunkenen Leuten zurück, die mit allerhand Schmuckgegenständen der Wadhakka ausgeschmückt sind und das hochfahrende, martialische Auftreten unserer Gegner karikieren. Drei Dörfer sind von Grund aus zerstört worden.

Hochkomisch ist das Benehmen des gefangenen Maronga. Als er sieht, daß seine Gastfreunde tüchtig Prügel bekommen haben, da bricht er in laute Schmähreden gegen sie aus, sie wären Lumpen und Diebsgesindel und verdienten noch viel mehr, wir hingegen

seien Leute nach seinem Herzen, und mit uns wolle er gerne reisen. Er ist ein drolliger Kauz und fühlt sich bei gutem reichlichen Essen anscheinend so behaglich wie noch niemals. Jedesmal wenn man bei ihm vorübergeht, grinst er und nickt kameradschaftlich; gewöhnlich ist er mit irgend einer Hammelkeule oder dergleichen beschäftigt. Die Kette, die seine Füße zusammenhält, verbirgt er sehr geschickt unter einem großen Stück Zeug, das er vom Doktor geschenkt bekommen hat.

11. November. Am Tana 11000*.

Ein gefährlicher Marsch. Kaum haben wir engaufgeschlossen, die Herde in unserer Mitte, das Lager verlassen, als wieder von allen Seiten die Kriegshörner dröhnen und dichte Massen von Wadhakka heranschwärmen. Wir marschieren langsam, aber stetig weiter, unter beständigem Flintengeknatter und ab und zu kleine Ausfälle machend. Kassukus Weib, die gestern eines Knäbleins genesen ist und noch nicht ordentlich marschieren kann, fällt den Gegnern in die Hände, das arme Geschöpf. Ich war gerade mit einigen Somali gegen ein Dorf vorgegangen, an dem wir vorbeimarschierten, als sich dieser bedauerliche Vorfall ereignete. Auch am anderen Ufer ist alles in wilder Bewegung; Kriegshörner und Trommeln vereinigen sich mit dem hundertstimmigen Geheul zu einer unangenehmen Musik. Auch ans andere Ufer sausen unsere Geschosse, und auch dort gibt es Tote. Sechs Dörfer, die an unserem Wege liegen und mit Wadhakka besetzt sind, werden gestürmt und angezündet, schließlich gelangen wir an einen langen Felsenpaß. Die Herde ist, da die Träger alle nach vorne drängen, etwas zurückgeblieben, und wie auf Kommando stürzen sich von allen Seiten die Feinde darauf los. Zu wildem Galopp getrieben und in eine dichte Staubwolke gehüllt, stürmt die Herde durch die Enge, die Somali Mahamed Ismaël und Samater Ali und ich nehmen hinter Felsblöcken gedeckte Stellung und unsere Repetiergewehre senden Schuß auf Schuß in die verfolgende Meute. Als das letzte Schaf glücklich hindurch ist, machen wir den Beschluß und sind nun verhältnismäßig in Sicherheit. In einer Wadhakka-Schamba hat der Doktor Lager aufgeschlagen und erzählt mir, daß auch er höllische Arbeit vorne gehabt hätte. Überall um uns her wimmelt und kribbelt es an den Bergabhängen von schwarzen Gestalten, nahe heran wagen sie sich aber nicht mehr. Einige hundert Meter von uns steht ein hoher Baum, in dem sich eine ganze Anzahl Wadhakka eingenistet haben und fortwährend johlen und kreischen. Huffeïn erhält den Auftrag, mit einigen anderen durch das

hohe Gras ihnen in den Rücken zu schleichen, um uns von diesen lästigen Zuschauern zu befreien. Während wir ihre Aufmerksamkeit durch gelegentliche Schüsse fesseln, gelingt es dem geschmeidigen Somali, dicht an sie heranzukommen. Wir hören den Knall seiner Büchse und sehen, wie einer der Baumsteiger von seinem luftigen Sitz herunterpurzelt, die anderen verschwinden lautlos, aber blitzgeschwind. Von da ab haben wir Ruhe, und in der Nacht ist nichts zu hören wie das gelegentliche ferne Gellen eines Kriegshornes.

12. November. Ukamba-Mumoni 11000*.

Aus Uthakka wären wir glücklich heraus, wir wurden auch heute fast gar nicht belästigt. Der Weg ist aber äußerst beschwerlich, und die Kamele kommen in den mit dichtem Unterholz bewachsenen steilen Bergen nur mit größter Mühe vorwärts. Sie brauchen auf 11000* acht Stunden Marsch. Wir lagern an einem steilen Abhang in der Nähe des Flusses. In diesen Tagen immer etwas Regen.

13. November. Am Tana 10000*.

Einige Wakamba-Mumoni, mit denen Marongo, der im Gefolge des Doktors an der Tete marschiert (er wird an einem Strick geführt, der, um seine Eitelkeit nicht zu verletzen, künstlerisch drapiert ist), bekannt ist, bringen uns auf eine bessere Straße, aber es ist immer noch schlimm genug. Wenn wir doch nur über den Tana könnten, auf der anderen Seite scheint der Weg besser zu sein, auch hat der Fluß schon seit mehreren Tagen eine südwestliche Richtung, während wir nach Nordwesten wollen. Ein Kamel erliegt den Anstrengungen.

14. November. Am Tana 10000*.

Wo und wie wir eigentlich marschieren, ist mir schleierhaft; bald hat man die Nase nach Osten, bald nach Süden; der Lauf des Tana macht fortwährend große Kurven, und wir kommen in der Luftlinie nur außerordentlich wenig vorwärts. Unsere Kamele haben heute 12 Stunden gebraucht, um höchstens eine halbe deutsche Meile zurückzulegen, was einen Begriff von der Schwierigkeit des Marsches gibt. Dazu immer und immer Wald, was man sehr schnell über bekommt.

15. November. Am Tana 13000*.

Im großen und ganzen ist der Weg etwas besser, bis auf einige tiefe Schluchten, die für die Kamele einfach unpassierbar sind und in weitem Bogen umgangen werden müssen. Dazu fortwährend Arbeit mit Messer und Axt, um Weg zu hauen durch den undurchdringlichen Busch und Wald. Unterwegs begegnen wir vielen Wakamba, die

neugierig, aber zurückhaltend sind. Hoffentlich bekommen wir mit ihnen nicht auch Krakehl, wir sind der Schießerei höllisch überdrüssig. Der Doktor schlägt das Lager an einem idealen Uferplatz auf, unsere Zelte stehen unter weitästigen schattigen Bäumen, vor uns rauscht der Tana mit reißender Geschwindigkeit über Felsblöcke und Geröll. Hier wollen wir bleiben und einen Übergang forzieren, denn wir müssen auf die andere Seite. Ein Kamel ist wieder gestorben und mehrere Träger sind an Dysenterie erkrankt.

16. November. Ebendaselbst.

Unsere Lasten werden wir einschränken, da wir sonst nicht alles transportieren können, 2 Kamele auf einmal sind ein großer Ausfall. Dann werden Bäume gefällt, um ein Floß zu bauen, das an starken Lianenseilen zwischen den Ufern hin- und hergezogen werden soll. Wie wir aber das Seil hinüberbekommen wollen, ist mir nicht klar; der Tana ist zwar verhältnismäßig schmal, aber ungeheuer reißend. Hussein und Omar Idley ertrinken nachmittags fast bei dem Versuche, mit einem Seil hinüberzuschwimmen. Einige Wakamba bieten uns Getreide zu ungeheuren Preisen an. Nichtsdestoweniger kaufen wir einiges, denn einzig und allein von frischem Fleisch zu leben ist widerwärtig. Ein tolles Gerücht verbreitet sich in unserem Lager: Hinter uns her soll ein Weißer kommen mit vielen Kriegern, er hat die Wadhakka gehörig geschlagen. Daß es Rust ist, glaube ich nicht; die ganze Geschichte wird wohl Schwindel sein.

17. November. Ebendaselbst.

Da morgens trotz aller Aufforderungen keiner mit dem Seil in den Fluß hinein will, so steigt endlich meines Vaters Sohn in das trügerische Element. Wildes, verzweifeltes Ringen, viel Wasserschlucken und Püffe an heimtückischen Klippen, schließlich werde ich halb betäubt und dreiviertel erstickt ans Ufer gezogen. Ein zweiter Versuch, den ich an einer anderen Stelle unternehme, verläuft ebenso kläglich. Mit dem Floß also ist es nichts, wir müssen eine Brücke schlagen, und haben dazu einen sehr guten Platz gefunden.

18. November. Ebendaselbst.

Der zweite Trägerchef Musa, der mit Stanley die berühmte Fahrt auf dem Kongo „through the dark continent“ gemacht hat und sich auf Brückenbau versteht, übernimmt die technische Leitung desselben, der Doktor und ich beaufsichtigen abwechselnd. Nogola empfängt für seine vielen Schandtaten eine kleine Strafe des Himmels: ein fallender Baumstamm zerquetscht ihm den großen Zeh. Während

ich ihn verbinde, spreche ich ernste ermahnende Worte zu ihm über Fingerzeige zur Besserung usw. Schließlich humpelt er ganz geknickt davon.

18.—21. November Brückenbau.

22. November. Ebendaselbst.

Die Brücke macht erfreuliche Fortschritte; armdicke Lianen, die von Ufer zu Ufer gezogen werden, geben dem Ganzen großen Halt. Einem unserer Leute war es gelungen, mit einem Schleuderwurf ein feines Bastseil ans andere Ufer zu werfen, wo es von zufällig anwesenden Wakamba aufgefangen wurde. Morgen denken wir überzusetzen. Wieder viel Regen.

23. November. Ebendaselbst.

Die Brücke ist vollendet, und wir wollen gerade mit dem Übersetzen beginnen, als der Tana abermals mit reißender Geschwindigkeit steigt. Eine mächtige Flutwelle wälzt sich von oben herunter — was nützen armdicke Lianen gegen die Kraft der Elemente? Ein kurzes Schwanken und dahin treibt das Werk angestrengter tagelanger Arbeit, unsere Hoffnung und unser Stolz. Es herrscht naturgemäß eine sehr deprimierte Stimmung, der Doktor verteilt, um den unangenehmen Eindruck wenigstens bei den Leuten zu verwischen, an besonders tüchtige Träger Remunerationen von 3—15 Rupies. Die Leute vom anderen Ufer, die das Unglück mit angesehen haben, teilen uns mit, sie wüßten etwas weiter unterhalb eine Furt, die sie uns morgen zeigen wollen. Infolgedessen beschließt der Doktor, noch einen Tag zuzugeben.

24. November. Ebendaselbst.

Die angebliche Furt erweist sich nicht als eine solche, sondern nur als eine bessere Stelle zum Brückenbau, den unsere Gegenüber, die Wa-mbe, ganz allein unternehmen und in einem Tage beendigen wollen. Wie sie das zu bewerkstelligen beabsichtigen, ist mir unklar, es wird wohl reine Großtuerei sein.

Das 14 Tage alte Kind des Trägers Kassuku stirbt und findet unter dem Geheul der Weiber ein Grab im Fluß. Ein gestern geschossenes Flußpferd treibt ans Ufer.

25. November. Ebendaselbst.

Die Brücke ist richtig fertig, aber ein so elendes Machwerk, daß sie für uns völlig unbrauchbar ist. Der Doktor hat Pläne mit einer anderen, die sofort in Angriff genommen wird. Samiel, hilf! Ein zweites totes Kiboko wird angeschwemmt.

26. November. Am Tana 12500*.

In der Nacht steigt der Fluß wieder rapid um 2—3 Fuß; mit dem Brückenbau ist es zu Ende. Wir marschieren gegen 8 Uhr ab und lagern um 2 Uhr auf einem guten Platz am Tana. Der viele heftige Regen der letzten Tage hat besonders das Vieh sehr heruntergebracht, und es sterben des Doktors Pferd, ein Kamel und ein Esel. Unter den Leuten ist Dyssenterie ausgebrochen, und der Träger Omari Waschikuro bleibt in hoffnungslosem Zustande zurück. Ja, ja, solcher Tage viele können eine Expedition zum Scheitern bringen. Wir sind aber noch immer flott, mögen die Schlacken abfallen vom Eisen unter diesen Schlägen, das Übriggebliebene ist quantitativ geringer, aber es ist Stahl. Im Lauf des Tages fällt der Tana ebenso schnell, wie er gestiegen ist, der Flußgott scheint uns uzen zu wollen. Ein großartiger und überaus malerischer Wasserfall, der heute entdeckt worden ist, erhält den Namen Auguste-Viktoriafall. Die Hauptmarschrichtung war Süden.

27. November. Am Tana 7000*.

Wir kommen bald nach dem Aufbruch in etwas weniger schwieriges Terrain, der Wald wird lichter und die Berge flachen sich ab. Ich kann kaum sagen, wie sehr ich mich nach der alten bekannten Steppe zurücksehne. Der Weg also ist besser, aber das Wetter? — Nicht zu beschreiben, dreistündiger Wolkenbruch und den übrigen Teil des Tages ein solider dichter Bindfadenregen. Bis über die Knie watet man im Lehm, gleitet an den steilen Böschungen aus, alle Augenblicke wälzt sich ein Träger mit seiner Last am Boden, und noch weit schlimmer sind unsere armen schwergeprüften Kamele daran. Als wir schließlich lagern, kommt man auch nicht recht zum Trocknen, kein Feuer will brennen, die Decken, Betten und Zelte sind durchweicht, die Stiefeln geben bei jedem Schritt ein gluckfendes Geräusch von sich — kurzum, bei einiger Phantasie kann man sich Lebenslagen denken, die angenehmer sind als eine Regenzeit in den Mumonibergen. Marschrichtung: Süd.

28. November. Am Tana 18000*.

Endlich einmal wieder ein einigermaßen flotter Marsch; das Gelände fängt allmählich an, seinen bergigen Charakter zu verlieren, Wald und Busch sind zwar noch immer überreichlich vorhanden, werden aber hoffentlich auch bald aufhören. Ein Bruder des vorgestern gestürzten Trägers, der zu dem Kranken zurückgegangen war, findet sich wieder ein. Er ist ganz trostlos und bittet den Doktor, bei seinem Bruder bleiben zu dürfen; er würde versuchen, mit ihm, wenn

er genesen solle, alleine zurückzumarschieren. Der Doktor gibt seinen Bitten nach. Ich stelle ihm die Geldbriefe (barua) für ihn und seinen Bruder aus, und der Doktor macht ihm mit 2 Flinten, Munition, 3 Ziegen und 50 Armlängen Zeug ein reiches Extrageschenk. Er ist zu Tränen gerührt und verschwindet dann, von seinen 3 Ziegen zu einem gelinden Trabe gezwungen, in der rückwärtigen Richtung. Möge Allah dem armen Burschen beistehen.[1]) Den ganzen Tag über herrliches mildes Frühlingswetter, nur am Vormittag einige tüchtige Schauer. In der Nacht umstreichen nicht weniger wie 3 Löwen das Kamp, lüstern nach Ziegenfleisch, und man hört ihr donnerndes Gebrüll oft in unmittelbarer Nähe.

29. November. Am Tana 15000*.

Marschrichtung: Süd-West. Der Weg ist wieder gut, wir marschieren fortwährend auf Flußpferdpfaden, die parallel zu dem Fluß durch den Uferwald führen und teilweise so glatt und hart wie Chausseen sind. Da der Doktor sich nicht recht wohl fühlt, machen wir schon bald Halt und lagern an einer hohen Uferstelle. Der Tana ist hier sehr schmal, die Strömung aber so reißend, daß das Wasser in der Mitte des Flusses wohl einen Fuß höher ist, wie an den beiden Ufern. Ab und zu schießen, als ob ein riesiges Ungeheuer sich auf dem Grunde befände, hohe Wasserstrahlen gurgelnd und brausend in die Höhe.

Während der ersten Morgenstunden ertönt zu beiden Seiten der Karawane wiederholt Löwengebrüll; unsere gestrigen nächtlichen Besucher scheinen uns das Geleit zu geben. Auch sonst unglaubliche Massen von Wild, Giraffen, Straußen, Zebras, Antilopen und auch ab und zu ein Nashorn. Wir passieren einen kleinen Nebenfluß des Tana, den unser trefflicher Maronga „Dja" nennt; einige Berge, welche nach Südwesten zu sehen sind, werden von ihm mit demselben Namen bezeichnet.

30. November. Am Tana 20000*.

Die Gegend nimmt wieder einen steppenartigen Charakter an, hoffentlich sind wir vorläufig aus den Bergen heraus. Ein kleiner Nebenfluß des Tana wird auch heute durchwatet. Ich schieße eine 4 Fuß lange Eidechse und lasse mir ein Nashorn entwischen; der Doktor überrascht eine Flußpferdkuh mit ihrem Jungen auf dem Lande und bringt beide zur Strecke; unsere Waniamwesiträger ver-

[1]) Natürlich sind die beiden nicht an die Küste gelangt, sondern haben irgendwo ihren Tod gefunden.

tilgen unglaubliche Massen von Fleisch. Auch ich speise zum Abendbrot ein saftiges Stück des jungen Tieres; das Fleisch ist etwas grobdrähtig und hat einen etwas süßlichen, aber nicht unangenehmen Geschmack.

Das Lager liegt wunderbar schön, wie in einem großen Palmengarten; es ist wirklich jammerschade, daß wir unsere photographischen Apparate nicht bei uns haben, denn meine Leistungen auf dem Gebiet der Malerei sind leider nur sehr mangelhafte. Der Doktor bekommt im Laufe des Nachmittags ziemlich starkes Fieber; es wäre sehr unangenehm, wenn er ernstlich krank würde. Als ich während des Marsches mit meinen beiden Gefährten eine Frühstückspause mache, kommt plötzlich aus dem nahen Gebüsch eine Hyäne in solcher Fahrt angeschossen, daß sie nicht mehr rechtzeitig ausparieren kann und mit einem riesigen Satz über Hamiri wegspringt. Dieser murmelt mit der größten Ruhe „a na wazimu“ — sie ist verrückt. Marschrichtung: Süd-Südwest.

1. Dezember. Am Tana 10000*.

Die Gegend ist genau so wie am unteren Tana: keine Hügel, wenig Bäume, viel Gebüsch mit Schlingpflanzen und häufig Kakteen, deren Stacheln ganz niederträchtig stechen, so daß meine Kleider an vielen Stellen Blutflecken zeigen. Der Tana empfängt von links einen Nebenfluß und teilt sich später in so verschiedene Adern, daß der Doktor den Versuch machen läßt, hinüberzukommen. Einige Leute werden abgeschickt, um zu rekognoszieren; währenddessen machen wir es uns am Ufer in unseren Liegestühlen bequem. Ich bin eifrig dabei, mir eine Zigarette zu drehen, als ich plötzlich durch einen Ausruf des Doktors aufgeschreckt werde. Auf einer kleinen Insel etwa 20 Schritt vor uns ist plötzlich ein riesiges Nashorn erschienen und schickt sich gerade zu einer regelrechten Attacke an, als ihm die Kugel des Doktors klatschend gegen den Schädel schlägt. Es sinkt in die Knie; auch meine Büchse kracht und noch zehn andere; nichtsdestoweniger verschwindet der Koloß, allerdings stark schweißend. Einige Leute, die ihm nachsetzen, sehen ihn verenden. Tell ist ebenso wie sein Herr nicht recht auf dem Damm, Rukua hat ihn heute eine ganze Strecke tragen müssen. Marschrichtung wieder nach Süden; wir wollen doch nach Nordwesten, aber der Tana schreibt uns den Weg vor, und mit dem Übergang war es heute wieder nichts.

2. Dezember. Am Tana 20000*.

Der Träger Jembamba stirbt an Dysenterie; unser treuer Tell ist so krank, daß er nicht mehr marschieren kann. Er bleibt ganz zurück,

und ich finde ihn später am Wege liegend, neben ihm steht ratlos Rukua. Ich versuche ihn mit Schmeicheleien zum Weitergehen zu bringen, ich stoße und schiebe ihn vorwärts, es ist vergeblich. Mit flehendem Ausdruck sind die treuen Augen auf mich gerichtet, und ein wehmütiges Gefühl beschleicht mich, wie man es beim Abschied von einem sterbenden Freund haben mag. Aber wir müssen weiter, es hilft nichts. Nach etwa hundert Schritten drehe ich mich um, um noch einmal zu rufen und zu pfeifen; er richtet sich auf, bricht aber gleich wieder zusammen und blickt wie Hilfe suchend uns nach. Armer Tell, für dich gibt es nur eine Hilfe, und die soll dir zuteil werden. Ich kehre zurück und setze mich zu ihm, liebkose und streichele ihn zum letztenmal und gebe ihm dann den erlösenden Gnadenschuß zwischen die Augen. Also auch er ist hin; so wird es uns wohl über kurz oder lang allen gehen. Der Regen fällt in Strömen, auch scheinen wir wieder in Bergland zu kommen. Das Wild ist überaus zahlreich; der Doktor, der vorn marschiert, hat mehrere Male Rencontres mit Nashörnern. Als ich ihm den Tod Tells mitteile, ist er tief ergriffen und geht schweigend in sein Zelt. — In der Nähe des Lagers liegt ein Wasserfall, dessen dumpfes Donnern bis zu uns herübertönt; ich gehe nachmittags hin und bin starr über seine Großartigkeit. Alle bisherigen Kataraкte bleiben weit hinter diesem zurück, der von nun an den Namen Karl Alexanderfall trägt zu Ehren Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen. Später schickt mich der Doktor mit einigen guten Schwimmern flußabwärts, um an einer seeartig erweiterten Stelle nach einer Furt zu suchen; aber es ist wieder nichts damit. Das Wasser ist zwar im allgemeinen seicht, aber es wimmelt von Krokodilen. Außerdem macht sich eine Herde Flußpferde zu einer Attacke auf die durchwatenden Leute fertig, und es bedarf eines mehrere Minuten langen Feuers meinerseits, um sie zum Rückzug zu bewegen. Der Tana scheint übrigens endlich eine vernünftige Richtung annehmen zu wollen: er hatte heute im Durchschnitt eine Tendenz nach Nordwesten.

3. Dezember. Am Tana 14000*.

Wir marschieren hauptsächlich in westlicher Richtung; das Gelände ist ziemlich eben und fast baumlos. Der Doktor zeigt sich in einem neuen Lichte; er macht von einem Wasserbock, den er heute während des Marsches geschossen hat, so delikate Sahnenkotelettes, wie ich sie in meinem Leben nicht besser gegessen habe, weder bei Uhl noch bei Dressel. So viel gegessen, wie heute, habe ich seit lange nicht. Maronga erzählt uns, der Tana käme von einem kilima mneno

(wörtl. dicker Berg), der den Namen Kennja führe, und flösse von hier aus nach Westen, dann nach Süden und später nach Osten. Morgens und abends heftige Regenschauer, außerdem ist meine Tintenflasche entzweigebrochen und hat ihren ganzen Inhalt zwischen meine Wäsche ergossen, so daß ich von jetzt ab wie eine gefleckte Hyäne im Lande herumturnen muß. Heute morgen sah ich auf einem Fleck fünf Nashörner.

4. Dezember. Am Tana 19000*.

Nach strömendem Regen brechen wir gegen 7 Uhr auf, marschieren zuerst durch hügeliges, buschiges Gelände und gelangen dann in eine völlig baumlose Ebene. Zu verschiedenen Malen sehen wir Leute am anderen Ufer, von denen wir erfahren, daß wir in Ukamba-Kitui sind und morgen an die Stelle kommen sollen, wo der Dika von Westen kommend, in den Tana mündet. Der Doktor macht von einer heute geschossenen Antilope wieder Primabraten, ich freue mich schon auf heute abend.

Eine kleine giftige Schlange haucht unter Rukuas und meinen Stockhieben ihre schwarze Seele aus. Abends und während der Nacht Regen.

5. Dezember. Am Tana 19000*.

Nachdem wir morgens einen sehr heftigen Regenschauer abgewartet haben, marschieren wir in der jetzt üblichen Reihenfolge ab: Voran der Doktor mit Maronga, einigen Somali und seinen Boys, 2. Träger, 3. die Herde, 4. die Kamele, 5. last not least ich mit meinen beiden Getreuen. Die Träger marschieren jetzt auch allein so gut, daß sie keiner speziellen Aufsicht mehr bedürfen. Wie haben sich die Kerls überhaupt herausgemacht; als wir aus Witu abmarschierten, hätte die überwiegende Mehrheit den Galgen verdient, und die minder bescholtene Minorität 25 Jahre Zuchthaus; jetzt kann man den meisten blindlings trauen.

Wir passieren drei kleine Nebenflüsse des Tana; der Dika oder Dsikka soll noch etwa drei Stunden von uns entfernt sein. Der Träger Amdallah bleibt unterwegs liegen und wird jetzt wohl schon tot sein, er litt an Auszehrung und Dysenterie. Wir sind jetzt schon 1150 m über dem Meeresspiegel.

6. Dezember. Am Tana 23000*.

Das Gelände gleicht heute ab und zu einer vollständigen Wüste, der Baum- und Graswuchs mangelt streckenweise gänzlich. Nach Südwesten, Westen und Nordwesten hohe Gebirgszüge; wir müssen doch nun endlich bald den Kenia sehen können. Unterwegs passiert mir

ein etwas gefährliches Jagdabenteuer. Als ich wie gewöhnlich als letzter hinter der Karawane hermarschiere, macht mich Hamiri plötzlich aufmerksam: „kifaru kulo mkubwa sana“ — dort steht ein sehr großes Nashorn. Durch meinen Krimstecher erblicke ich denn auch in einer Entfernung von 800—1000 m ein Rhinozeros, einen wahren Riesen seiner Gattung. Da ich gerade zu einem Abenteuer aufgelegt war, so beschloß ich, mit Sadiki und Hamiri heranzuschleichen, um zu schießen, und teilte ihnen meine Absicht mit. Ich fand aber weder bei dem einen noch bei dem anderen Gegenliebe und machte mich infolgedessen allein auf den Weg. Ich legte mir zuerst den Punkt fest, auf dem das Nashorn stand, und schlich dann, jede Terrainwelle, jeden Strauch als Deckung benutzend, vorwärts. Bei diesem Heranschleichen verliert man das Wild oft für Minuten aus dem Auge; das schadet aber nichts, man muß nur die richtige Direktion innehalten.

Der Wind war günstig und blies gerade von dem Nashorn auf mich zu; ich brauchte also nicht zu fürchten, von seiner scharfen Nase (der Geruchsinn ist bei dem Rhinozeros ganz merkwürdig entwickelt, das Gesicht dagegen sehr schwach) gewittert zu werden. Ich mußte verschiedene Umwege machen, um immer gedeckt zu bleiben, näherte mich aber immer mehr, und machte schließlich hinter einem Mimosenbaum Halt, um auszuspähen. 50 Schritt vor mir stand das Nashorn und zeigte mir ruhig äsend die linke Breitseite, aber es war nicht allein. Wenige Schritte hinter ihm standen noch zwei andere Kolosse, von denen der eine noch nicht ganz ausgewachsen war. Ich hatte also eine komplette Familie vor mir. Auch sonst wimmelte das vor mir liegende Gelände von Wild aller Art. Links von den drei Dickhäutern stand eine Rudel von 17 Hartebeesten, und etwa 150 Schritt weiter zog eine Herde von mehreren Hundert Zebras ruhig vorbei. — Den Jäger beschleicht ein eigentümliches Gefühl, wenn er in der Wildnis ganz einsam sich unter Geschöpfen befindet, die von seiner Anwesenheit keine Ahnung haben, und die er nun in aller Ruhe beobachten kann. Besonders ist dies bei gefährlichen Tieren, z. B. bei Büffeln und Nashörnern, der Fall. Auch meine Pulse begannen stärker zu schlagen, und ich fühlte mich etwas beklommen. Mit großer Genugtuung entdeckte ich an dem Stamm der Mimose einen knorrigen Vorsprung, von dem aus ich bequem auf einen Ast gelangen konnte, der sich etwa sieben Fuß über dem Erdboden befand. Auf diese sichere Warte beschloß ich mich zu retten, falls die Sache brenzlich werden sollte. Ich führte als Waffen bei mir meine Mauserrepetierbüchse, einen Revolver und ein langes Jagdmesser. Nachdem ich noch einige

Sekunden beobachtet hatte, richtete ich mich langsam bis in knieende Stellung auf und legte die Büchse, gelehnt an den Stamm, an. Diese Bewegung genügte, um die Hartebeeste zu alarmieren, die sofort in prächtigen Sätzen und mit Windeseile das Weite suchten. Dadurch wurde auch mein dickhäutiger Freund mißtrauisch, ebenso wie seine Gefährten; alle drei hörten auf zu äsen und äugten, schnüffelten und lauschten aufmerksam nach allen Richtungen. Ich war ganz ruhig geworden, zielte hinter das Blatt des mir zunächst stehenden Tieres und ließ krachen. Der alte Bulle machte einen plumpen Luftsprung, fuhr wie rasend ein paarmal im Kreise herum und begann dann mit hochaufgerichtetem Kopf in kurzem Trabe nach allen Richtungen umherzurotten, um Witterung von seinem Gegner zu bekommen. Gleich nach dem Schuß war ich wieder hinter den Baum gesunken und lugte nun von Zeit zu Zeit vorsichtig aus. Dabei machte ich die etwas peinliche Entdeckung, daß der alte Bulle — diesen hatte ich angeschossen — anfing, mich zu wittern. Zuerst hatte er sich etwas entfernt, kam aber jetzt allmählich näher, immer in plumpem Trott und von Zeit zu Zeit haltend und schnüffelnd. Er war noch etwa 40 Schritt von mir entfernt, dicht hinter ihm Mutter und Sprößling. Noch einmal zu schießen, wäre sehr unvorsichtig gewesen, eine Mauserkugel hätte höchstens durch einen Augenschuß augenblicklich getötet, und dann waren immer noch die beiden anderen da.

Nach wenigen Sekunden war kein Zweifel mehr, daß er mich wirklich „in der Nase" hatte — also hinauf in höhere Regionen! Blitzschnell sprang ich auf, trat mit dem einen Fuß auf den bewußten Vorsprung, streckte den einen Arm nach dem Ast aus, nahm einen gewaltigen Schwung, glitschte ab — und fiel der Länge nach ins Gras. Jetzt war es aber die allerhöchste Eisenbahn. Den Büchsenriemen nahm ich zwischen die Zähne, um beide Hände frei zu haben, und war in Gedankenschnelle auf meinem Ast. Welcher gymnastischen Übung ich mich bedient habe, ob des Aufschwungs oder der Kippe — ich kann alle beide fein —, weiß ich nicht mehr genau, genug, ich war oben, und als das Rhinozeros wie eine Pistolenkugel herangeschossen kam, bereits wieder schußfertig. Als das Ungeheuer dicht unter mir vorbeitobte, feuerte ich auf das eine Ohr, zerschmetterte ihm aber nur die rechte untere Kinnlade. Mit grunzendem Stöhnen brach der Koloß zusammen, war aber gleich darauf wieder auf den Beinen und eilte seinen beiden Gefährten nach, die seitwärts das Weite gesucht hatten. Eine dritte Kugel schlug ihm in die Weiche, eine vierte und fünfte gingen fehl, und gleich darauf war er hinter einer Terrainwelle

[illegible] Der [illegible] [illegible] eine handbreite Schwimmspur [illegible] [illegible] und das Gras [illegible] [illegible] — [illegible] eine Weile auf meiner [illegible] Karte und [illegible] mit dem Kompaß, ob nicht [illegible] [illegible] [illegible] dann sprang ich [illegible] [illegible] [illegible] Hemmarsch, [illegible] [illegible] [illegible] Bald ließ ich [illegible] [illegible] [illegible]

Schritt breiten Nebenfluß des Tana, der von Südwesten kommt. Wir lagern nach zuletzt sehr beschwerlichem Marsch auf einem flachen Hochplateau, uns gegenüber der große Gebirgsstock. Der Tana, der von Norden her noch drei weitere Nebenflüsse bekommen hat, ist jetzt bachartig zusammengeschrumpft; wir scheinen nahe bei seiner Quelle zu sein; Beharrlichkeit führt zum Ziel. Nachmittags erscheinen verschiedene fremde Leute im Lager, die sich als Wa-Kikuyu vorstellen; wir sind also im Lande Kikuyu, und das Gebirge gegenüber ist richtig der Kenia. Die Leute kennen übrigens nicht diesen Namen, sondern nennen ihn donyo egere, was soviel bedeutet wie grauer Berg. Sie sind freundlich und zutraulich und erzählen uns viel von Teleky und Hönel, die vor etwa $1^1/_2$ Jahren hier gewesen sind und in einem Dorfe Konsee mehrere Wochen lang gewohnt haben. Ihre Waffen bestehen aus leichten Speeren mit kurzer blattartiger Spitze, einem 2—3 Fuß langen Schwert, das in lederner Scheide an der rechten Seite hängt, und Bogen nebst Giftpfeilen. Sie sind am ganzen Körper, teilweise auch das Haupthaar, sorgfältig rasiert. Kleidung wird größtenteils durch stramme Haltung ersetzt.

Die Unterarme sind mit Gewinden aus Kupfer- und Eisendraht geschmückt; in dem oberen Teil der Ohrmuscheln stecken, wagerecht abstehend, kleine Holzröhren; in den unglaublich erweiterten Ohrläppchen hängen allerhand Eisenzieraten oder ungeheure Ringe aus auf dünnen Draht gezogenen Glasperlen. Auch einige Halsbänder, die zierlich aus Stroh geflochten sind, habe ich gesehen. Gegen Abend läßt mich der Doktor rufen, der vor seinem Zelt sitzt und Schopenhauer oder etwas Ähnliches studiert. Er deutet mit der Hand nach Norden; ich blicke hin und vor mir liegt, in den Strahlen der Abendsonne gleißend und leuchtend, der Kenia in seiner hehren, eisigen Majestät. Wir sind beide stumm in seinen Anblick versunken, der bis jetzt, solange die Welt steht, erst sieben weißen Männern zuteil geworden ist. Das sind Dr. Fischer, Thomson und Martin, Teleky und Hönel, Dr. Peters und ich. Schnell springe ich dann in mein Zelt und entwerfe eine flüchtige Skizze, denn schon verhüllen wieder neidische Wolken das jungfräuliche, noch nie betretene Haupt des Berges.

Der Fluß wird von den Wakikuyu Marawa, nicht Tana genannt; der zuletzt passierte Nebenfluß Masengeta, das Gebirge westlich und südwestlich Kahawaruragebirge. Gegen Abend am anderen Ufer Gefecht zwischen Affen und einem Leoparden, und in der Nacht Löwen- und Hyänenkonzert. Lagerhöhe: 1265 m.

Neuntes Kapitel.

Durch die Massai zum Baringosee.

10. Dezember. In Kikuyu 25000*.

Die Wakikuyu bekommen eine Ziege geschenkt und bleiben die Nacht über im Lager; heute morgen marschierten sie als Wegeführer an unserer Spitze. Maronga ist seit gestern freigelassen; er hat aber nicht die mindeste Lust fortzugehen; treibt sich bald hinten, bald vorne herum und kommt sich furchtbar wichtig vor. Bald ziehen uns große Scharen von Wakikuyu entgegen, die uns mit lautem Geschrei bewillkommnen; es wird ein kurzer Stopp gemacht, und sofort entwickelt sich ein lebhafter Tauschhandel. Seit Oddobarurova bekommen wir zum erstenmal wieder Bananen und Mais, auch Zuckerrohr ist reichlich vorhanden. Dann geht es wieder weiter über Berge und durch Täler immer hinter der deutschen Flagge her, die lustig im Winde flattert. Mich ergreift ein Gefühl stolzer Freude, wie unsere kleine Schar so sicher und selbstvertrauend zwischen den Tausenden von Eingeborenen dahinmarschiert; ich glaube jetzt, daß wir noch weit kommen werden. Wo mögen wir wohl heute übers Jahr sein? — Nach einigen Schwierigkeiten wird der Übergang über den schmalen, aber tiefen und reißenden Marawa bewerkstelligt und das Lager am anderen Ufer zu den Füßen eines hohen steilen Berges aufgeschlagen. Der Doktor und ich halten Spaßes halber einen pomphaften Einzug. Voran ein Somali, der krampfhaft ein Signalhorn bläst und aus dessen beiden einzigen Tönen möglichst verschiedenartige Variationen zu komponieren versucht, dann die deutsche Flagge, hinter dieser der Doktor, dann ich, zum Schluß zwei Somali und ein anderer ebenso krampfhafter Hornist. So ziehen wir durch die zahllosen Wakikuyu dahin, die mit offenen Mäulern und ehrfurchtsvollem Staunen Platz machen für den unerhört wundervollen Kortege. Ich beneide den Doktor um seine Selbstbeherrschung; er schreitet feierlich, düstern Ernst auf dem Antlitz, das Auge weltvergessen ins Weite gerichtet dahin; ich bemühe mich aus Leibeskräften, es ebenso zu machen, kann aber beim besten Willen das Lachen nicht lassen, ebenso wie Sadiki, der mit einem eingetriebenen hechtgrauen Zylinder auf dem Kopf umherstolziert, an den Beinen eine ungeheuer weite Jägersche Unterhose, die für einen wahren Koloß berechnet sein muß, denn das Gesäß hängt

ihm in mannigfachen Falten bis auf die Kniekehlen herab. Nachmittags erscheinen einige Häuptlinge, die dem Doktor mitteilen, es gäbe unter ihren Leuten viele Spitzbuben; wir möchten doch auf jeden schießen, der sich an unserem Vieh vergreifen sollte. Eine große Bekanntmachung in dieser Hinsicht wird erlassen, aber trotzdem schießen die wachestehenden Somali während der Nacht wohl ein Dutzend Mal auf Kerle, die ins Lager zu schleichen versuchen.

11. Dezember. Ebendaselbst.

Wir gönnen uns heute einen wohlverdienten Ruhetag und bleiben liegen. Ich benutze den Vormittag dazu, meine Aufzeichnungen zu vervollständigen, und jetzt, wie ich hier in meinem Zelt sitze und schreibe, steht eine dichtgedrängte Volksmenge vor mir und betrachtet staunend das rätselhafte Tun des Fremdlings. Das Lager wimmelt von Wakikuyu. Sie sind durchaus nicht bösartig, aber überaus lebhaft, und es ist sehr schwer, sie einigermaßen in Ordnung zu halten. Ihre Häuptlinge stehen unseren Askari bei und hauen schonungslos mit dicken Knüppeln dazwischen. Im höchsten Grade lächerlich ist das Benehmen Marongas. Er hat gestern einen alten weißen Anzug geschenkt bekommen und seine reckenhaften Glieder wohl oder übel hineingezwängt. Stolz schreitet er umher und wiederholt wonnetrunken und mit überlegenem Lächeln: „Wa na sadiki, mimi mzungu“: sie glauben, ich bin ein Europäer. Als nachmittags die Wakikuyu etwas aufdringlich werden, greift er zu seiner Büchse, die er ebenfalls geschenkt bekommen hat. Sie hat allerdings keinen Hahn mehr, aber das schadet nichts, er kann wenigstens kein Unheil anrichten. Diese Mordwaffe hält er hoch über seinem Haupte, die Mündung auf seine Gegner gerichtet, und dringt dann mit Riesenschritten auf sie ein. Mittags versucht wieder ein Kerl, eine Ziege zu stehlen, er wird aber gefaßt, und der Doktor schickt ihn seinem Häuptling zur Bestrafung. Was bleibt dem gütigen Landesvater anderes übrig, als dem Missetäter sofort mit seinem Schwert das Haupt zu spalten?

Es sind neue Wegeführer angeworben worden, mit denen der Doktor und ich auf ihr dringendes Verlangen den Akt der Blutsbrüderschaft vollziehen. Ein alter grauhaariger Medizinmann assistiert uns bei dem feierlichen Akt und murmelt und zaubert alles mögliche auf unser Haupt herab. Wir lassen ihn zur Bekräftigung unserer guten Absichten an einer Flasche mit Salmiakgeist riechen und feuern eine blaue und eine rote Rakete ab. Abends finden uns zu Ehren große Tänze und Massenchorgesänge statt, die nicht ganz ohne Grazie und Melodie sind. Abends ist es empfindlich kalt, nur 10° C., so

daß uns trotz Winterpaletots und dicker Decke alle Knochen klappern. O Afrikareisender versieh dich in erster Linie mit einem warmen Paletot; wenn du dir einen Pelz leisten kannst, so ist es noch besser.

12. Dezember. In Kikuyu 25000*.

Ein herrlicher Marsch durch das wie ein Garten angebaute Land. Wie Schwalbennester am Hause, so sind die sauberen Hütten an den steilen Abhängen angeklebt, dazwischen grüne, saftige Matten und auf diesen Ochsen und Ziegen in Fülle. Wir marschieren ununterbrochen durch Felder, die dicht bestanden sind mit Bananen, Mais, Bohnen, Zuckerrohr, süßen Kartoffeln usw., in den Bäumen stehen weite Röhren (sog. mzinga), in denen die Bienen leckeren Honig ablagern. Die Luft ist herrlich klar und frisch; die Gletscher und Firnen des Kenia, die im Nordosten gleißen und schimmern, strömen eine wohltuende Kühle aus. Kleine, murmelnde Bäche rauschen mit kristallhellem, eisigkaltem Wasser zwischen den Bergen herab und bewässern den Boden — es ist wirklich paradiesisch hier. Trotz des Reichtums ihres Landes und trotz aller Drohungen versuchen einzelne Wakikuyu immer und immer wieder, Ziegen zu stehlen. Die Somali haben strikten Befehl, auf jeden ertappten Dieb nachsichtslos zu schießen; wir müssen unter dieser nach vielen Tausenden zählenden Bevölkerung unser Prestige mit drakonischer Strenge wahren, sonst sind wir verloren. Ihre Häuptlinge stellen sich übrigens ganz auf unsere Seite und sind sehr erfreut, als bei einem allgemeinen Angriff auf die Herde drei ihrer Untertanen das Leben lassen. Es ist eine rätselhafte Gesellschaft; sie lassen sich nicht im mindesten dadurch stören und schreien einer dem anderen aus vollem Halse lachend zu, eben hätte sich schon wieder einer ertappen lassen und sei erschossen worden.

Unser Lager liegt höchst anmutig in einem Talkessel; den ganzen Nachmittag herrscht lebhafter Tauschhandel, Geschrei und Gelächter, während dessen kracht von der Herde her ab und zu ein Schuß, den unsere Hirten auf Diebe abgeben, ohne dadurch besonderen Eindruck zu machen. Auch Weiber zeigen sich im Lager, die meisten tadellos gebaut und mit sanften freundlichen Zügen; über ihre Kleidung schweige ich. Lagerhöhe 1500 m.

13. Dezember. In Kikuyu 15000*.

Gleich nach dem Aufbruch müssen wir einen 12 Fuß breiten, reißenden Gebirgsbach durchschreiten, was uns über eine Stunde aufhält. Ich nehme ihn mit einem sehr respektablen Freisprung. Der Marsch ähnelt dem gestrigen, was Schönheit der Natur anbetrifft; der Weg ist aber steiler und schlüpfriger, auch müssen wir noch mehrere

tiefe Bäche passieren. Wieder fallen einige Wakikuyu beim Ziegenstehlen; wir wollen mal sehen, wer es länger aushält: sie das Stehlen oder wir das Schießen. Ein Kamel erliegt den Anstrengungen des Marsches. Lagerhöhe 1650 m.

14. Dezember. In Kikuyu 17500*.

Wieder herrlicher Marsch; nie sah ich ein auch nur annähernd so schönes Land wie Kikuyu. Zehn Eingeborene werden engagiert, um Lasten zu tragen; denn auch ein Esel krepiert heute, und wir können nicht alles mehr transportieren. Der Lohn besteht aus Stücken bunten Zeuges. Wir lagern in einer Höhe von 1760 m; dicht bei uns entdeckt der Doktor ein Feld, das üppig mit weißem Klee bestanden ist, der hier wild wächst. Abends gelingt es den Wakikuyu, zwei Schafe zu stehlen; alle Recherchen bleiben ohne Erfolg. Ich selber muß mit meinem Zelt und allen Habseligkeiten schleunigst die Flucht ergreifen, denn ein großer Zug siafu (Wanderameisen) marschiert gerade darauf los. Die Tiere beißen fürchterlich, durch Strumpf und Hose hindurch.

15. Dezember. In Kikuyu.

Die Herrlichkeit mit dem Schrittmesser ist zu Ende; ich falle beim Abstieg von einem der vielen steilen Berge hin und schlage ihn entzwei. In der letzten Nacht war es grimmig kalt, das Minimalthermometer wies auf 0°, und das Gras war morgens mit Reif bedeckt. Wir überschreiten wieder einige Bäche und lagern in einem lieblichen Talkessel. Der Häuptling eines neuen Bezirks (der hiesige Ausdruck für Häuptling ist mtu mnene, wörtlich dicker Mann) empfängt den Doktor, der voran marschiert, unter allerlei netten symbolischen Feierlichkeiten und bleibt dann bei uns im Lager, wo er gut aufgenommen wird. Abends läßt er reichlichen Vorrat von tembo kommen, einem säuerlichen, leicht mousserenden und berauschenden Getränk, das aus Bananen und gebranntem Mais hergestellt wird. Wir sitzen ganz gemütlich mit ihm zusammen und tun ihm tüchtig Bescheid. In der Nacht wird von unseren Posten mehrmals geschossen.

16. Dezember. In Kikuyu.

Fünfzehn engagierte Wakikuyu an der Spitze, marschieren wir um 6 Uhr ab und lagern nach einem sehr beschwerlichen Marsch wiederum in einem Tal. Unterwegs sind verschiedene Schafe gestohlen worden. Der Häuptling von gestern erscheint wieder mit Tembovorrat, unser Zusammensitzen wird aber durch ein Donnerwetter gestört, das mit Blitz und Wolkenbruch vom Kenia herunterfährt. Es ist stockfinster im Zelt, unser Leuchtmaterial ist längst zu Ende, und so müssen wir

uns beim Abendbrot dadurch helfen, daß ein Boy immer ein Streichholz am anderen anzündet. Lagerhöhe 1880 m. In der Nacht 0°.

17. Dezember. In der Massaisteppe.

Beim Aufbruch morgens reißen plötzlich vier der angeworbenen Kikuyu aus, nachdem sie ihren Lohn erhalten haben. Da sie auf Haltrufen nicht reagieren, krachen die Büchsen; nur einer entkommt schwer verwundet, die übrigen büßen ihre diebischen Gelüste mit dem Tode. Unsere Somali sind durch die wiederholten Viehdiebstähle sehr erbittert. Um weiterem Desertieren vorzubeugen, werden die übrigen elf Wakikuyu mit einem langen Strick aneinander gebunden. Sie müssen mit bis zum Baringosee, wo wir hoffentlich neue Hilfsmittel finden werden. Der Weg windet sich wieder in steiler Böschung zwischen den Bergen dahin, zu unserer Rechten der Kenia in wolkenloser, hehrer Pracht. Wir verlassen heute das schöne Kikuyu und seine merkwürdigen Bewohner und gelangen durch zwei Papyrussümpfe, lange Strecken dichten Busches und mehrfache ringartige Befestigungen wieder in unsere alte liebe Steppe. Wir sind auf dem Leikipiaplateau, in einer Höhe von 1900 m über dem Meeresspiegel und gelangen jetzt in die Region des gefürchtetsten, tapfersten und brutalsten Stammes in ganz Ostafrika, in das Land der Massai. Gegen 1 Uhr mittags umwölkt sich der Kenia und während des ganzen Nachmittags grollt der Donner von mehreren Gewittern. In der Nacht sinkt das Thermometer auf — 2° C.

18. Dezember. Leikipiaplateau.

Es ist morgens schauderhaft kalt, unsere Leute können es mit ihren nackten Füßen kaum in dem gefrorenen Grase aushalten. Als ich als Letzter das Lager verlasse, erscheinen plötzlich von allen Seiten wie durch Zauberei mehrere Hundert Wakikuyu, die also die ganze Nacht in der Nähe gelauert haben. Sie wärmen sich zuerst an unseren Feuern, schleichen dann hinter uns her und versuchen wieder zu stehlen. Ein psychologisches Rätsel! Die Leute sind nett und zutunlich, ihre Häuptlinge mit uns befreundet, sie haben Essen und Vieh im Überfluß, trotzdem setzen sie mit beispielloser Todesverachtung und trotz vieler statuierter Exempel ihr Leben aufs Spiel um einer lumpigen Ziege willen. Ich kann mir die Sache nur auf eine Weise erklären, und auch hier wird man zu einem „Cherchez la femme“ berechtigt sein. Die beim Ziegenstehlen ertappten Leute waren ausnahmslos junge, eben erwachsene Krieger; vielleicht sollte ihnen die Heldentat eines Ziegendiebstahls den Weg zu dem Herzen irgend einer spröden

Schönen bahnen. Wir passieren zwei Flußläufe, deren einer vom Naivaschasee herkommen soll; zur Rechten oder im Rücken haben wir immer den Kenia, der übrigens heute morgen bei Sonnenaufgang einen feenhaften Anblick darbot. Gegen 12 Uhr lagern wir an einem Sumpf mit gutem klaren Wasser.

Der Doktor konstatiert, daß unser ganzer Spirituosenvorrat bis auf acht Flaschen Kognak zusammengeschmolzen ist, und um noch möglichst lange damit zu reichen, setzt er eine tägliche knappe Ration fest: Jeden Tag einen Eßlöffel voll, abgemessen mit einem Medizingläschen.

Unsere Wakikuyu erhalten eine Ziege geschenkt, die sie auf eigentümliche Art töten. Das Tier wird an allen vier Beinen gefesselt, dann kniet einer neben ihm nieder und hält ihm den Mund und die Nasenlöcher zu. In kurzer Zeit tritt der Tod durch Erstickung ein, ohne daß ein verzweifelter Todeskampf vorangegangen wäre, den man doch eigentlich vermuten könnte.

Nachmittags Gewitter und Regen; in der Nacht streichen drei Löwen und diverse Hyänen um das Lager.

Lagerhöhe 1940 m, Minimalthermometer — 1,5 ° C.

19. Dezember. Leikipiaplateau.

Morgens grimmig kalt, das Gras vollständig hart gefroren. Kaum haben wir das Lager verlassen, als — mirabile dictu — wieder von allen Seiten Wakikuyu heranschwärmen. Was die Kerls beabsichtigen, ist mir vollständig schleierhaft, aber es ist doch ein unheimlicher Gedanke, daß man fortwährend heimlich verfolgt wird. Der Marsch geht über hügeliges Gelände; der Baumwuchs ist spärlich und krüppelig und verliert sich schließlich ganz; wir überschreiten einen kleinen, von Südwesten kommenden Fluß mit eisigkaltem Wasser und befinden uns dann auf einer öden, platten, unabsehbaren Steppe. Es ist himmlisch zu marschieren, die Luft klar und dünn und ein frischer Wind bläst uns entgegen. Zebras und Antilopen sind überaus zahlreich, ebenso Büffel. Wir kommen an verschiedenen verlassenen Massaikraals vorüber und lagern schließlich in einer fruchtbaren Talsenkung an einem Fluß. Vier Ziegen sind unterwegs liegen geblieben, vier andere müssen gleich nach Ankunft geschlachtet werden. Nachmittags gehe ich in die weite Steppe hinaus, beobachte das Wild und freue mich der herrlichen Luft. Bald versinkt die Sonne, schnell bricht die Dunkelheit herein, und mit etwas schaurigem, fröstelndem Gefühl kehre ich ins Lager zurück, wo ein tüchtiges Essen und ein anregendes Gespräch mit dem Doktor meiner harren. Wir sind jetzt mitten im Massailande,

uns beim Abendbrot dadurch helfen, daß ein Boy immer ein Streichholz am anderen anzündet. Lagerhöhe 1880 m. In der Nacht 0°.

17. Dezember. In der Massaisteppe.

Beim Aufbruch morgens reißen plötzlich vier der angeworbenen Kikuyu aus, nachdem sie ihren Lohn erhalten haben. Da sie auf Haltrufen nicht reagieren, krachen die Büchsen; nur einer entkommt schwer verwundet, die übrigen büßen ihre diebischen Gelüste mit dem Tode. Unsere Somali sind durch die wiederholten Viehdiebstähle sehr erbittert. Um weiterem Desertieren vorzubeugen, werden die übrigen elf Wakikuyu mit einem langen Strick aneinander gebunden. Sie müssen mit bis zum Baringosee, wo wir hoffentlich neue Hilfsmittel finden werden. Der Weg windet sich wieder in steiler Böschung zwischen den Bergen dahin, zu unserer Rechten der Kenia in wolkenloser, hehrer Pracht. Wir verlassen heute das schöne Kikuyu und seine merkwürdigen Bewohner und gelangen durch zwei Papyrussümpfe, lange Strecken dichten Busches und mehrfache ringartige Befestigungen wieder in unsere alte liebe Steppe. Wir sind auf dem Leikipiaplateau, in einer Höhe von 1900 m über dem Meeresspiegel und gelangen jetzt in die Region des gefürchtetsten, tapfersten und brutalsten Stammes in ganz Ostafrika, in das Land der Massai. Gegen 1 Uhr mittags umwölkt sich der Kenia und während des ganzen Nachmittags grollt der Donner von mehreren Gewittern. In der Nacht sinkt das Thermometer auf — 2° C.

18. Dezember. Leikipiaplateau.

Es ist morgens schauderhaft kalt, unsere Leute können es mit ihren nackten Füßen kaum in dem gefrorenen Grase aushalten. Als ich als Letzter das Lager verlasse, erscheinen plötzlich von allen Seiten wie durch Zauberei mehrere Hundert Wakikuyu, die also die ganze Nacht in der Nähe gelauert haben. Sie wärmen sich zuerst an unseren Feuern, schleichen dann hinter uns her und versuchen wieder zu stehlen. Ein psychologisches Rätsel! Die Leute sind nett und zutunlich, ihre Häuptlinge mit uns befreundet, sie haben Essen und Vieh im Überfluß, trotzdem setzen sie mit beispielloser Todesverachtung und trotz vieler statuierter Exempel ihr Leben aufs Spiel um einer lumpigen Ziege willen. Ich kann mir die Sache nur auf eine Weise erklären, und auch hier wird man zu einem „Cherchez la femme“ berechtigt sein. Die beim Ziegenstehlen ertappten Leute waren ausnahmslos junge, eben erwachsene Krieger; vielleicht sollte ihnen die Heldentat eines Ziegendiebstahls den Weg zu dem Herzen irgend einer spröden

Schönen bahnen. Wir passieren zwei Flußläufe, deren einer vom Naivaschasee herkommen soll; zur Rechten oder im Rücken haben wir immer den Kenia, der übrigens heute morgen bei Sonnenaufgang einen feenhaften Anblick darbot. Gegen 12 Uhr lagern wir an einem Sumpf mit gutem klaren Wasser.

Der Doktor konstatiert, daß unser ganzer Spirituosenvorrat bis auf acht Flaschen Kognak zusammengeschmolzen ist, und um noch möglichst lange damit zu reichen, setzt er eine tägliche knappe Ration fest: Jeden Tag einen Eßlöffel voll, abgemessen mit einem Medizingläschen.

Unsere Wakikuyu erhalten eine Ziege geschenkt, die sie auf eigentümliche Art töten. Das Tier wird an allen vier Beinen gefesselt, dann kniet einer neben ihm nieder und hält ihm den Mund und die Nasenlöcher zu. In kurzer Zeit tritt der Tod durch Erstickung ein, ohne daß ein verzweifelter Todeskampf vorangegangen wäre, den man doch eigentlich vermuten könnte.

Nachmittags Gewitter und Regen; in der Nacht streichen drei Löwen und diverse Hyänen um das Lager.

Lagerhöhe 1940 m, Minimalthermometer — 1,5 ° C.

19. Dezember. Leikipiaplateau.

Morgens grimmig kalt, das Gras vollständig hart gefroren. Kaum haben wir das Lager verlassen, als — mirabile dictu — wieder von allen Seiten Wakikuyu heranschwärmen. Was die Kerls beabsichtigen, ist mir vollständig schleierhaft, aber es ist doch ein unheimlicher Gedanke, daß man fortwährend heimlich verfolgt wird. Der Marsch geht über hügeliges Gelände; der Baumwuchs ist spärlich und krüppelig und verliert sich schließlich ganz; wir überschreiten einen kleinen, von Südwesten kommenden Fluß mit eisigkaltem Wasser und befinden uns dann auf einer öden, platten, unabsehbaren Steppe. Es ist himmlisch zu marschieren, die Luft klar und dünn und ein frischer Wind bläst uns entgegen. Zebras und Antilopen sind überaus zahlreich, ebenso Büffel. Wir kommen an verschiedenen verlassenen Massaikraals vorüber und lagern schließlich in einer fruchtbaren Talsenkung an einem Fluß. Vier Ziegen sind unterwegs liegen geblieben, vier andere müssen gleich nach Ankunft geschlachtet werden. Nachmittags gehe ich in die weite Steppe hinaus, beobachte das Wild und freue mich der herrlichen Luft. Bald versinkt die Sonne, schnell bricht die Dunkelheit herein, und mit etwas schaurigem, fröstelndem Gefühl kehre ich ins Lager zurück, wo ein tüchtiges Essen und ein anregendes Gespräch mit dem Doktor meiner harren. Wir sind jetzt mitten im Massailande,

haben aber noch keinen dieser Herren gesehen und sind auch weiß Gott nicht begierig auf ihre Bekanntschaft. Wenn wir mit ihnen Krieg bekommen, sind wir perdutti, wir haben nur noch 60 Mann. Aber vorwärts! In der Nacht brüllt ein Löwe dicht beim Lager.

20. Dezember. Leikipiaplateau.

Immer öde, weite Steppe, ab und zu verlassene Massaikraale, aber von Menschen keine Spur. Das Gelände ist so flach, daß man mit dem Krimstecher nach Norden und Süden ungeheuer weit sehen kann; dabei ist der Boden mit dünner Grasnarbe bedeckt; ich will wetten, daß die ganze Kavallerie Europas hier zu gleicher Zeit in Schwadronen exerzieren könnte, ohne daß ein Eskadronchef dem anderen in die Quere käme. Nach flottem Marsch gelangen wir zu einer Art Oase, einem herrlichen grünen Tal, durchflossen von einem schönen, klaren Bach. Der Doktor tauft dieses liebliche Fleckchen Erde das Gretchental. Nachmittags entlädt sich, vom Kenia kommend, ein furchtbares Unwetter mit Blitz, Donner und Hagelschlag, dazu zweistündiger Wolkenbruch. Jetzt steht immer noch zollhoch Wasser in meinem Zelt. Gegen Abend folgt eine erneute, wenn auch schwächere Auflage, dann klärt es sich auf, und wir haben einen Sonnenuntergang von unbeschreiblicher Herrlichkeit. Keinem Maler wäre es möglich, diese in den leuchtendsten Tinten strahlende Farbenglut auf die Leinewand zu bringen; außerdem würde er der Übertreibung und allzu starker Phantasie beschuldigt werden. Nachmittags setzen Rukua und ich scharf einem Nashorn zu, dem wir zusammen 7 Treffer beibringen, trotzdem entkommt die Bestie. Wir sind 2040 m über dem Meeresspiegel.

21. Dezember. Leikipiaplateau am Ngare Ngobit.

Wieder flotter Marsch, der dadurch verzögert wird, daß der Doktor zwei Zebras schießt, deren Zerlegen die Leute aufhält. Als ich, um mich an ein Rudel Antilopen heranzuschleichen, einen weiten Abstecher mache, sehe ich von einer Terrainwelle aus Tausende von Rindern, Schafen, Ziegen und Eseln, dazu Leute in Menge und rauchende Kraals. Also da sind die Massai. Ich gebe meine Jagdabsichten auf und schiebe mit großer Geschwindigkeit ab. Bald finde ich die Leute, die schon beschäftigt sind, das Lager aufzuschlagen, und den Doktor, der mit etwa zwanzig jungen El Morän (Krieger) eine Verständigung anstrebt. Es sind hochgewachsene, schlanke Gestalten mit wilden, stolzen Gesichtern; ohne Neugier und mit hochmütigem Lächeln betrachten sie die Fremdlinge, die viele von ihnen um eines Hauptes

Länge überragen. Die großen, mit schwarzen, weißen und roten Konturen bedeckten Schilde aus Büffelleder und die ungeheuren, glänzenden Eisenspeere sind sorglos in einiger Entfernung zusammengestellt. Das sind also Vertreter der gefürchteten Wamasseh, wie die Wasuaheli sie nennen, die ihre Raubzüge bis Bagamoyo und Mombas ausdehnen, die Geißel Ostafrikas, die zahlreiche Karawanen bis auf den letzten Mann niedergehauen haben und noch niemals in ihrem Lande besiegt wurden. Vor unserer kleinen Anzahl haben sie natürlich nicht den mindesten Respekt, gehen ungeniert und stolzen Blickes überall umher und treten schließlich zu einem Kriegstanz an. In einer Reihe hintereinander hüpfen sie mit kleinen Sätzen daher, den steif gestreckten Körper mit beiden Füßen gleichzeitig in die Höhe schnellend. Dazu singen sie einen dumpfen, eintönigen Gesang, der in regelmäßigen Pausen durch ein gemeinsames kurz hervorgestoßenes „Ha!" unterbrochen wird. Dann wird ihr Vieh zur Tränke getrieben, prachtvolles Vieh, in ungezählter Menge; sie fordern den Doktor auf, das Lager an einem anderen Platz aufzuschlagen, er störe sie hier; er aber antwortet mit einem gleichmütigen Kopfschütteln. Das muß den an unbedingten Gehorsam gewöhnten Massai wohl spanisch vorgekommen sein; noch größer aber ist ihr Erstaunen, als der von ihnen als etwas Selbstverständliches geforderte Tribut (Hongo) ebenso gleichmütig rundweg abgeschlagen wird. Sie rollen zornig die Augen, fangen an zu lärmen und zu schreien, greifen zu ihren Waffen und — werden Hals über Kopf von unseren Kerls zum Lager hinausgeworfen. Unter drohendem Geschrei verschwinden sie in der Richtung eines großen Kraals, der etwa einen Kilometer von uns auf einem Hügel liegt und durch einen dichten Wald unseren Blicken entzogen wird. Nachmittags geht der Doktor mit starker Bedeckung dorthin, um Schauri wegen Wegeführern zu machen, denn wir wissen nicht den Weg zum Baringosee. Die Sache verläuft ohne befriedigendes Resultat, und der Doktor weiß viel zu erzählen von der Frechheit der jungen Krieger. Wir stehen vor einer Krisis, werden wohl wieder kämpfen müssen und — — Gott stehe uns bei! Abends lassen wir Raketen steigen, um ihnen zu zeigen, daß wir auf der Hut sind, und schlafen in Kleidern und Stiefeln. Alle Hyänen der Umgegend scheinen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben; man kann kaum einschlafen vor all dem Geheule, Gebrumme und Gejauchze.

22. Dezember. Bei Elbejeto am Ngare Ngobit.

In der Nacht ist es trotz verstärkter Posten zwei El Moran gelungen, unbemerkt ins Lager zu schleichen und zwei unserer Zeug-

laſten zu ſtehlen. Als dann die Wache hinter ihnen herſchießt, antworten ſie mit vergifteten Pfeilen. Dann wird alles wieder ruhig. Schon vor Sonnenaufgang läßt der Doktor mich rufen, um zu beraten. Es handelt ſich für uns um Sein oder Nichtſein, um Leben oder Tod, und die Sache will gründlich überlegt ſein. Laſſen wir uns den Diebſtahl gefallen, ſo ſehen die Maſſai, daß wir uns fürchten, kommen wieder, erlauben ſich immer neue Übergriffe, und ſchließlich kommt es doch zum Kampf. Kämpfen werden wir auf jeden Fall müſſen, dann aber iſt das Beſte, wir ergreifen die Initiative und gehen unſerſeits zum Angriff vor. Wann? Jetzt auf der Stelle*). Dann ruft der Doktor die Leute zuſammen, macht ihnen kurz unſere Lage klar und teilt ihnen den Entſchluß mit, den nächſten Kraal anzugreifen. Jeder von unſeren Kerls weiß, was es heißt, gegen Maſſai zu kämpfen, aber keiner hat ein Wort des Widerſpruchs; wohl werden die meiſten um eine Schattierung fahler, aber jeder greift unverweilt zu ſeiner Büchſe, revidiert die Munition und tritt ſtumm und entſchloſſen auf ſeinen gewöhnlichen Platz.

In einer langen Reihe ziehen wir ab, voran der Doktor, als letzter ich. Geräuſchlos geht es dahin durch den Wald, vorſichtig tritt jeder in die Fußſtapfen des Vordermannes und ſucht nach Möglichkeit das Krachen von Zweigen zu vermeiden. Der Wald wird lichter, wir kommen in die Steppe, und vor uns, den Gipfel eines Hügels krönend, liegt der große Kraal Elbejeto. Wir marſchieren zu einer langen Linie auf, vor dem rechten Flügel der Doktor, vor dem linken ich, vor der Mitte Huſſein und bei ihm die Flagge.

Ein Gemurmel vyote tajari — alle fertig — läuft durch die Reihe, dann ertönt ein donnerndes Hurra, und wie eine Meute von Bluthunden ſtürmen wir im Laufſchritt den Hügel hinan. Wie Bienen ſchwärmen nach allen Seiten die Maſſai aus ihrem Kraal heraus, einzelne werfen ſich uns entgegen und fallen unter unſeren Schüſſen, die übrigen ſind ſo vollſtändig überrumpelt, daß ſie Hals über Kopf davonlaufen. Sie ſuchen dann wieder vorzurücken, aber unſer Feuer vertreibt ſie. Vorſichtig betreten wir den Kraal; er iſt von Menſchen ganz verlaſſen, birgt aber mehrere tauſend Stück Vieh. Soviel wir von dieſem in der Eile zuſammentreiben können, nehmen wir mit uns und treten dann den Rückmarſch zum Lager an. Auf dieſem Rückzug werden einige Nachzügler, die ſiegestrunken und ſorglos dahinziehen,

*) Der Gedanke an einen etwaigen Rückzug kam uns nicht in den Sinn.

von den nachſchleichenden Maſſai geſpeert und ſterben, unter ihnen Nogola.

Das Lager wird ſofort abgebrochen, die Leute hängen die geladenen Büchſen über die Schulter, nehmen die Laſten auf den Kopf und treten zum Abmarſch an. Wir wollen unſeren Erfolg augenblicklich benutzen und ſofort weitermarſchieren. Daß die Sache noch ein Nachſpiel haben wird, iſt ja ſicher, die Maſſai werden wiederkommen, und in zehnfacher Anzahl. Als das Horn zum Antreten ertönt, treffen ſich meine Blicke mit denen des Doktors, und wir nicken uns mit verſtändnisvollem Lächeln zu. Eng aufgeſchloſſen erfolgt der Abmarſch. Voran der Doktor mit ſeinen beiden Dienern und zwei Somali, dann die Träger, darauf die große Maſſe des Viehes, getrieben von mehreren Somali, ſodann die Kamele und Eſel mit ihren Führern, und zum Schluß, einſam aber würdig, ich und Sadiki. Hamiri habe ich mit zu den Trägern geſchickt; warum ſoll ich das Kind unnötig ausſetzen? Es kommt mir vor, als ob in dem dichten Buſch um uns her reges Leben herrſche; Zweige krachen und raſcheln; zu ſehen iſt aber nichts. Als wir uns dem Rande des Waldes nähern, höre ich vorn einige Schüſſe fallen, darunter den wohlbekannten Ton der Expreßriſle des Doktors, und dann entwickelt ſich eine unbeſchreibliche Szene. Von allen Seiten ertönt das jauchzende Schlachtgeſchrei der Maſſai; jeder Baum und Strauch ſcheint Leben bekommen zu haben und grimmige, nackte Krieger zu entſenden, die ſich jetzt, den blitzenden Speer in der Rechten, den Körper gedeckt durch den großen weißen Schild, in erdrückender Überzahl auf unſer kleines Häuflein ſtürzen. Es war ein Augenblick der größten Todesgefahr für die Emin-Paſchaexpedition. Mit Aufbietung aller Lungenkraft brülle ich den Trägern zu, die Laſten wegzuwerfen und die Büchſen zu nehmen, und ſtürze mich dann mit den nächſten Somali auf die anrückenden Maſſai. Den Kampf genau zu beſchreiben, wäre mir unmöglich; es war ein wildes, grimmiges Ringen, in dem jeder von uns mit Büchſe, Revolver und Meſſer das ſeinige tat. Einmal entwiſchte ich nur wie durch ein Wunder dem Klapperbein. Bei dem haſtigen und unvorſichtigen Öffnen meines Repetiergewehrs war eine Patronenhülſe ſtecken geblieben und der Mechanismus verſagte. Im nächſten Augenblick warf ſich ein Maſſaikrieger, ein baumlanger Schlingel auf mich; ſchon hob er den Speer zum tödlichen Stoß, als es mir gelang, ihn niederzuſtrecken.

Blitzgeſchwind haben die Träger ſich der Laſten entledigt und zur Büchſe gegriffen; nach allen Seiten hin knattert das Gewehrfeuer,

Tod und Verderben in die Reihen unserer Gegner tragend. Bei den kurzen Entfernungen sitzt fast jeder Schuß; überall hört man das knackende Einschlagen der Geschosse in die Massaischilde, dazwischen ertönt der Schlachtruf der Somali: derrerra! derrerra, donnernde Hurras und der Suaheliname unseres Chefs: Kupanda chalo, den die Träger zu ihrem Kriegsgeschrei gemacht haben. Wie es zugegangen, daß wir nicht alle gefallen sind, ist mir noch immer unbegreiflich; aber wir wurden ihrer Meister. Nachdem der erste Ansturm abgeschlagen, ist die größte Gefahr vorüber. Zwar werfen die Massai sich mit der rücksichtslosesten Todesverachtung immer wieder auf uns; aber das Feuer rollt unablässig, und der Tod hält gar zu furchtbare Ernte unter ihnen. Wohl jeder von uns hat einen oder mehrere Feinde getötet, ich habe allein fünf in nächster Nähe von meiner Kugel fallen sehen, und vorne ist ihnen auch tüchtig eingeheizt worden. Etwa eine halbe Stunde nach dem ersten Überfall verschwinden die Massai ebenso plötzlich, wie sie gekommen sind und lassen uns als Herren des Schlachtfeldes zurück. Eine allgemeine Stille folgt auf den Höllenlärm, einer starrt dem anderen mit wenig geistreichem Ausdruck ins Gesicht; in der letzten halben Stunde sind wir gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Meine linke Brusttasche und das darin steckende Taschenbuch sind von einem vergifteten Pfeil durchbohrt worden, der jetzt hinten herunterhängt und den ich im Eifer des Gefechts gar nicht bemerkt habe. Das ganze Gelände rings um uns her ist bedeckt mit toten und sterbenden Massaikriegern, überall liegen ihre riesigen Speere und die großen weißen Schilde. Sie haben mindestens 150 Mann verloren, wahrscheinlich aber noch mehr, denn der größte Teil der Verwundeten und Gefallenen ist von den Stammesgenossen mitgeschleppt worden. Aber auch unter uns fehlen eine verhältnismäßig große Anzahl. 60 Mann stark waren wir heute morgen, jetzt sind wir nur noch 49 und haben mehrere Verwundete. Mit Begraben der Toten können wir uns nicht aufhalten, wir müssen weiter, schließen dicht auf und marschieren auf den Kraal Elbejeto, der nach einem nochmaligen erbitterten Kampf gestürmt wird. Bald schlagen aus allen Ecken die Flammen prasselnd in die Luft, auf den Hügeln rings um uns her stehen untätig viele Hunderte von Massai und schauen dem Untergang ihres Hauptdorfes zu. Von dem erbeuteten Vieh, das nach der Schätzung der Somali an 2000 Haupt beträgt, haben wir während des Kampfes nur sehr wenig eingebüßt; die Tiere waren durch den furchtbaren Lärm und den unbekannten Donner der Gewehre so verängstigt, daß sie sich zitternd dicht zusammendrängten.

Nachdem wir eine halbe Stunde ausgeruht haben, formieren wir uns aufs neue und marschieren bis zum Abend langsam und vorsichtig weiter. Jetzt haben wir auf einem Hügel in der Nähe des Ngare Ngobit Lager aufgeschlagen und die Massai sind verschwunden. Gott mag wissen, wie es werden wird und was uns die Nacht und die nächsten Tage bringen werden. Es war ein verzweifelter Schritt; aber wenn wir auch alle fallen sollten, den Doktor trifft keine Schuld, er hat nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Die Kognakeinschränkung wird für heute aufgehoben; wir müssen die ganze Nacht wach bleiben und uns munter halten. Auch von den Leuten schläft nicht ein einziger, alle sitzen mit der Büchse im Arm um die Feuer herum und erzählen sich leise vom heutigen Kampf. Brave Burschen! Jeder einzelne von ihnen hat gefochten wie ein Held. In bezug auf Vieh haben sie heute plein pouvoir, und es werden unglaubliche Massen von Fleisch vertilgt.

Die Nacht verläuft ruhig, nur einmal entsteht blinder Lärm und einige Raketen werden abgeschossen, um das Vorterrain zu erhellen. Von dem ungewohnten Zischen erschreckt, ergreift über die Hälfte der Herde die Flucht und verschwindet, wir haben aber noch immer über 800 Stück.

23. Dezember. Leikipiaplateau.

Es ist eisig kalt und dichter, grauer Nebel liegt auf der Steppe, als wir schon vor Sonnenaufgang abmarschieren. Von Massai ist wenig zu sehen, nur einzelne kleine Trupps ziehen außer Schußweite neben uns dahin, wahrscheinlich um zu beobachten. Das war gestern ein heißer, aber ehrenvoller Tag für die Expedition; das hat noch niemand gewagt, mit 60 Mann die Massai in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Aber wir sind auch noch nicht zu Ende, und keiner von uns kann wissen, ob er morgen die Sonne aufgehen sehen wird. Gegen 12 Uhr lagern wir bei einem Flußlauf auf dem Kamm eines Hügelzuges und stellen sofort Posten aus.

½5 Uhr nachmittags.

Von allen Seiten ziehen große Haufen von Massai heran, immer mehr, immer mehr. Sie sammeln sich bei einem Kraal, der etwa 1200 m von uns entfernt ist, und beabsichtigen jedenfalls einen allgemeinen Angriff. Unsere Chancen sind einer solchen Überzahl gegenüber verschwindend, es ist unser letzter Tag heute. Aber wir wollen unser Leben teuer verkaufen und die allerletzte Kugel für uns selber aufbewahren. Ich muß hinaus und Schluß machen. Sollte im Falle

meines Todes dies Buch in die Hände eines Weißen gelangen, so bitte ich ihn, es an die Adresse zu senden, die auf dem ersten Blatt steht.

Abends.

Die gütige Vorsehung ist uns wiederum zu Hilfe gekommen. In einem Anflug von Galgenhumor und in durchaus nicht gedrückter Stimmung, hatten der Doktor und ich uns in Erwartung der kommenden Dinge zu einer Partie Ekarté niedergelassen, als es plötzlich finster wird. Wir eilen ins Freie, blicken nach dem Himmel und sehen die Sonne durch einen runden Schatten allmählich immer mehr verdunkelt werden. Es ist eine totale Sonnenfinsternis, und mit abergläubischem Entsetzen starren unsere Leute auf das seltsame Naturphänomen und auf die wahrhaft dämonischen Lichteffekte, die dadurch auf dem düsteren Leikipiaplateau hervorgerufen werden.

Die Massai scheinen einen Unheil verkündenden Fingerzeig ihres Gottes Ngai darin gesehen zu haben, denn sie stehen von dem zweifellos beabsichtigten Angriff ab und zerstreuen sich wieder nach allen Seiten. Wir sind aber doch auf alles gefaßt, und beim Abendbrot warten die Boys auf mit umgehängter schußfertiger Büchse.

24. Dezember. Am Guaso Njiro.

Als gestern abend die Nacht hereinbrach, flammten in weitem Umkreis um uns her mächtige Feuer auf: die Massai lassen uns nicht aus den Augen. Wir revidieren fortwährend abwechselnd die Posten und gönnen uns hin und wieder eine halbe Stunde Schlaf. Als wir heute morgen aufbrechen, zeigen sich in der Nähe einige Massai, die sofort verschwinden, als der Doktor seine Büchse krachen läßt. Während des ganzen Marsches, der 5—6 Stunden lang über etwas wellige, absolut dürre Steppe geht, ziehen kleine Trupps von Massai in weiter Ferne neben uns her. In dieser Nacht werden wir wieder wenig Schlaf bekommen; müde bin ich merkwürdigerweise gar nicht, aber etwas nervös; meine Augen sind gerötet und glänzen, als ob ich Fieber hätte; meine Hände zittern etwas, alle Sinne sind aufs äußerste gespannt: es ist ein gewissermaßen elektrischer Zustand, in dem ich mich befinde. Wir machen die sehr peinliche Entdeckung, daß die Munition unserer Leute in erschreckender Weise zusammengeschmolzen ist, wir haben im Durchschnitt höchstens noch 30 Schuß auf den Mann, und welcher Marsch liegt noch vor uns! Es ist faktisch eine reine Unmöglichkeit, daß wir wieder zur Küste gelangen können. Alles, was wir an schmelzbaren Sachen haben, wird vermittelst Pfanne und Kugelform in Munition für die Träger umgewandelt

und dadurch der Patronenvorrat nicht unerheblich vermehrt. Pulver und Zündhütchen haben wir noch genug. Dann läßt der Doktor die Leute antreten, erzählt ihnen, daß heute der sikuku (großer Tag) der Europäer sei, und schenkt jedem von ihnen ein Stück rotes Zeug. Die Leute betragen sich musterhaft und sind geschäftig und munter; lauter Jubel erhebt sich, als der Doktor auf ungeheure Entfernung, ich schätzte 800 m, einen Massai zu Boden streckt, der mit mehreren Gefährten auf einem benachbarten Hügel stand, um uns zu beobachten. Für den Fall eines nächtlichen Angriffes werden die Rollen verteilt; der Doktor nimmt die östliche Hälfte des Lagers, ich die westliche; jedem einzelnen Mann wird klar gemacht, wohin er sich zu stellen habe.

Gegen 10 Uhr geht der Doktor ins oder vielmehr aufs Bett; ich habe die erste Wache und sitze noch draußen in meinem Klappstuhl. Es ist der erste Weihnachtsabend, den ich nicht im Kreise der Meinigen verlebe, und nie hätte ich mir früher träumen lassen, in welcher Lage ich mich heute befinde. Sonst strahlender Lichterglanz, ein mit Sternen und bunten Sachen besäter Weihnachtsbaum, fröhliche Gesichter rings umher und Freude und Friede; heute sitze ich einsam, Tausende von Meilen von der Heimat entfernt, in einem befestigten Lager auf dem öden Leikipiaplateau; finstere Nacht rings umher, nur spärliche Lagerfeuer, darum die düsteren Gestalten unserer Leute, unter denen sich die Somali in ihren weißen, faltigen Burnus deutlich abheben. Totenstille herrscht in der weiten Steppe, nur hin und wieder ertönt das Geheul einer hungrigen Hyäne. Ob ich wohl noch einmal wieder einen Weihnachtsabend zu Hause verleben werde? — — — Gegen 11 Uhr gehe ich in mein Zelt, lege Büchse und Munition, Revolver und Messer zurecht und werfe mich angekleidet auf das Bett. Nach zehn Minuten kracht draußen ein Schuß — es wird wohl ein Gewehr losgegangen sein — gleich darauf noch einer, viele, eine ganze Salve. Von allen Seiten schreckliches Gebrüll — die Massai kommen über uns! Im nächsten Augenblick bin ich draußen, das Lager ist in wilder Bewegung, und jeder stürzt auf seinen Posten. Von der anderen Seite ertönt die Stimme des Doktors, Ruhe gebietend und zum Ausharren ermunternd. Wachani moto! Löscht die Feuer! — nach wenigen Sekunden herrscht auch im Lager tiefe Finsternis; aber unablässig krachen die Schüsse, zumal in der Richtung nach dem Flusse hin, in dem man das Geplätscher der heranwatenden Angreifer hört. Schschscht! saust eine Rakete mit langem Feuerschweif in die dunkle Nacht — da sind die weißen Schilde der Massai! Achtung! Feuer!

Schschscht! wieder eine Rakete, und noch eine, dann erheben unsere Leute ihr Kriegsgeschrei; das Krachen der Schüsse wird übertönt durch gewaltige Hurras und den Ruf Kupandacharo.

Den Massai, die uns im Schlafe zu überraschen gedachten, wird wahrlich ein heißer Empfang zuteil; immer schwächer wird ihr Geheul und Geschnatter, bald ertönt es nur noch aus der Ferne, und wir senden ihnen ein höhnisches Triumphgeschrei nach. Der Angriff ist vollständig abgeschlagen, aber lange noch bleibt jeder auf seinem Posten und späht angestrengt in die Dunkelheit hinaus. Ich gehe nach der Seite des Doktors hinüber, wo das Feuer am lebhaftesten war, und wünsche ihm guten Abend. „Eine angenehme Christnacht, nicht wahr?" „Ja, das weiß Gott." — Nach einiger Zeit liege ich wieder auf meinem Bett, neben mir die schußfertige Büchse. — Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

25. Dezember. Leikipiaplateau.

Geschlafen haben wir wieder nicht viel, schon vier Nächte bin ich nicht aus den Kleidern gekommen, ich fühle mich nicht gerade elend, aber der Kopf brennt und die Pulse fliegen. Wir maschieren am Guaso Njiro hinauf nach Norden; wir wissen nicht genau, wo wir sind, müssen aber jedenfalls bald nach Westen abbiegen, um an den Baringosee zu kommen. Das ist aber eine heikle Geschichte, denn wer weiß, ob und wo wir Wasser finden werden. Die Karten dieses Landstrichs sind vollständig unbrauchbar. Auf dem Marsch, der teils durch Wüste, teils dornige Steppe, teils über schwarzen Felsboden führt, werden wir von Massai nicht belästigt, aber auf den Höhen rings um uns blitzt und leuchtet es von vielen Hunderten von Speeren. Wir werden doch schließlich noch ins Gras beißen müssen — einen guten Kampf können wir noch machen, aber dann ist die Munition zu Ende und wir sind verloren. Gegen 11 Uhr lagern wir in der Nähe des Flusses und stellen Posten aus. Nach einer Stunde taucht plötzlich ein altes Massaiweib in der Steppe auf, schreit Unverständliches zu uns hinüber und winkt mit beiden Händen. Sie ist abschreckend häßlich und runzlich, wie eine der Macbethschen Hexen; uns aber erscheint sie wie ein Bote des Himmels, denn in ihren mageren Pfoten hält sie Grasbüschel als Zeichen des Friedens. Diese Gelegenheit gibt dem Doktor Veranlassung, mich über die Negativität der Lustempfindung zu belehren. —

Auch wir winken mit Händen und Armen; vorsichtig nähert sich die alte Dame, wird schließlich triumphierend ins Lager geführt, von

allen Seiten angespieen, und erhält sofort ein Geschenk von Glasperlen. Einer unserer gefangenen Wakikuyu, die noch immer bei uns sind, versteht zugleich etwas Kisuaheli und Kimassai und gibt den Dolmetscher ab. Die Massai bitten um Frieden und sind bereit, uns Wegeführer zum Baringo zu stellen; wir sollen jedem von diesen ein Geschenk an Perlen und Eisendraht machen und außerdem von jetzt ab die Massai in Ruhe lassen. Ruhig und gelassen wird die Sache besprochen, als ob es uns sehr gleichgültig wäre; dann gibt der Doktor seine Einwilligung und der häßliche Friedensengel verschwindet, speiend und angespieen. Wir passen scharf nach allen Seiten hin auf, trauen kann man den Hunden nicht.

Bei Sonnenuntergang ertönen Rufe in der Steppe, aber nichts ist zu sehen. Dann erhebt sich hinter einem Steinblock langsam ein Massaikrieger, in der Linken Speer und Schild, mit der Rechten Grasbüschel über dem Kopf haltend. Langsam nähert er sich, hinter ihm tauchen noch zehn andere Krieger auf, ebenfalls mit dem Friedenszeichen versehen. 50 Schritt vor dem Lager machen sie Halt, legen die Waffen ab, treten noch ein Dutzend Schritte vor und kauern sich nieder. Der Doktor, ich und eine Anzahl von Leuten verlassen das Lager, ebenfalls ohne sichtbare Waffen, aber den Revolver in der Rocktasche. Wir setzen uns ihnen gegenüber, und nachdem die schon mehrfach erwähnten konventionellen Formalitäten genügend beobachtet sind, entwickelt sich durch die Vermittelung des Dolmetschers ein lebhaftes Gespräch. Eine Ziege wird geschlachtet, die Leber gebraten und gemeinschaftlich verzehrt und dadurch die Freundschaft besiegelt. Etwas Eisendraht und einige Perlen werden dankend, aber stolz in Empfang genommen, und wie alte Freunde schreiten wir zum Lager zurück. Der Doktor macht ihnen klar, daß wir morgen bei Sonnenaufgang aufbrechen wollen, und sie sich dann einfinden sollten, schenkt ihnen noch eine von „ihren“ Ziegen und läßt ihnen einen Platz in der Nähe des Lagers anweisen, wo sie die Nacht zubringen können. Welch überraschend günstige Lösung! Ich fühle mich nicht recht wohl, habe Leibschmerzen und Fieber und schlafe fast gar nicht.

26. Dezember. Am Guaso Narok.

Um $^1/_2$6 Uhr morgens brechen wir auf, voran unsere sechs Fuß langen Gäste. Sie haben erzählt, daß wir in vier Tagen am Baringosee sein, und daß wir heute gegen Mittag beim Guaso Narok, dem schwarzen Fluß, lagern würden. Die Sonne brennt mit versengender Glut, dazu ist das Gelände öde und sandig; kein Baum spendet Schatten, nur hin und wieder krüppelige Mimosen und stachlige

Kakteen. Allein der Anblick dieſer Landſchaft iſt imſtande, Durſt zu erwecken, wie vielmehr alſo ein Marſch durch dieſelbe, bei dem man mit jedem Schritt tief in den loſen Sand einſinkt. Die Leute marſchieren getroſt vorwärts; ein jeder hat das Bewußtſein, daß der Krieg mit den Maſſai, der ſchließlich doch mit unſerer Vernichtung hätte enden müſſen, gütlich beigelegt iſt. Wenn nur die Sonne nicht ſo ſchrecklich wäre! Aber um Mittag erreichen wir ja den Guaſo Narok, werden dort Bäume und Schatten finden, und alles iſt gut. Je länger wir marſchieren, deſto öder und eintöniger wird das Gelände, und die Luft, durch keinen Windhauch abgekühlt, zittert vor trockener Hitze. Gegen 12 Uhr ſehen wir in der Ferne einen Maſſaikraal liegen, und unſere Wegeführer erbitten ſich einen kurzen Urlaub: Wir wollen dort etwas eſſen; marſchiert ihr nur weiter in der bisherigen Richtung, in kurzer Zeit werdet ihr den Guaſo Narok ſehen und bald werden wir wieder bei euch ſein. Damit verſchwinden ſie, und wir marſchieren weiter. 12 Uhr iſt lange vorbei, wir marſchieren ſchon über ſieben Stunden ohne Unterbrechung, und die Ermüdung macht ſich geltend; von der Herde legt ſich jeden Augenblick ein Stück nieder und iſt durch nichts weiter zu bringen; auch die Trägerkolonne wird länger, einzelne Leute können nicht mehr recht vorwärts und bleiben zurück. Ich marſchiere ganz hinten als letzter und komme nur langſam vorwärts. Die Sonne hat ſchon längſt kulminiert, es iſt 2 Uhr vorbei, aber von einem Fluß iſt nichts zu hören und zu ſehen. Das Gelände iſt etwas bergiger geworden, zahlreiche lange Hügelketten liegen vor uns, und hinter jeder vermuten wir den Guaſo Narok — vergeblich. Mehrmals ſchon iſt mir der Gedanke gekommen: wie wenn uns die Maſſai irregeführt hätten. Aber dieſer Gedanke iſt zu ſchrecklich, um ihm weiter nachzuhängen; hinter jenem Hügel muß ja ſicher der Fluß liegen, alſo weiter! Stunde auf Stunde verrinnt, und noch immer marſchieren wir ohne Waſſer durch den tiefen Sand; die Karawane iſt in einem erbarmungswürdigen Zuſtand, und der Durſt peinigt fürchterlich. Gegen 4 Uhr höre ich hinter mir Stimmen und erblicke unſere Wegeführer, die in vollem Trabe uns nacheilen. Erfreut drücke ich ihnen die Hand. Mit einem Lächeln, das zu dem grimmigen Geſicht nicht recht paſſen will, deutet der eine nach rechts und ſagt: ngare! ngare! — Waſſer! dabei verſucht er, mich in der angezeigten Richtung fortzuziehen. Die Verlockung iſt groß, aber der Teufel traue dem Geſindel. Sadiki warnt auch, und ſo ſchüttele ich denn mit dem Kopf und mache meine Hand frei. Die Maſſai grinſen ſich an und eilen dann weiter nach vorne, wo eben der letzte Träger der Kolonne, der

fußkrank zurückgeblieben ist, hinter einer Terrainwelle verschwindet. Da horch! ein gräßlicher Schrei! Wie ein Jagdhund laufe ich vorwärts und finde den Träger Saburi sich in seinem Blute wälzend, mit fünf klaffenden Speerwunden im Leibe. Meine Büchse kracht hinter den Mordgesellen her, aber höhnendes Geschrei antwortet, und dann ertönt von allen Seiten wieder das bekannte Schlachtgeheul der Massai. Ich bin weit zurück, die Kolonne lang auseinandergezogen; die Lage ist nahezu hoffnungslos. Ich stoße ins Horn, daß mir fast die Adern platzen, immer und immer wieder; von vorne her antworten Schüsse, und gleich darauf erscheint der Doktor mit einer Anzahl von Leuten. Wir ziehen die Kolonne zusammen und bleiben halten. Die Massai haben uns verraten, das ist schreckliche Gewißheit; sie haben uns in eine Wüste gelockt und wollen, nachdem der Durst schwache Kinder aus uns gemacht hat, über uns herfallen. Nach verschiedenen Richtungen gehen starke Patrouillen ab, um nach dem köstlichen Naß zu suchen, und eine nach der anderen kehrt verzweifelt wieder zurück — kein Wasser. Der Doktor hat sich hingesetzt und überlegt, sieht auf die Karte und auf das Gelände rings umher und kommt endlich zu einem bestimmten Entschluß: „Wenn wir bis heute Abend kein Wasser finden, so gehen wir rettungslos zugrunde. Ich werde mit einer Anzahl von Leuten voranmarschieren, um den Fluß zu suchen, den ich in dieser Richtung (dorthin zeigend) vermute. Sie führen die Kolonne mir nach und lagern bei Anbruch der Nacht auf jenem Berge dort." Gleich darauf setzt er sich mit seiner Bedeckung in Marsch und verschwindet um eine Felsecke.

Die Beschreibung des nun folgenden Marsches mit den todmüden, verzweifelten Leuten und der verschmachtenden Herde erspare ich mir; so etwas ist auch in der Erinnerung schrecklich. Ich habe schon eine Menge grauer Haare auf dem Kopf, und diese rühren zum großen Teil von jenem furchtbaren Nachmittag her. Zu verschiedenen Malen greifen die Massai an, aber unsere Leute stürzen wie wilde Bestien drauf und schlagen sie im Handumdrehen zurück. Schließlich hören sie auf, uns zu belästigen; wir können ihnen ja doch nicht entgehen. Von den Bergen rings umher tönt ihr höhnisches herausforderndes Geschrei.

Um $^1/_2$7 Uhr, nachdem wir dreizehn Stunden mit nur einmaliger kurzer Unterbrechung marschiert sind, komme ich mit der Kolonne auf dem mir bezeichneten Hügel an und habe einen Anblick, der mir wie eine Halluzination der überreizten Sinne erscheint: Dort sitzt der Doktor ganz komfortabel in seinem Liegestuhl, ein Buch in der Hand

und die Pfeife im Munde; neben ihm steht eine Kalebasse. Ich stürze auf ihn zu: „Wasser! haben wir Wasser?!“ „Warum sollten wir kein Wasser haben, da unten fließt ja der Guaso Narok.“ Ich drücke ihm die Hand, setze die Kalebasse an den Mund und trinke — trinke, als ob Leben und Seligkeit von dem Genuß des Wassers abhingen. Ja, die Berechnung des Doktors hat sich als klassisch richtig erwiesen: da unten fließt der Guaso Narok, und sein Rauschen und Murmeln tönt wie Sphärenmusik in unsere Ohren.

Vergessen sind die Massai, vergessen die Todesnot des schrecklichen Tages, hell flammen die Feuer unter den brodelnden Töpfen, überall fröhliches Geschrei und munteres Treiben, und bis spät in die Nacht hinein ertönen die improvisierten Gesänge der schwarzen Barden, in denen sie den Mut und Scharfsinn unseres kühnen Führers, des Kupanda charo, preisen. Er hat uns allen mit dem Guaso Narok ein Weihnachtsgeschenk gemacht, wie es kein König überbieten könnte.

27. Dezember. Leikipiaplateau.

Wir marschieren über den Guaso Narok und dann versucht der Doktor, nachdem der obere Rand des jenseitigen Hochplateaus mühevoll erklommen ist, in gerader Richtung nach dem Baringo durchzubrechen. Immer ödeste Wüste; durch Steppenbrand ist jegliche Vegetation zerstört, nur hin und wieder dornige Flötenbäume, in denen der Sturm, der hohe Aschentromben wie schwarze Gespenster über die Ebene jagt, gespenstisch stöhnt und pfeift. Ich bin total herunter und kann kaum mehr marschieren; alle Glieder sind wie gelähmt, und ich habe fortwährend ein kaum zu bezähmendes Verlangen, mich niederzulegen. Bis 2 Uhr wird ununterbrochen marschiert, immer öde, unabsehbare Wüste, wir werden heute wieder kein Wasser finden. Der Doktor entschließt sich, nach Süden abzubiegen, um wieder in die Niederung und zu Wasser zu gelangen: lieber Massai wie Durst! Gegen 4 Uhr erreichen wir einen verlassenen Kraal in der Nähe eines Wassertümpels; hier schlafen wir die Nacht unter starker Postendeckung. Eine Hyäne richtet im Lager Verwirrung an.

28. Dezember. Leikipiaplateau.

Nach kurzem Marsch lassen wir uns in einem Kraal in der Nähe des Guaso Narok nieder; von Massai ist nichts zu sehen. Ich bin zum Sterben elend und leide an furchtbarer Diarrhöe. Ich komme mir wie eine Hyäne vor, wenn ich hinten marschierend jedem Stück Vieh den Garaus mache, das aus Schwäche zurückbleibt. Aber wenn es am Leben bliebe, könnte es wieder den Massai zufallen, und diesen

verräterischen Mordhunden will ich soviel als möglich schaden. Ich liege den ganzen Tag zu Bett.

29. Dezember. Leikipiaplateau.

Ich lasse mir einen der erbeuteten Esel satteln, der mich augenblicklich runterschmeißt, dreimal hintereinander, schließlich geht es aber. Wir marschieren am Guaso Narok entlang nach Westen; alle Kraale, die wir passieren, sind verlassen. Auf dem Marsch attackiert ein Rhinozeros die Karawane und entkommt, anscheinend tödlich verwundet. Wir lagern wieder in einem Kraal, ich bin vollständig fertig und so schwach, daß ich kaum noch gehen kann.

30. Dezember. Leikipiaplateau.

Ich habe Dysenterie in optima forma und werde es wohl nicht mehr lange treiben. Der Träger Muftah fängt einen jungen Strauß.

31. Dezember. Leikipiaplateau.

Morgens wird Wasser eingenommen, da es nicht sicher, ob wir heute was finden werden. Wir marschieren bis gegen $^1/_2$11 Uhr in der Steppe, dann durch dichten Busch mit einmaliger kurzer Pause bis $^1/_2$4 Uhr. Ich werde unterwegs dreimal ohnmächtig und bin jetzt auf das Schlimmste gefaßt. Der Doktor sitzt ab und zu sorgenvoll an meinem Bett; er hat auch nicht viel Hoffnung mehr für mich. Wenn ich merke, daß es absolut nicht mehr geht, nehme ich 15 Dosen Morphium, dann hat die Quälerei ein Ende. Unsere Wakikuyu sind während des Marsches ausgerissen, der Träger Amdurabi ist vor Erschöpfung liegen geblieben und jetzt wahrscheinlich schon tot. Wir lagern heute ohne Wasser.

1. Januar 1890. Leikipiaplateau.

Nach kurzem, etwa zweistündigem Marsch machen wir bei einem Wassertümpel Halt, den gestern nacht der Träger Mandutta mit geradezu unheimlichem Spürsinn entdeckt hat. Ich gehe gleich zu Bett und verbringe den ganzen Tag in fieberhaftem, visionärem Zustande. Alle paar Minuten muß ich hinaus, effektuiere aber nichts als Schleim und Blut. Nachmittags erscheinen zwei Wandorobbo im Lager, die sofort in Eisen gelegt werden und uns zum Baringo bringen sollen. Sie haben einen kleinen struppigen Köter bei sich, der Eppi heißt und sehr anhänglich ist.

2. Januar. Am Guaso Tien.

Unter der Führung der beiden Wandorobbo finden wir einen sehr guten Abstieg nach Westen. Gott sei Dank, daß das vermaledeite Leikipia hinter uns liegt, dieses Land, in dem wir soviel Trübsal durchgemacht haben. Es ist überhaupt ein Wunder. Bald finden wir

eine Reihe von Sumpfstellen, die in der Regenzeit einen Fluß darstellen mögen; jedenfalls geben die Wandorobbo den Namen Guaso Tien an. Dieser fließt nach Thomson in den Baringosee, von dem wir dann nur noch zwei bis drei Tage entfernt wären. Geb's Gott! Wir schlafen in dem wolfsschluchtähnlichen trockenen Flußbett des Tien, der hier, wenn er Wasser hat, großartig sein muß. Ich bin immer noch überaus elend, gehe gleich zu Bett und fiebere stark. Mit Aufbietung aller Energie bekämpfe ich den fortwährenden Drang zum Austreten.

2. Januar. Am Guaso Tien.

Auf schmalen Saumpfaden, an der einen Seite senkrechte himmelhohe Felswände, an der anderen gähnende Abgründe, winden wir uns allmählich hinab. Mein Esel geht jetzt sicher und gut, ordentlich schon ein bißchen auf Schenkel. Schließlich gelangen wir wieder ins Flußbett des Tien, der wenig, aber klares und kühles Wasser hat. Zu beiden Seiten fallen die Felswände 4—500 m hoch fast senkrecht herab; großartige Natur, aber kaum passierbar. An einer Erweiterung des Flußbettes wird gelagert; ich komme erst gegen 3 Uhr bis aufs äußerste erschöpft an; mein Grautier habe ich bei den Kamelen lassen müssen die morgen mit Hilfe der Träger nachkommen sollen. In der Stadt Nderema am Baringo soll ein Weißer sein, so sagen unsere Wandorobbo, aber es kann auch ebenso gut heißen, dort sei mal einer gewesen. Ich schlafe in der Nacht nicht eine Minute, habe aber das Gefühl, daß die Temperatur besser wird.

4. Januar. Ebendaselbst.

Wir bleiben lagern, um [illegible] die Kamele zu warten, die gegen 12 Uhr eintreffen. Der ganze Tag über bin ich in Bett und ruhe noch mal richtig aus; wenn wir doch nur einen anderen zu essen hätten, wie das ewige trockene Fleisch; ohne mehrere Tage lang ist es [illegible] Kosterei gewesen. Das würde ich gehen für einen Mundvoll Obst, ein paar [illegible] Kartoffeln. Der Träger Mbaruk backt und schmort an Schuh, und stinkt und schmeckt's mir Gehen. Ich bleibe noch und mache eine Minute Schlaf.

5. Januar. In einem kleinen Zelt.

Durch mehrfaches Suchen mit Kamele und Esel mitgebrachter Lasten war nur eine kleine Strecke zurück und unser paper [illegible] Uhr in einem kleinen Zelt in der Steppe. Gleich darauf packt diese durch Durchmarschieren eines Trägers in Brand und wir müssen in einem anderen Zelt. Ich gehe wieder pleite ins Bett.

Um 11 Uhr nachts kommt das Feuer in der Stadt über [illegible]

Sturm ſich gedreht hat, mit Windeseile zurück; mit nur einem Strumpf rette ich mich mühſam aus dem Zelt, das auch nur eben und eben geborgen wird. Kaum wieder aufgeſchlagen, wird es vom Sturm zuſammengeriſſen, und ſo mehrere Male; eine recht gemütliche Nacht. Nachher ſchlafe ich aber ganz ſchön.

6. Januar. Am Guaſo na njuki.

Nach dreiſtündigem, ſehr beſchwerlichem Marſch gelangen wir an den Rand des Plateaus, und es bietet ſich uns ein großartiges Tableau. Zu unſerer Rechten, tief unter uns, liegt der glitzernde, wie Silber glänzende Spiegel des Baringoſees in großartiger Schönheit; zu unſeren Füßen breitet ſich eine weite, im lieblichſten Grün prangende Tiefebene aus und zieht ſich bis an den weſtlichen Horizont, an welchem die gewaltigen Konturen des Kamaſiagebirges ſich erheben. Eine Stunde lagern wir hier, dann beginnt der mühevolle Abſtieg. Gegen 4 Uhr erreichen wir den Guaſo na njuki, lagern hier und kommen morgen in Ndjemps an.

Zehntes Kapitel.

Vom Baringo zum Nil.

7. Januar. In Ndjemps.

Nach $2^1/_2$ſtündigem Marſch erreichen wir Ndjemps, wo wir von den Eingeborenen gut aufgenommen werden und eine Woche bleiben wollen. Da der Regen ausgeblieben iſt, ſo iſt nur wenig Eſſen vorhanden, aber immerhin etwas ferefere, eine Art Getreide. Die Wandorobbo erhalten ihre Freiheit und eilen reich beſchenkt ihren heimatlichen Gefilden zu.

8. Januar. In Ndjemps.

Wie ſchön iſt der Gedanke, daß man ſich nun einmal ein paar Tage ordentlich ausruhen kann, und nicht immer bei Tagesanbruch losmarſchieren muß. Sicher ſind wir hier auch, die Eingeborenen ſind beſcheiden und freundlich, bringen aber nur wenig Korn, weil ſie ſelber nichts haben.

9.—12. Januar. In Ndjemps.

Man kann ſich kaum wahren vor den Ratten, ſie ſchwärmen zu Hunderten umher und beknabbern alles. Mit den Bewohnern von

Ndjemps schließt der Doktor einen Vertrag ab und hißt die deutsche Flagge. Ich habe mich sehr erholt, so daß wir weiter marschieren.

13. Januar. Am Guaso Tigirisch.

Gegen ½7 Uhr brechen wir auf, ich zu Esel, der Somali Ahmed, der schwer an Brustfellentzündung leidet, zu Kamel. Wir machen einen flotten Marsch von etwa drei Stunden durch die Baringoebene, die von den Wa-ndjemps mit künstlichen Bewässerungsgräben durchzogen ist. Am Guaso Tigirisch wird kampiert, der Fluß liefert schöne Fische. Nachmittags stellt sich ein vollkommen nackter rotbemalter Gentleman ein, der uns für eine Ziege bis Elmettiei führen will und für jeden Tag Wasser verspricht. Das ist sehr angenehm. Ich fühle mich nach dem heutigen Marsch bedeutend wohler.

14. Januar. Im Kamasiagebirge.

Gegen 6 Uhr Aufbruch; schlechter, steiniger und dorniger Weg bergauf und ab, vor uns der Donyo Lobikwe in seiner massigen Gestalt. Gegen 3 Uhr treffen wir in einem trockenen Flußbett auf verschiedene Tümpel und einen Brunnen, um den eine Menge Wakamasia sitzen, nackt, rot bemalt, mit Speer, Giftpfeil und Bogen. Sie rufen uns zu, der Zutritt sei verboten, ernten aber weiter nichts, als Hohngelächter. Das fehlte auch noch gerade. Als ich später im Zelt meine Büchse revidiere, entlädt sie sich durch meine Unachtsamkeit; die Kugel schlägt durch einen meiner Koffer und zerreißt einen funkelnagelneuen Stiefel vollständig. Mir sehr fatal. Bis auf Stiche in der Leber bin ich wieder gesund und werde morgen nicht mehr den Esel reiten. Während des Marsches haben wir oft nach rückwärts herrliche Aussichten auf den Baringo. Gegen Abend werden meine Leberschmerzen so stark, daß ich kaum atmen und weder gehen noch sprechen kann. Ich komme mir vor wie ein elender Krüppel. Schlafe schlecht.

15. Januar. Am Guaso Susien.

Meine Stiche sind nahezu vorbei, als ich morgens aufstehe; ich bleibe daher bei meinem Entschluß und marschiere zu Fuß. Der Weg führt in 45°—50° Steigung über Felsblöcke und Geröll bis auf den Kamm des Kamasiagebirges, zu unserer Rechten der düstere Donyo Lobikwe. Wir sind über 2000 m hoch; ich drehe mich um und genieße durch den Krimstecher den großartigen Fernblick, den schon Thomson beschreibt. In weiter Ferne ragt die gewaltige Masse des Kenia.

Hinter dem Lobikwepaß veränderte Szenerie. Das Land ist angebaut und zahlreiche Hütten und Gärten liegen zu beiden Seiten des Weges. Die Bevölkerung ist zahlreich, geht ganz nackt einher und ist

mit roter und schwarzer Farbe bemalt. Wir lagern gegen 11 Uhr in einer Schlucht, die von einem schmalen Bach durchrieselt wird. Der Träger Pemba moto, der zurückgeblieben war, kommt ohne Waffen und Kleider heulend im Lager an und erzählt, die Wakamasia hätten ihn überfallen und geplündert, der Träger Chamsin sei erschlagen worden. Wir können wenig dagegen machen, wollen aber um so schärfer auf der Hut sein.

16. Januar. Bei Kapte-Kamasia.

Nach einem mühevollen Marsch lagern wir auf einem guten Platz mit Wasser. Gegen 2 Uhr stürzt Sadiki ins Zelt und meldet, eine große msafara (Karawane) käme uns entgegen. Richtig! Bald krachen von drüben Salutschüsse, und dann erscheinen die Führer, etwa zehn Araber; der erste Chef ist der Sohn des bekannten Jumbe Kimameta aus Pangani. Sie kommen von Turkanj und Ngaboto, mit Elfenbein überladen, und sind jetzt auf dem Rückmarsch nach der Küste, die sie in reichlich drei Monaten zu erreichen gedenken. Der Doktor und ich und alle unsere Kerls sind in freudiger Erregung; man glaubt nicht, wie wohltuend es berührt, in der Wildnis auf zivilisierte Menschen zu stoßen und sich wieder einmal unterhalten zu können. Bald sitzen wir bei Tee und Kaffee im großen Zelt und tauschen unsere Erlebnisse aus. Sie sind außerordentlich erfreut, als sie von den verschiedenen Niederlagen der Massai hören, und haben auch ihrerseits eine interessante Neuigkeit: In Kavirondo ist ein Weißer angekommen mit 1000 Asikari, vielen Sklaven und großen Herden; er hat die Stadt Kabaras verbrannt und die ganze Gegend in Besitz genommen. Jetzt soll er auf dem Marsch nach dem Baringo sein, kommt uns also entgegen. Wenn die Sache wahr ist, so kann es kaum ein anderer als Emin Pascha sein. Geb's Gott! Aber ich gebe mich keinen vorzeitigen Hoffnungen hin, man kennt den Wert derartiger afrikanischer Nachrichten.

Der Doktor und ich schreiben kurz nach Hause und geben die Briefe den Arabern mit*). Der Doktor schenkt ihnen, trotzdem wir selber fast gänzlich abgebrannt sind, etwas Kakao, Pulver und Zeug. Drei Wakamasia, die Ziegen gestohlen haben, werden von unseren Somali verfolgt und niedergeschossen.

17. Januar. Am Fuß des Elgeyogebirges.

Gegen 6 Uhr Aufbruch. Wir kommen bald an dem Lager der Araber vorüber, die uns Lebewohl sagen und den Segen Allahs

*) Die Briefe sind richtig angekommen.

wünſchen. Wie ich ſie beneide! Dann geht es auf leidlichen Pfaden immer bergab bis in das Tal des Fluſſes Kiroba, der ſpäter Wöiwöi heißt und in den Samburuſee mündet. Er iſt bis auf einige ſtinkende Pfützen ausgetrocknet, und wir marſchieren weiter, bis wir um 1 Uhr an einen kleinen Nebenfluß von Weſten gelangen und lagern. Links von uns, an dem ſteilen Abhang des Elgeyogebirges, liegt das Dorf Elmetiei, alias Muttöi, wohin wir übermorgen marſchieren wollen. Morgen ſoll geruht werden, was mir ſehr angenehm iſt; denn ich leide ſchon ſeit zehn Tagen an vollkommener Schlafloſigkeit.

Der Somali Ahmêd ſtirbt und wird von ſeinen Genoſſen nach Sonnenuntergang mit ſchrecklichem Geſchrei und allerhand ſeltſamen, ſchauerlichen Formalitäten beerdigt. Von dem rätſelhaften Weißen erfahren wir, daß er von Süden nach Kavirondo gekommen ſei. Stanley?

18. Januar. Ebendaſelbſt.

Ein geſtern genommenes Schlafmittel hält mich faſt den ganzen Tag auf der Kitanda, und ich ſchlafe wie eine Ratte. Unſere Leute, die ſich in benachbarte Dörfer zerſtreut haben, um Getreide zu kaufen, kehren unverrichteter Sache zurück und klagen über die feindſelige Haltung der Wa-elgeyo. Über den Weißen treffen neue Nachrichten ein: er ſei von Süden gekommen, habe die Wanaudi geſchlagen, lebe mit den Wakavirondo aber in Frieden und habe Kabaras nicht verbrannt. Der Teufel weiß, ob an der ganzen Sache überhaupt etwas Wahres iſt. Emin Paſcha kann es nicht gut ſein.

19. Januar. Am Abhang des Elgeyogebirges.

Ein beſchwerlicher Marſch, der Weg iſt ſehr ſteil. Um 11 Uhr lagern wir an einem klaren Gebirgsbach in der Nähe des Dorfes Elmetiei. Ein Wegeführer wird engagiert, um uns den Berg hinaufzuführen. Als er ſeinen Lohn erhalten hat, verſucht er zu entwiſchen, wird aber dingfeſt gemacht und in Eiſen gelegt. Wieder ſtirbt ein Kamel; das eine noch übrige iſt krank und die Somali geben ihm als Medizin große Stücke gekochten Schaffleiſches, die es mit großer Gier verſchlingt. Ein widerwärtiger Anblick.

In der Nacht furchtbarer Regen, bei dem es dem gefangenen Wegeführer trotz ſeiner Ketten gelingt, zu entkommen. Der Somali Omar Ibley, der Poſten ſtand, erhält zur Strafe einen Abzug von 25 R. (à 1,50 Mark).

20. Januar. Auf dem Kamm des Elgeyogebirges.

Gott ſei Dank, daß wir oben ſind, das hat Mühe gekoſtet! Um 6 Uhr brechen wir auf und marſchieren den Berg hinan in einer

Steigung von etwa 50°. Dann wird es immer steiler, mühsam klimmen die Leute empor, einer den anderen schiebend. Hinter uns gähnen tiefe Abgründe. Ein Esel erliegt den Anstrengungen, ebenso das letzte Kamel, das von den Somali getötet wird, um nicht in die Hände der Wa-elgeyo zu fallen. Diese wollen aus unserer unbehilflichen Lage Nutzen ziehen und greifen zu verschiedenen Malen an. Der Donner der Gewehre wird durch das Echo der Berge tausendfach verstärkt, ebenso das Kriegsgeheul unserer Gegner, Pfeile und Speere schwirren um uns her. Nachdem eine ganze Anzahl von ihnen ins Gras gebissen haben, haben sie Linderung und lassen uns in Ruhe.

Um ½3 Uhr sind wir auf dem Kamm des Gebirges in einer Höhe von fast 2500 m, passieren dann einen Waldgürtel mit dichtem Unterholz und merkwürdigen Stachelgewächsen und lagern um 3 Uhr, ohne Wasser. Der Boden ist aber so feucht, daß die Leute das „köstliche Element" aus dem Boden kratzen. Gegen Abend und in der Nacht kleine, leichte Regenschauer.

21. Januar. In der Angata na njuki (rote Ebene).

Ein strammer Marsch über bequemes, leicht abfallendes Gelände. Das Gras ist ringsumher verbrannt; aber die häufigen Regenschauer haben überall frische Keime hervorgelockt, ein gutes Futter für unser Vieh. Ich bin ziemlich flau und kann mit den Trägern nicht recht Schritt halten, die Kerls laufen jetzt wie die Hasen. Im Westen sehen wir die Surongaihügel, hinter denen das gelobte Land Kavirondo liegt; im Nordwesten haben wir das Elgongebirge, berühmt wegen seiner Höhlen; nach Norden zu erhebt sich der massige Block des Tschibtscharagnani; im Osten liegt Elgeyo, ungemütlichen Angedenkens. Wir lagern an einer mit Papyrus bestandenen sumpfigen Stelle des Guaso Marîm. Weit und breit kein Baum, kein Strauch; die Leute sammeln Büffeldung, um Feuer zu machen. Nachmittags zieht ein schweres Gewitter mit Regen über uns hin, ich rühre mich den ganzen Tag nicht aus dem Zelt.

22. Januar. In der Angata na njuki.

Wieder flotter Marsch. Wir überschreiten an einer geeigneten Stelle den sumpfigen Guaso Marîm und gelangen dann wieder allmählich absteigend in einen baum- und buschreicheren Teil der „roten Ebene". Wild ist überaus zahlreich, besonders Hartebeest, Büffel und Strauß. Als ich, ziemlich weit zurückgeblieben, das mit dichtem Unterholz bedeckte Tal eines kleinen Flusses passiere, rast plötzlich, krachend und polternd, 5 Schritte vor mir ein Nashorn über den Weg. Hamiri rennt schreiend davon, Sadiki mit der Büchse ist weiter hinten,

so daß der Unhold unbelästigt verschwindet. Wir nähern uns den Surongaihügeln erheblich und gedenken morgen an ihrem Fuß zu schlafen. Heute lagern wir in der Nähe eines Sumpfes auf einem kleinen Hügel; Brennholz ist vorhanden. Ich bin eigentlich ganz gesund, nur ist der fünf- bis sechsstündige Marsch für einen Rekonvaleszenten etwas zu viel. Wir sind immer noch 2100 m hoch. Zu Anfang der Nacht starker Regen und Gewitter; ich tue kein Auge zu, muß morgen wieder Schlafmittel nehmen.

23. Januar. In den Surongaihügeln.

Um 6 Uhr Aufbruch. Marsch durch sanft abfallende Steppe mit Tausenden von Büffeln; dann gelangen wir durch ein sumpfiges, mit langem Gras bestandenes Tal wieder in hügeliges Gelände. Wir passieren die Hauptkette der Surongaihügel und schlafen in einem höchst anmutigen, mit Fächerpalmen bestandenen Tal, das von einem Bach durchflossen wird. Dieser führt sein Wasser dem Guaso Kiborum zu, der seinerseits in den Nzoia mündet, und dieser in den Nyanza. Hoffentlich sind wir morgen in Kavirondo. Ich bin wohl und bei Appetit, aber grenzenlos müde, ohne jedoch schlafen zu können.

24. Januar. In den Surongaihügeln.

Schon vor 6 Uhr wird aufgebrochen, und dann geht der Marsch hügelauf und -ab über grüne Wiesen oder mit mannshohem Grase bestandene Steppe nach Südsüdwest. Wir passieren mehrere kleine Flußläufe, auch einen größeren ca. 15 Fuß breiten und 3 Fuß tiefen, der uns etwa eine Stunde aufhält. Nachher schießt der Doktor einen riesigen Büffel, dessen Zerlegung auch wieder Zeit erfordert, so daß ich erst gegen 2 Uhr im Lager ankomme. Nachmittags erscheinen vier Wanderobbo, welche aussagen, wir kämen morgen in Kabaras an; dort wäre ein Weißer. Davon, daß er die Wanandi geschlagen, wissen sie nichts, er sei aber von Süden gekommen. Vielleicht ist es Mr. Martin von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der dort eine Elfenbeinstation angelegt hat.

Ich werde heute 25 Jahre alt.

25. Januar. In Kabaras.

Schon vor 6 Uhr geht's los, unter Führung der Wandorobbo, die uns bis auf den Kamm der Surongaihügel führen uud auf eine Rauchsäule in weiter Ferne deuten, mit der Bemerkung „Kabaras". Dann erhalten sie einige Geschenke und verschwinden. Der Abstieg den etwa 400 m hohen Abhang hinunter ist unbeschreiblich mühsam; ich brauche zwei Stunden, bis ich unten bin. Später eilt der Doktor mit seinem Troß voraus, ohne Spuren seines Marsches zu hinter-

lassen, so daß der gewiegte Pfadfinder, der an der Spitze der Träger marschiert, vom richtigen Wege abkommt. Bis 1/25 Uhr trotten wir nutzlos im Lande umher. Abends stundenlanges Gewitter mit unablässigen Blitzen (jede Sekunde zwei bis drei) und dementsprechender Donner; kurzer, aber sehr heftiger Regen.

26. Januar. Kabaras.

Na endlich! Schon nach einstündigem Marsch erreichen wir das große Dorf Kabaras. Das Land ist intensiv kultiviert, zahlreiche Dörfer liegen zu beiden Seiten des Weges, und Hunderte von Eingeborenen geben uns das Geleit, Männlein und Fräulein. Ich muß gestehen, daß ich beim ersten Anblick der letzteren in Versuchung geriet, die Augen mit den Händen zu bedecken. Man macht ja in Afrika keinen Anspruch auf besonderen Kleiderprunk, aber der Anzug der hiesigen Damen entzieht sich jeder Beschreibung: er ist nämlich gar nicht vorhanden, nicht im geringsten. Ich weiß schließlich vor Angst gar nicht mehr, wohin ich blicken soll. Dazu schmaucht die ganze Bande aus kurzen geraden Pfeifen. Die Männer sind meistens mit einem Hüftenschurz aus Ziegenfell bekleidet und gefallen sich in den abenteuerlichsten Kopfputzen, bei denen Antilopenhörner eine Hauptrolle spielen. Einige der schönsten verleibe ich meinem Skizzenbuch ein. Es sind tiefdunkle, mordsgarstige Kerls mit gutentwickelter Muskulatur. Essen gibt es in Hülle und Fülle; zu Mittag schwelgen wir in Hühnern, Eiern, Bohnen, Bananen und wunderschönem wasserhellen Honig. Seit Kikuyu zum erstenmal wieder ein anständiges Diner.

Von einem Weißen ist hier nichts zu finden, es sollen aber vier Europäer in Kwa-Sundu sein, einem Dorfe mehrere Tagereisen von hier. Zwei seien von Süden gekommen, zwei von Norden; jeden Morgen würde in ihrem Lager die Trompete geblasen. Stanley? Emin? Casati? Herrgott, wie wäre es schön! Der Doktor schreibt einen Brief mit der Adresse to any european gentleman, that may be in Kwa-Sundu, und schickt diesen mit den Somali Samater Ali und Djamar Ismaïl, sowie einigen einheimischen Wegeführern ab. Abends sitzen wir noch mehrere Stunden lang im großen Zelt.

27. Januar. Ebendaselbst.

Parole: Es lebe der Kaiser!

Ich schlafe ganz leidlich und bin auch bei gutem Appetit. Verschiedene, sich gänzlich widersprechende Nachrichten über die Weißen in Kwa-Sundu treffen ein; es wird nachgerade zweifelhaft, ob überhaupt

welche da sind. Morgen müssen wir ja Aufklärung bekommen; ich bin auf die größten Enttäuschungen gefaßt. Wenn ich gestern sagte, die hiesigen Weiber gingen in völligem Naturzustande, so habe ich ihnen Unrecht getan. Sie tragen nämlich an einer dünnen Schnur um den Leib einen 1—2 Fuß langen Schwanz aus Büffelhaaren, der über die zum Teil monströs entwickelten Posteriora hinunterhängt und bei dem watschelnden Gang der Trägerinnen anmutig hin- und herschlenkert — ein überwältigender Anblick.

Die Dörfer hierzulande sind festungsartig mit Gräben und Lehmwällen umgeben, in denen Schießscharten angebracht sind. Kabaras ist nicht, wie Thomson sagt, der Name eines einzigen Dorfes, sondern bezeichnet eine ganze Landschaft.

28. Januar. Landschaft Kabaras.

Morgens um 6 Uhr Aufbruch nach hastigem Frühstück, dann ein $5\frac{1}{2}$stündiger Marsch durch das wie ein Garten angebaute Land. Wir kommen an vielen Dörfern vorbei und passieren fünf bis sechs kleine Flüsse, die vermutlich alle dem Nzoia zustreben. Um 12 Uhr lagern wir bei einem netten, freundlichen Dorf; unser morgiges Ziel ist Kwa-Sakwa. Unsere Boten sind noch nicht zurück, wir erhalten aber wieder die merkwürdigsten Nachrichten. 1. Post: In Kwa-Sakwa befinden sich zwei Weiße. 2. Post: Nein, es sind keine Weißen da; sie sind nach Ngaboto abmarschiert, vier an der Zahl; haben viele Askari und Waren bei sich und einen Teil ihrer Leute in Kwa-Sundu gelassen. Zwei von ihnen heißen Jackson resp. Martin! Also doch! Die Engländer kommen eher bei Emin an, als wir. Das ist zwar kein Wunder, denn sie sind drei Monate vor uns abmarschiert, aber es ist sehr ärgerlich. „Verloren hab ich Sieg und Ehr, drum muß ich ewig trauern," wie Held Milon von Anglante sagte, als ihm sein Sprößling Roland den Riesen vor der Nase totgeschlagen hatte. 3. Post: Die Engländer sind einzig und allein gekommen, um Elfenbein zu holen, und wollen überhaupt gar nicht zu Emin.[1]) Das glauben wir zwar nicht, aber es hört sich doch ganz nett an.

Abends starkes Gewitter und dito Regen.

29. Januar. In Kwa-Sakwa.

Nach vierstündigem Marsch, auf dem wir an vielen zerstörten und verlassenen Dörfern vorbeikommen und den Narogarefluß passieren,

[1]) Aus allen diesen verschiedenen Gerüchten erhellt deutlich, daß man Nachrichten in Afrika ebensowenig trauen darf, wie in Europa Depeschen des Reuterschen Bureaus.

erreichen wir Kwa-Sakwa, ein mächtiges, stark befestigtes Dorf auf der Spitze eines Hügels. Der Sultan Sakwa, ein dicker, sehr mit Messing und Kupfer drapierter alter Herr, kommt uns entgegen und geleitet uns in seine Residenz, wo wir auf einem großen freien Platz Zelte aufschlagen. In der Mitte dieses Platzes steht die Hütte des Sultans; im weiten Kreise umher liegen die Domizilien seiner Weiber, die aber zu gleicher Zeit Hühnern und Ziegen als Unterschlupf dienen. Sakwa ist der mächtigste Häuptling weit und breit, hat alle Nebenbuhler unterworfen und kürzlich den Häuptling Sundu von Kwa-Sundu getötet. Er macht uns ein Geschenk mit mehreren schönen Ochsen und erhält dafür eine Elefantenbüchse, ein Fäßchen Pulver, mehrere Spiegel und eine kleine Spieldose, deren einzige Melodie der Operette Fatinitza entnommen ist und den allgemein beliebten Text hat: „Du bist verrückt, mein Kind!"

Er quält fortwährend den Doktor, er möge ihm doch bei einem Kriegszug gegen die Mangati beistehen, einen benachbarten räuberischen Stamm, der fortwährend in sein Gebiet einfiele und von dem bereits viele Dörfer zerstört seien. Dieses etwas naive Ansinnen wird rundweg abgeschlagen. Nachmittags betrinkt sich der Brave in tembo und rast dann, mit einem dicken Knüppel bewaffnet, im Dorfe umher, jeden Passanten unverweilt mit Hieb und Stoß attackierend. Dicht vor meinem Zelt fällt er über einen harmlos gaffenden Jüngling her, wirft ihn auf den Rücken und appliziert ihm einen Schauer von Hieben auf den Bauch. Als der also Kasteite sich schreiend herumwälzt, erhält er sofort dieselbe Dosis auch auf denjenigen Körperteil, der zu dem Empfang derartiger Züchtigungen physisch ungleich berechtigter ist.

Nachmittags kommen endlich unsere Boten aus Kwa-Sundu zurück in Gesellschaft eines fremden Somali, der ziemlich gut Englisch und Kisuaheli spricht und folgendes erzählt: Vier Engländer, Mr. Jackson, Mr. Martin, ein Doktor und noch ein anderer, seien vor $2\frac{1}{2}$ Monaten mit 500 Mann und ebensoviel Remingtongewehren hier angekommen. Sie seien durch das Gebiet der Wanandi marschiert, hätten mit diesen Krieg bekommen und ihnen eine Menge Vieh weggetrieben. Sie hätten darauf in Kwa-Sundu eine Station angelegt und seien in Verbindung mit den Missionaren in Uganda getreten, mit denen sie Briefe gewechselt hätten. In Uganda soll Krieg herrschen zwischen der christlichen Partei unter der Führung des Königs Muanga und den Mohammedanern. Mit den letzteren sei auch Emin Pascha verbündet gewesen, habe sich aber vor der christlichen Partei nach Norden

zurückziehen müssen. Bei ihm sei ein Weißer gewesen, den Stanley gefangen genommen habe. Einmal sei er ihm wieder ausgekniffen, Stanley habe ihn aber von neuem gefangen und sei mit ihm nach der Küste abmarschiert.

Die Engländer hätten den größten Teil ihrer Waren mit einer Bedeckung von 50 Mann in der Station Kwa-Sundu zurückgelassen und ihm (dem Somali Ali) den Befehl darüber erteilt. Sie selber seien schon seit mehreren Wochen mit dem Gros der Expedition nach Norden abmarschiert, um Elfenbein zu holen. — — Was soll man nun daraus machen? Stanley soll Emin feindlich gegenüber gestanden haben? Das ist ja gar nicht denkbar. Wann werden wir Licht bekommen in diesen Wust von verworrenen und sich widersprechenden Nachrichten?

Abends geht Ali nach Kwa-Sundu zurück, um einen Brief zu holen, der in Abwesenheit der Engländer aus Uganda angekommen ist.

30. Januar. Ebendaselbst.

In der Nacht habe ich trotz mehrfachen Lärms gut geschlafen. Ich stehe um 7 Uhr auf und schreibe weiter am Tagebuch und meinen Briefen, die Ali mit an die Küste nehmen will. Der Sultan Sakwa macht mir morgens einen Besuch und hält sich dann den ganzen Tag rauchend und trinkend in des Doktors Zelt auf. Er drängt fortwährend zu einem Kriege gegen die Mangati, und da dem Doktor an der Freundschaft des mächtigen Häuptlings liegt, und hier die deutsche Flagge gehißt werden soll, so bewilligt er endlich ein Hilfskontingent von einigen dreißig Mann. Hussein übernimmt die Führung über die ganze Kriegsmacht, da wir beide keine Lust haben, mitzugehen. Nach dem Essen bringt Ali die Briefe und wir entnehmen daraus, daß der den Christen freundliche König Muanga brennend gern möchte, daß Jackson ihn mit seinen 500 Remingtons unterstützte. Er verspricht Massen von Elfenbein und erklärt sich außerdem bereit, die englische Flagge zu nehmen. Jackson scheint ablehnend geantwortet zu haben, denn in einem anderen späteren Briefe flehen ihn auch die dortigen Missionare in beweglicher Weise an, seinen bedrängten Glaubensgenossen zu Hilfe zu kommen. Von Emin und Stanley erfahren wir nichts Neues.

Gegen Abend ziehen von allen Seiten Hilfstruppen für den morgigen Kriegszug ins Dorf, düstere, phantastisch aufgeputzte Gestalten. Auch eine Menge Leute erscheinen, die unseren alten Freunden, den Massai, völlig gleichen. Es sind auch in der Tat Massai, die von

ihren eigenen Stammesgenossen aus der Heimat vertrieben worden sind und sich hier niedergelassen haben. Sie tun bei den hiesigen Machthabern Landsknechtsdienste, halten sich aber separiert von der Bevölkerung und fallen angenehm auf durch ihr stolzes, ruhiges Benehmen.

31. Januar. Ebendaselbst.

Gegen 4 Uhr morgens bläst Hussein zum Aufbruch, und nach einiger Zeit zieht die ganze Kriegsmacht, mehrere hundert Mann stark, ab. Wir hören im Laufe des Vormittags aus weiter Ferne den Gang des Feuergefechts, das zeitweise sehr hitzig zu werden scheint. An verschiedenen Stellen des Horizonts steigt der Rauch brennender Dörfer auf. Gegen 3 Uhr nachmittags läßt sich lauter Siegesgesang vernehmen, und dann ziehen die Krieger truppweise tanzend und singend ins Dorf; unsere Leute marschieren in geschlossener Ordnung, und Hussein erstattet Bericht. Er ist etwas kleinlaut, denn er hatte sich einen besseren Erfolg gedacht. Die Mangati sind zwar geschlagen und haben über 50 Tote, auch sind zwei ihrer Dörfer verbrannt, aber sie haben gefochten wie die Löwen und all ihr Vieh in Sicherheit gebracht. Unsere Bundesgenossen haben sich mit Ausnahme der Massai als Feiglinge erster Güte benommen. Hussein tötete, wie alle bewundernd bezeugen, mit eigener Hand sieben Gegner. Der Sultan Sakwa betrinkt sich zur Feier des Sieges und ist lästig und aufdringlich.

1. Februar. Ebendaselbst.

Der letzte Tag hier, morgen geht's weiter nach Kwa-Sundu. Sakwa ist wieder betrunken, bettelt fortwährend um Pulver und such uns zu längerem Verweilen zu bewegen; er hat augenscheinlich Angst vor der Rache der Mangati. Nachmittags wird am hohen Mast die deutsche Flagge gehißt. Unter unseren Leuten herrscht etwas gedrückte Stimmung; die hiesigen Eingeborenen haben ihnen viel von der Gefährlichkeit der vor uns liegenden Länder erzählt und gesagt, wir würden sicher alle dort sterben.

2. Februar. Kwa-Sundu.

Um ½7 Uhr Aufbruch, nachdem der Sultan unter verschiedenen Lügengeschichten vergeblich versucht hat, uns aufzuhalten. Um ½10 Uhr Ankunft in Kwa-Sundu, wo uns Ali, der Chef der dortigen englischen Station, empfängt. Der Sultan Sundu, der erst sehr bescheiden ist, bettelt nachher fürchterlich. Ein junger, zahmer Elefant, der sich hier herumtreibt, macht uns vielen Spaß; ein Beweis, wie unrichtig die Behauptung ist, man könne den afrikanischen Elefanten nicht zähment

lich, was die Kerls für Angst vor dem jetzigen Wege haben; der Verkehr mit den englischen Trägern hat ihnen sehr geschadet.

Nachmittags erscheint der Sultan Teleza, ein großer alter Mann mit grauem Vollbart. Seine Bekleidung besteht aus einem Mantel von Rindenstoff. Wir erhalten hochinteressante Nachrichten von ihm. In vier Tagen können wir in Unyoro sein; marschieren wir nach Westen weiter, so gelangen wir in fünf Tagen an den Nil. Vier Tagereisen nordwestlich von hier soll ein Weißer eine befestigte Station angelegt und viele Asikari bei sich haben; eine Menge Leute von hier wollen ihn gesehen haben. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß Emin bis dahin eine Station vorgeschoben hat, aber keine vorzeitigen Hoffnungen! Der Doktor schreibt einen Brief in englischer und französischer Sprache an den Kommandanten dieser Station, und Teleza stellt Boten dafür. Er verspricht uns auch Wegeführer.

7. Februar. Ebendaselbst.

Es ist mittags unerträglich heiß, 35° R. im tiefsten Schatten. Der Doktor ist jetzt über unsere zukünftige Route entschlossen. Wir wollen in nordwestlicher Richtung auf Mruli marschieren, wo Emin eine Station hat. Auf diesem Marsch kommen wir in den Bereich des mächtigen Königs von Unyoro, Kabarega, mit dem wir uns wohl oder übel gut stellen müssen. Es ist auch möglich, daß er uns zu sehen wünscht, und für diesen Fall erfinde ich eine prächtige und geschmackvolle Uniform, die wir dann anlegen wollen. Unsere weißen Röcke erhalten Kragen, Aufschläge und Achselklappen von rotem Tuch und sind reich mit Gold galoniert, das wir zufälligerweise unter unseren Tauschartikeln haben. Die Inexpressibles erhalten breite goldene Streifen. Sadiki und Mku, wie alle Wa-Suaheli fertige Schneider, sitzen den ganzen Tag und hantieren mit Nadel und Faden.

Die Tracht der hiesigen Weiblein besteht aus einem Schurz frischer Bananenblätter, der gar nicht übel läßt. In der Nacht entdecke ich beim Mondenschein eine große Schlange in meinem Zelt. Ich versetze ihr vom Bett aus einige kräftige Hiebe mit einem Knüppel, worauf sie einen beschleunigten Rückmarsch antritt.

8. Februar. In Wachores Land. Masimata.

Gegen 8 Uhr brechen wir nach längerem Warten auf die Wegeführer auf und marschieren in nordwestlicher Richtung weiter. Nach etwa zwei Stunden höre ich hinter mir Rufe und sehe, wie ein in reiche arabische Gewänder gekleideter Jüngling in vollem Trabe uns nacheilt. Ich blase das Signal zum Halten, bald ist der Fremdling

bei uns, wirft sich vor mir auf die Erde und drückt die Stirn in den Sand. Vergeblich suche ich mich mit ihm zu verständigen, seine Sprache ist mir gänzlich unbekannt. Wir lachen uns aber freundlich an, und ich gehe mit ihm zum Doktor, der sich an der Spitze der Kolonne befindet. Hier wiederholt sich dieselbe Szene, keiner unserer Leute vermag sich mit dem reichgekleideten Wundermann zu verständigen, der uns vorkommt wie ein verwunschener Königssohn. Er zieht darauf eine kleine Flöte aus Bambusrohr aus der Tasche, setzt sich an die Spitze der Expedition und marschiert, seinem einfachen Instrument sanfte und melodische Töne entlockend, voran. Bald ändert sich der Charakter der Landschaft vollständig; durch stundenweite Bananenwälder führt der sauber gehaltene Weg, in denen hin und wieder kleine Dörfer liegen, ohne Zaun oder sonstige Befestigungen. Die Bewohner nähern sich uns mit sklavischer Unterwürfigkeit und kredenzen in großen Tongefäßen schäumenden Tembo und süßes Muenge. Man merkt, daß man sich den großen, halbzivilisierten zentralafrikanischen Sultanen nähert. Gegen 12 Uhr macht unser freiwilliger Wegeführer bei einem kleinen freundlichen Dorfe Halt und bedeutet uns, zu lagern. Das geschieht, und in kurzer Zeit sind die Zelte aufgeschlagen.

Bald darauf hören wir einige Schüsse krachen und ein neuer Wundermann erscheint auf der Bildfläche. Es ist ein großer, schlanker Jüngling mit höchst intelligentem, freundlichem Gesicht. Er trägt ebenfalls arabische Kleidung, aber um seinen Hals hängt ein großes Kruzifix. Er begrüßt uns in fließendem Kisuaheli, wird ins Zelt geführt, und dann geht es an ein Fragen ohne Ende. Wir erfahren Sachen von unberechenbarer Wichtigkeit.

Wo sind wir hier? Ihr seid im Lande Usoga, das zu dem Gebiet des Sultans Wachore gehört. Dieser ist sehr mächtig, aber er gehorcht Muanga, dem Kabaka (Kaiser) von Uganda.

Wer bist du? Ich heiße Marko und bin ein Zögling der Missionare in Uganda; ich glaube wie ihr an Jesus Christus. Ich gehöre zu einer Gesandtschaft, die der Kabaka ausgeschickt hat, um den Engländer Jackson nach Uganda zu führen. Da dieser aber auf einer großen Reise ist, so warten wir hier auf ihn, bis er wiederkommt.

Weißt du etwas von Emin Pascha? Nein, den Namen kenne ich nicht.

Von Stanley? O ja, Stanley ist vor vielen Monaten gekommen und zu Abdallah gegangen und zu dem anderen Weißen. Dann sind sie zusammen gegen Kabarega, den König von Unyoro, gezogen, haben

seine Hauptstadt Mparo Nyamoga verbrannt, an viertausend Wanyoro getötet und ihre Flinten im Mwutan Nzige versenkt. Hierauf sind Stanley und Abdallah mit den andern Weißen und vielen Hundert Kriegern und Weibern nach der Küste abmarschiert. Es gibt jetzt keinen weißen Mann mehr nördlich von Unyoro.

Wer ist Abdallah? Abdallah ist ein bana mkubwa (großer Herr) der Waturk; er war früher schon einmal in Uganda, und ich habe ihn dort gesehen.

Wie sieht er aus? Er ist klein und trägt miwani (Augengläser).

Das kann meiner Ansicht nach nur Emin sein, der Doktor glaubt es aber nicht. Sind jetzt Weiße in Uganda? Ja, es sind im ganzen sieben da, fünf Franzosen und zwei Engländer, es sind alles Missionare und mit dem Kabaka befreundet. Sie sind jetzt auf der Insel Bulingugee im Nyanza, wohin sie sich vor dem König Kalema, dem Bruder des Kabaka, geflüchtet haben. Dieser steht an der Spitze der mohammedanischen Partei, und mit ihm verbündet ist Kabarega, der König von Unyoro. Kabarega ist sehr böse und würde euch ganz sicher töten, wenn ihr zu ihm ginget.

Großer Gott! Da sind wir ja noch glücklich davongekommen.

Dann überbringt uns unser neuer Freund noch eine Einladung des Königs Wachore, dessen Residenz zwei Tagereisen von hier liegen soll.

Unser eleganter Wegeführer von heute morgen entpuppt sich in der Tat als ein Königssohn, er ist einer der Sprößlinge Wachores. Der Doktor nimmt die Einladung an. Abends sitzen wir noch lange mit Marko zusammen und holen ihn nach Möglichkeit aus. In bezug auf Abdallah hegt der Doktor noch immer starke Zweifel, ob er auch wirklich identisch mit Emin ist. Ich bin fest davon überzeugt.

9. Februar. In Wachores Land.

Um 6 Uhr brechen wir auf und machen gegen 11 Uhr in einem der unendlichen Bananenwälder Halt. Nahrung wird uns unentgeltlich in großer Menge geliefert, auch eine Menge kleiner Wachteln in Strohkörbchen, die wir uns vortrefflich munden lassen, d. h. die Wachteln.

Heute sehe ich zum erstenmal einen grauen Papagei in der Freiheit.

10. Februar. Bei Wachores Stadt.

Nach dreistündigem Marsch gelangen wir in die Nähe der Residenz des Königs Wachore. Er läßt uns durch Boten einen schönen schattigen Lagerplatz in einer Bananenplantage anweisen und sendet

zugleich zwei Milchkühe mit ihren Kälbern als Geschenk. In überreichlicher Menge erhalten wir außerdem Bananen und Tembo für die Verpflegung unserer Leute. Sadiki und Mku werden in ihre Prachtgewänder gesteckt und bringen ihm unsere Gegengeschenke: ein prachtvolles indisches Turbantuch aus glänzender, vielfarbiger Seide und mit Gold und Silber durchwirkt, ein Repetiergewehr mit Munition, ein Fäßchen Pulver und Zündhütchen, außerdem eine ganze Anzahl roter Mützen und einige Ellen goldene Litze. Er läßt seinen Besuch für den Nachmittag ankündigen. Gegen 4 Uhr hören wir denn auch in der Ferne das dumpfe Donnern von Pauken; gleich darauf erscheint ein Läufer mit der Nachricht, der König sei im Anmarsch. Eine Minute später wieder ein Läufer: Wachore sei jetzt schon da und da; gleich darauf ein dritter, vierter und so fort, bis endlich der barbarische Lärm des Pauken- und Flötenorchesters in nächster Nähe ertönt und der ganze Zug, um eine Waldecke biegend, vor unseren Augen erscheint. Es sind mehrere Hundert Personen, zum großen Teil Krieger der Leibgarde, die mit ihren großen, glänzenden Speeren und den mit dem langhaarigen Fell der Usogaziege besetzten Schilden einen höchst malerischen Anblick darbieten. Auch eine Menge von Wachores Lieblingsfrauen, teilweise allerliebste Gesichter, befinden sich im Zuge. Voran schreitet der König, eine feste, gedrungene Gestalt von Mittelgröße. Seine Kleidung besteht aus einem langen, schneeweißen Hemd und einer roten Mütze, an den Fußgelenken trägt er große, sehr schön gearbeitete Metallringe, ein Geschenk des verstorbenen Kaisers Mtesa. Er ist überaus lebhaft und spricht unaufhörlich, nachdem er uns die Hand geschüttelt und zwischen uns Platz genommen hat. Mit höchstem Interesse besieht und betastet er alles, aber er bettelt um nichts. Ein Diener präsentiert ihm eine Pfeife mit $1^1/_2$ Meter langem Rohr, ein anderer eine zierliche Kalebasse mit Tembo, den er durch ein feines Rohr einsaugt. Auch sein Gefolge macht es sich gemütlich, große antik geformte Tongefäße mit Tembo werden herbeigeschleppt; alles lacht, schwatzt, raucht und trinkt, und der Jubel nimmt einen frenetischen Umfang an, als der Doktor, mit süßverheißendem Lächeln unter die Damen des Gefolges kleine Handspiegel austeilt. Wohl wenige von diesen hatten bis dahin Gelegenheit gehabt, ihre niedlichen Gesichter anders zu sehen, als im Spiegel des Wassers. Originell ist die Art und Weise des Dankes. Für das geringste Geschenk, das einem einzigen gemacht wird, für das geringste freundliche Wort, ja für einen freundlichen Blick bedankt sich die ganze Gesellschaft, indem sie, auf den Knien hockend, mit den zusammen-

gelegten Händen auf- und niederfährt und dabei unabläſſig ruft: „Yanſee! Yanſee!“: ich danke!

Nach zweiſtündigem Beſuch verſchwindet der joviale Herrſcher mit ſeinem Gefolge, läßt aber ſtillſchweigend zwei fette Ochſen und Maſſen von Tembo für unſere Leute zurück. Ich gehe in mein Zelt, um Tagebuch einzutragen, als ſich erneuter Lärm von Pauken und Flöten und vielen Menſchenſtimmen vernehmbar macht. Ich gehe zum großen Zelt zurück und finde dort, umgeben von zahlreichem Gefolge, einen alten, ſtreng ausſehenden, vornehm gekleideten Neger. Über einem ſchneeweißen Hemd bedeckt ein langer, ſchwarzer, goldgeſtickter Kaftan ſeine Glieder; ſeine Beine ſtecken in blau bordierten Tuchhoſen und auf dem Kopfe trägt er eine hohe Tiara, die kunſtvoll aus weißen, blauen und roten Perlen angefertigt iſt. Es iſt Kamanjiro Kaouta, der Abgeſandte des Kaiſers Muanga an den Engländer Jackſon. Er ſagt dem Doktor, daß in ſeinem Lande große Freude herrſchen würde, wenn wir hinkommen wollten. Er würde uns Schiffe beſorgen, die uns über den Nyanza nach der Hauptſtadt Mengo bringen ſollten, unſere Leute bekämen koſtenfreie Verpflegung uſw. Der Doktor bittet ſich Zeit zur Überlegung aus, und unſer ſeltſamer Gaſt verſchwindet unter dem Getöſe der Inſtrumente.

Ich glaube, ein Märchen der Scheherezade zu träumen, ſo überraſcht bin ich durch dieſen plötzlichen Wechſel von völliger Wildnis und glänzender, wenn auch barbariſcher halbziviliſierter Pracht.

Nach Uganda müſſen wir wohl auf jeden Fall. Es iſt ein ſehr gewagtes Unternehmen, aber wir ſind jetzt einmal im Machtbereich dieſes Landes und werden, wie in einem Maëlſtrom, immer mehr nach dem Mittelpunkt gezogen.

Jackſon und die Engländer wußten ſehr wohl, was ſie taten, als ſie mit ihren 500 Remingtons fern von Uganda blieben; aber der Doktor iſt nicht Jackſon, und wir ſind keine Engländer. Wir haben nur noch einige vierzig Mann, von denen faſt dreiviertel nur mit Vorderladern bewaffnet ſind, aber das iſt hier gleichgültig.

Kämpfen können wir doch nicht mit Uganda, das, wie Stanley ſchreibt, innerhalb weniger Tage 100000 wohlbewaffnete und geübte Krieger aufzubringen vermag — hier muß es die Diplomatie tun, und darin verlaſſe ich mich ganz auf unſern Chef.

Sollte Emin wirklich noch in Wadelai ſein, was ich nicht glaube, ſo würde auch der Weg zu ihm über Uganda führen, denn nur mit Hilfe dieſes Landes wäre es eventuell möglich, das feindliche Unyoro zu durchqueren.

Der Doktor schreibt einige Briefe an Muanga und die Missionare, die gegen Abend mit einigen Leuten Marcos befördert werden.

11. Februar. Ebendaselbst.

Wir machen Gegenbesuch bei Wachore, angetan mit unseren neuerdings konstruierten Galaanzügen, voran die schwarzweißrote Fahne, ein Hornbläser und ein Tambour und zum Schluß sämtliche Somali in schneeweißen Gewändern.

Der König empfängt uns in seiner Hütte, die sich äußerlich nur wenig von den übrigen unterscheidet. Er sitzt mit würdigem Ernst auf einer Matte, die nach arabischer Art mit Kissen belegt ist. Er ist bekleidet mit einem schwarzen Kaftan und trägt auf dem Kopf den roten Torbusch, raucht aus seiner langen Pfeife oder saugt Tembo. Bald entwickelt sich ein lebhaftes Gespräch, bei dem Marco den Dolmetscher abgibt, und dann ereignet sich ein höchst fataler, kritischer Unfall. Der König läßt nämlich eine seiner Büchsen kommen, ein Winchester-Repetiergewehr, nimmt vor unseren Augen die Patronen heraus und zeigt uns an dem entladenen Gewehr die Handgriffe. Dann gibt er Gewehr und Patronen an einen Diener, der damit verschwindet. Nach einiger Zeit bitte ich aus Höflichkeit, die Waffe besichtigen zu dürfen. Sie wird sofort gebracht, und ich betrachte den kunstvollen Beschlag. In der Meinung sie sei noch immer entladen, mache ich die Handgriffe, halte dabei aber instinktiv gegen die offene, niedrige Tür der Hütte gerichtet. Bautz! kracht ein Schuß; die draußen stehende dichte Menge stiebt in panischem Schrecken auseinander; aber ein schwarzer Körper bleibt regungslos liegen. Ich bin einen Augenblick ganz perplex und bedarf aller Energie, um die äußere Ruhe zu bewahren. Fest blicke ich den König an, der auch seinerseits sich augenblicklich gefaßt hat und uns aufmerksam mustert. Einen Augenblick herrscht drinnen unerquickliches Stillschweigen, während draußen lautes Klagegeheul ertönt; dann nimmt der Doktor das Wort: „Rafiki ango a na lia sana, a me vua mtu ako“ — mein Freund ist sehr traurig, daß er deinen Mann getötet hat — — aber sofort fällt ihm Wachore ins Wort. Was? deswegen traurig? Nicht der Rede wert. Die Büchse war es, nicht dein Freund, frischen Tembo her, Prosit! Im Nu wird draußen Sand gestreut, und in kurzer Zeit herrscht überall wieder die alte Fröhlichkeit, wenigstens scheinbar. Mir ist die Sache doch mehr an die Nieren gegangen, wie ich gedacht hätte. Ich habe, weiß Gott, schon genug Menschenleben auf dem Gewissen, aber durch offenen ehrlichen Kampf — die haben mir nicht die allerleisesten Gewissensbisse verursacht, aber ich würde viel darum

geben, wenn ich den heutigen Toten wieder lebendig machen könnte. Doch genug, ich kann es nicht ändern.

Bald nach diesem Vorfall erscheint Kamanjiro, der Gesandte Muangas, angetan mit einem prächtig gestickten, karmoisinroten Kaftan, auf dem Haupt die Tiara. Der Doktor teilt ihm seinen Entschluß mit, nach Uganda zu gehen, und daß wir schon morgen dorthin aufzubrechen gedächten. Beides wird mit großer Befriedigung aufgenommen.

Nachdem wir wieder in unserem Lager sind, schickt der Doktor einen schönen gestickten Kaftan an Wachore, als Schmerzensgeld für den Getöteten. Sofort wird derselbe zurückgeschickt: Der König wüßte, daß nur ein unglücklicher Zufall obgewaltet hätte, es sei Gottes Wille gewesen. Den Kaftan könne er nicht annehmen. Wir fügen noch einige Kleinigkeiten hinzu und schicken das Ganze dann noch einmal mit der Botschaft, er möge es als unser Abschiedsgeschenk betrachten.

Jetzt ist er willfährig, revanchiert sich aber mit reichlichen Lebensmitteln aller Art. Man sieht, daß auch ein Neger noble Gesinnung haben kann.

12. Februar. Im Lande Wachores.

Wir setzen uns um $^1/_2$7 Uhr in Marsch, um in kleinen Tagereisen dem Nyanza zuzustreben; Marco hat die Führung übernommen. Mehrere Hügelketten werden überschritten, denen der Doktor die Namen verschiedener Afrikaforscher gibt, sonst geht es auf breiten, gutgehaltenen Straßen unaufhörlich durch endlose Bananenwälder. Die Banane ist das α und ω für die hiesigen Einwohner; man ißt sie reif und unreif, gekocht und gebraten; sie ist zugleich Frucht, Brot und Kartoffel. Außerdem geht kein Mensch aus ohne eine Kalebasse mit Tembo, deren Inhalt nach Bedarf erneuert wird. Es ist ein Land des § 11, trotzdem habe ich noch keinen wirklich Betrunkenen gesehen.

Auf dem Marsch holt uns Kamanjiro Kaouta ein, der mit einem großen Orchester, vielen Bewaffneten und 25 seiner Lieblingsweiber reist — im ganzen soll er etwa 1000 Frauen besitzen, hat demgemäß allerdings auch 1000 Schwiegermütter.

Er ist in einen zeisiggrünen Kaftan gehüllt und trägt einen tornisterbraunen Turban: seine Garderobe scheint sich sowohl durch große Auswahl, wie durch Farbenreichtum auszuzeichnen. Schon gegen 9 Uhr lagern wir in einem Bananenwald und schlagen die Zelte unter riesigen Feigenbäumen auf, die scheinbar kultiviert werden und aus deren Rinde man Kleider verfertigt. Wachore schickt neuen Vorrat an Lebensmitteln.

13. Februar. Im Lande Wachores.

Schon vor 6 Uhr brechen wir auf, treffen auf dem Wege mit Kamanjiro und seiner Eskorte zusammen und marschieren selbander weiter. Der alte Herr ist heute in sehr munterer Stimmung und führt ab und zu einige Pas aus irgend einem Kriegstanz auf. Gegen 9 Uhr lagern wir in dem unvermeidlichen Bananenwald, Kamanjiro etwas abseits.

Später schickt er uns seine Kapelle, die sich vor des Doktors Zelt niederläßt und loslegt nach dem Grundsatz: Jeder für sich und Gott für alle; d. h. jeder trillert und bläst aus Leibeskräften, um seine Spießgesellen zu übertönen. Dazu donnern die Pauken, rasseln die Trommeln — — ein Höllenlärm. Besonders einer macht sich bemerkbar, ein alter, verschmitzt dreinblickender Knabe. Er strapaziert nicht allein das Kalbfell seiner ungeheuren Pauke mit beneidenswerter Energie, sondern akkompagniert sich selber noch durch ein in regelmäßigen Pausen ausgestoßenes, bellendes „Au!!!" Ich hätte am liebsten auch au! geschrien, wenn ich nicht gefürchtet hätte, als Enthusiast betrachtet zu werden. König Wachore schickt wieder Lebensmittel, ebenso der Chef Mobikirwa, dessen Provinz wir morgen betreten. Wie mannigfaltig sind doch unsere Schicksale, wir reisen jetzt auf einmal wie kleine Fürsten!

Gegen 11 Uhr erscheint Kamanjiro zum Tembofrühschoppen, angetan mit zinnoberrotem, goldgesticktem Kaftan und Tiara, sowie mit einem vier Finger breiten Halsband aus Glasperlen. Der Doktor läßt unsere Spieldose spielen, die schon recht heiser klingt, und als er das Entzücken des alten Herrn sieht, schenkt er sie ihm. Ein lautes Freudengeschrei verbunden mit einem Siegestanz sind die Folge.

Abends um 4 Uhr kommen Boten von Uganda mit einem Brief, auf dessen Umschlag folgendes zu lesen ist: Dispatcher Henry M. Stanley. To the leader of the english expedition reported to be in Kavirondo. Der Brief ist am 4. September 1889 von Usambiro in Ussukuma abgegangen und enthält in dürrem, eisigkaltem Stil die Nachricht, daß Mr. Stanley mit seiner Expedition, mit Emin Pascha, Casati und deren Leuten auf dem Wege zur Küste sei, und daß in dem verlassenen Gebiet Emins Empörung herrsche. Da haben wir die Geschichte! Emin Pascha ist jetzt schon längst an der Küste und in Sicherheit, und wir sitzen zu einer lächerlich geringen Anzahl zusammengeschmolzen hier mitten in Afrika, selber hilfsbedürftig im höchsten Maße. Wieviel Leiden und Mühsale hätten wir sparen können, wieviel Menschenleben sind vergeblich geopfert worden. Nein!

vergeblich nicht; auf unserem ganzen Wege kennt man die schwarz-weißrote Flagge und hat die Wadutschi (Deutschen) kennen und fürchten gelernt. — Wir marschieren natürlich weiter nach Uganda und wollen dann versuchen, mit Booten über den Nyanza zu gehen. Im Juni sind wir, will's Gott, wieder an der Küste. Glück auf! Emin haben wir nicht bringen können — aber wir brauchen uns nicht zu schämen.

Wir senden an Wachore einen Bulldogrevolver mit Munition.

14. Februar. Im Lande Mobikirwas.

Aufbruch bei Sonnenaufgang. Bald schließt sich uns Kamanjiro an, der heute zur Abwechselung schwarzen Kaftan und weißen Kilemba spazieren führt. Wir verlassen Wachores Land und kommen in das seines Bruders Mobikirwa. Bald nachdem wir gelagert haben, finden wieder Morgenmusik und Frühschoppen statt. Kamanjiro erhält eine schwarze Brille und einen Klappstuhl geschenkt und äußert seine Freude in lautem Geschrei, innigen Umarmungen und wenig dezenten Tänzen.

Abends läßt sich ein Träger seine Flinte stehlen und erhält 25 mit Geheul. Außerdem schickt Kamanjiro zu Mobikirwa, um Revanche zu fordern.

15. Februar. In Kayangas Land.

Wir marschieren morgens bei Kamanjiros Quartier vorbei, müssen aber etwas warten, bis der alte Gentlemen seine Toilette beendet hat. Er ist entschieden entsetzlich verkatert. Bei ihm befindet sich Mobikirwa, ein kräftiger Mann mit hochintelligentem Gesicht. Er bittet um Entschuldigung wegen der Flinte; der Doktor schenkt sie ihm und fügt noch allerlei Kleinigkeiten hinzu. Das Gegengeschenk besteht in Kühen und Ochsen. Wir gelangen in das Gebiet des Chefs Kayanga, der selbst auf einer Reise abwesend ist. Kamanjiro sagt, wir müßten auf der Hut sein, denn Kayanga sei ein Feind Muangas und führe möglicherweise etwas im Schilde.

Das Land fängt an, sumpfig zu werden, ein Zeichen, daß wir uns dem Nil und dem Nyanza nähern. Der Nil wird hierzulande gewöhnlich Kivira oder Kiira genannt, aber auch der Name Niiro oder Niira wird angegeben. Das wäre dasselbe Wort wie Nil, denn l und r sind in den meisten afrikanischen Sprachen gleichwertig. Wenn aber dieser Fluß bei seiner Quelle jetzt noch denselben Namen führt, wie früher an seiner Mündung, so ist das ein sicherer Beweis, daß vor länger, langer Zeit eine Verbindung zwischen beiden stattgefunden hat. An der Mündung, also in Ägypten, kennt man unter den Eingeborenen den Namen Nil gar nicht, das ist der antike Name aus der Zeit der Römer und des Ptolemäus. Bei den Leuten hierzu-

lande hat sich der antike Name erhalten, und man kann die berechtigte Vermutung hegen, daß auch die Alten schon den Nyanza gekannt haben und hier gewesen sind.

Graue Papageien sind sehr zahlreich. Gegen 11 Uhr lagern wir in dem stereotypen Bananenwald, in der Nähe Kamanjiro, der beim Frühschoppen über ein ihm geschenktes Signalhorn beinahe in Raserei gerät. Nachmittags lädt er uns um die Kaffeezeit zu einem kleinen Familienfest ein und läßt seine Frauen sich im Tanze produzieren. Diese Tänze haben, wie bei den meisten orientalischen Völkern, eswas sehr Obszönes und verfolgen nur den Zweck, die Begierden der männlichen Zuschauer zu erregen. Als Gegenmittel und Abkühlung wirkt das infernalische Orchester, das auch bei dieser Gelegenheit unverdrossen drauf los paukt und bläst. Zwei junge Söhne des Chefs Kayanga, die ebenfalls dem Zauberfest beiwohnen, werden beschenkt.

Abends lassen wir zu allgemeinem Gaudium einige farbige Raketen steigen, und ein großartiger Fackelzug beschließt mit einer erneuten Tembokneiperei den festlichen Tag.

16. Februar. Im Lande Kasyagas.

Nach vierstündigem Marsch machen wir um 10 Uhr in einem Bananenwald Halt und lagern. Der heutige Weg führte über welliges Gelände und sumpfige Niederung. Von dem Nyanza trennt uns ein Höhenzug, der parallel mit dem Norduser läuft und die Aussicht nach Süden verdeckt. Ein Wasserarm, der tief ins Land einschneidet, wird sichtbar; ob es ein Nilarm ist, läßt sich nicht sicher konstatieren.

Gegen Mittag kommen Boten aus Uganda mit Antwort auf die Briefe des Doktors. Die Anhänger Muangas haben Kalema geschlagen, und dieser hat sich nach Norden zurückgezogen. In Uganda scheint es nicht gerade reizvoll zu sein, dort wüten Pest, Hungersnot und schwarze Pocken — — auch nicht schlecht. Hin gehen wir aber doch trotz Pest und Pocken. Kamanjiro ist über die Siegesbotschaft seiner Partei außer sich und tanzt mit dem Doktor ein ganz artiges pas de deux. Marco mit dem intelligenten Duldergesicht, der sanfte, demütige Marco, der stets den Namen Jesus Christus im Munde führt — Marco fängt allmählich an, sich als einen der größten Gauner zu präsentieren, die jemals der Herrgott in seinem Zorn erschuf. Er ist ein Intrigant, ärgert sich über die Auszeichnungen, die dem heidnischen Kamanjiro zuteil werden, und sucht ihn bei uns zu verdächtigen. Ich habe ihm meine Meinung offen gesagt, und er scheint

Rache zu brüten. Mehrmals habe ich bemerkt, wie er mich mit lauerndem Gesicht beobachtet und dann schnell wegsieht, wenn ich ihn anblicke. Cave Marco!

17. Februar. Im Lande ?

Nach etwas verzögertem Abmarsch lagern wir um 10 Uhr in einem Bananenwald. Der Träger Kibonge, ein schlechtes Subjekt, hält es für angebracht, einem hiesigen Einwohner drei Hühner zu stehlen, wird ermittelt und erhält 50 mit der Rhinozerospeitsche. Disziplin muß sein.

Neue Botschaft aus Uganda trifft ein: Die Residenz Mengo ist verbrannt; Muanga hat nur noch wenig Pulver und Munition. Kalema ist zwar geschlagen worden, aber Ruhe herrscht doch noch lange nicht. Es sollen Boote für uns besorgt werden, um die Expedition per Wasser nach Mengo zu befördern; Ochsen und Esel müssen aber zu Fuß marschieren.

18. Februar. Im Lande Sakas.

Wir maschieren flott bis gegen 10 Uhr und lagern in einem Bananenwald — man denke sich! Eine Stunde führt der Weg durch Wildnis und Urwald, viele Spuren von Elefanten, Löwen und Büffeln. Nach Süden sieht man ab und zu glitzernde Wasserflächen — das ist der Nyanza, der größte See Afrikas. Die Leute hier nennen ihn nicht Nyanza, sondern Nyanja; den Namen Viktoria Nyanza oder Ukerewe kennt kein Mensch. Nyanzasee zu sagen, wäre Pleonasmus; denn Nyanza bedeutet so viel wie See. Einen Beinamen führt dieser See nicht, es ist eben der Nyanza, der See κατ' ἐξοχήν. Kamanjiro trägt heute himmelblauen, silbergestickten Kaftan, die Farben des Regenbogens sind jetzt erschöpft. Abends betrinkt er sich und zieht unter Fackelbegleitung in unserem Lager umher, dabei aus Leibeskräften seine Trompete blasend. War ein Danaergeschenk. In der Nacht höre ich oftmals das vom Tana her bekannte Schnaufen von Flußpferden.

19. Februar. Am Nil.

Wir marschieren bis gegen 11 Uhr durch großenteils unkultiviertes Gelände, nur hin und wieder kleine Bananenplantagen. Von der Spitze eines Hügels aus haben wir einen großartigen Ausblick auf den Napoleongolf. Da, wo der Nil aus diesem heraustritt, schlagen wir unter schattigen Bananen unser Lager auf; in der Ferne hört man das Brausen der Riponfälle, die übrigens lange nicht so großartig sind, wie die meisten Fälle des Tana. Eine ganze Anzahl von Ugandabooten liegt für unsere morgige Überfahrt bereit, und nach-

mittags machen der Doktor und ich eine kleine Probefahrt. Ich entwerfe verschiedene Skizzen der höchst originell aussehenden Fahrzeuge. Mittags herrscht glühende Hitze, der Abend hingegen ist paradiesisch schön; der Himmel strahlt bei Sonnenuntergang in märchenhafter Pracht, und noch lange sitze ich in Gedanken versunken an dem hohen, steilen Ufer des majestätischen Stromes, der seine Gewässer bis zum Mittelländischen Meere hinführt.

Elftes Kapitel.

In Uganda und auf Fesse.

20. Februar. Nilübergang.

Nach $1^1/_2$ Stunden angestrengter Arbeit sind wir glücklich alle am anderen Ufer; der Nil hat hier eine Breite von etwa 800 m. Wir befinden uns jetzt im eigentlichen Uganda, marschieren noch weitere $1^1/_2$ Stunden und lagern dann zur Abwechselung wieder mal in einem Bananenwald. Plötzlich kracht draußen ein Schuß, und Rukua, der erste Diener des Doktors, ein überaus treuer und guter Kerl, wälzt sich in seinem Blut. Er hatte, bummelig wie immer, sein Gewehr geladen und gespannt gegen einen Baum gestellt, es war umgefallen und losgegangen. Die Kugel ist ihm dicht neben dem Rückgrat in den Rücken gedrungen und unter der rechten Achselhöhle wieder hinausgefahren. Er lebt noch über eine Stunde, aber bei jedem Atemzuge schießt das Blut aus beiden Löchern, und sein riesiger Körper zuckt krampfhaft. Ich lege ihm einen Verband an, schneide ihn aber wieder ab, da er ihm Schmerzen verursacht. Dem armen Kerl ist nicht mehr zu helfen. Sein Grab liegt unter einem schattigen Baum, und ein kleiner Steinhügel ziert dasselbe.

Nachmittags erscheint Kamanjiro in violettem Kaftan und blauen Goldgestickten; er stellt uns seinen alten Vater vor, der hier in der Nähe wohnt, und der mit Tüchern und Kleinigkeiten reichlich beschenkt wird.

21. Februar. An der Grant-Bay.

Um $^1/_2$7 Uhr Aufbruch. Strammer Marsch über hügeliges Gelände, einmal durch eine mit Urwald bedeckte, sumpfige Niederung nach

Süd-Südwest. Um 11 Uhr lagern wir in einem Bananenwalde, zu unseren Füßen die malerische Grant-Bay und weiter hinaus die unendliche Fläche des Nyanza. Boten von Muanga treffen ein; er wünscht, daß wir zu Fuß nach Mengo marschieren, wahrscheinlich um vor seinem Volk mit uns zu prunken. Er verspricht aber, uns per Boot nach Usfukuma am Südufer des Sees zu befördern. All right! Graue Papageien scheinen hier seltener zu sein, als in Usoga; gestern habe ich gar keine, heute nur zwei gesehen.

Muanga hat auch einen Kisuahelidolmetscher mitgeschickt, dessen Name Mika vom Doktor in Mikusch umgewandelt wird. Nachts werde ich mehrfach durch fliegende Hunde gestört, die durch die offene Zelttür hereinkommen.

22. Februar. Tschioragoma.

Schon vor 6 Uhr Aufbruch, da uns der Wegeführer einen Marsch bis gegen 3 Uhr in Aussicht gestellt hat. Wir greifen denn auch höllisch aus, voran das Orchester und Selek, ein riesiger Msukumaträger, der Jugendfreund des armen Rukua, mit der Fahne. Die Sonne brennt bald niederträchtig, nur selten bringt ein Luftzug vom See uns Kühlung. Wir marschieren auf dem Kamm des Höhenzuges, der am Nordufer entlangläuft, und haben häufig anmutige Blicke auf den glänzenden Wasserspiegel, seine teilweise bewaldeten Ufer und die Inseln, die in ununterbrochener Reihenfolge vorgelagert sind. Einmal passieren wir eine dicht mit Palmen bestandene, sumpfige Niederung, über deren schmutzigsten Teil ich auf den Schultern zweier stämmiger Waganda hinüberschwebe. Gegen $^1/_2$12 Uhr bereits sind wir am Ziel, zu meiner nicht gerade unangenehmen Überraschung. Zwischen 11 und 12 Uhr gewittert es etwas, kein Regen. Bis jetzt ist von Pest, Pocken und Hungersnot noch nicht viel zu sehen; zu essen gibt's allerdings nur wenig.

Kamanjiro scheint über den heutigen strammen Marsch ungehalten zu sein; er äußert dem Doktor gegenüber in hochmütigem Ton, er wünsche nun, drei Tage zu ruhen. Damit kommt er aber schlecht an. Der Doktor antwortet ihm, seinetwegen könne er drei Jahre hier liegen bleiben, wir würden aber morgen weiter marschieren. Da er seinen Zorn in lautem Schimpfen Luft macht, schreibt der Doktor einen Brief an den Kabaka und ersucht Kamanjiro, denselben besorgen zu wollen. Er mault und nimmt uns sein Orchester weg, schickt es aber leider bald wieder und erscheint nachmittags selber in vollem Staat und mit einem Ochsen und zwei Ziegen als Geschenk. Das Christentum hat in Uganda große Fortschritte gemacht; jeden Tag kommen

Dutzende von „Brüdern und Schwestern“, wie sie sich selber nennen, um guten Tag zu sagen. Ich habe einige ganz niedliche Schwestern in Uganda.

In der Nacht starkes Gewitter und heftiger Regen; die Donnerschläge, die sich mit auffallender Regelmäßigkeit folgen, sind merkwürdig kurz und abgebrochen. Der Regen fällt schußweise, in der einen Minute stürzen wahre Gießbäche vom Himmel, in der nächsten nicht ein Tropfen.

23. Februar. Bei Katente.

Schon vor 6 Uhr Aufbruch. Der Morgen ist kühl und nebelig, der Himmel bedeckt, nur sporadisch bricht die Sonne für einige Minuten durch. Der Weg führt heute nach Nordwest; den Nyanza bekommen wir nicht zu sehen, mehrere Hügelketten lagern zwischen uns und ihm. Überhaupt ist das Gelände bergig, und nur auf kurze Strecken eben, sonst geht's immer bergauf, bergab durch sumpfige Niederungen mit geradezu wahnsinniger Vegetation und über Höhen, die mit mannshohem, hartem Grase bestanden sind. Bananenwälder sind selten; Usoga ist intensiver kultiviert, wenigstens in dem von uns durchwanderten Teil. Gegen 12 Uhr erst langen wir bei Katente an; Kamanjiro, der noch immer mault und getrennt von uns marschiert, wird schön schimpfen. Um 10 Uhr hatten wir ein leichtes Gewitter ohne Regen, jetzt (1 Uhr) gießt es in Strömen. Kamanjiro hat in seiner Angst vor dem Kabaka den gestrigen Brief unterschlagen und zeigt sich nicht, Marco wird wieder in Gnaden aufgenommen. Als ich im Zelt Toilette zum Diner mache, sitzt er bei mir, und als er mich ein Chininplättchen nehmen sieht, bittet er auch um eins. Er kann, wie ein Kind, nichts sehen, ohne es auch gleich haben zu wollen. Diesmal erfülle ich seine Bitte mit Vergnügen und gebe ihm außerdem noch den Rat, das Ding tüchtig zu zerbeißen. Seine verzweifelten Grimassen belustigen mich ungeheuer.

24. Februar. Bei Kigogorro.

Um $^3/_4$6 Uhr Abmarsch. Das Gelände trägt im wesentlichen denselben Charakter, wie in den letzten Tagen, nur werden die Bananenwälder wieder etwas häufiger. Einen Kilometer weit müssen wir durch knietiefes Wasser, zu beiden Seiten großartige Waldtableaus.

Man sieht es dem Lande doch an, daß hier drei Jahre lang Brand, Mord und Verwüstung geherrscht haben; die Plantagen sind furchtbar verwildert; über stundenweite Strecken sieht man die Spuren des Feuers, kahle, schwarze Bäume, versengte Palmen, dicke Aschenlagen auf der Erde, zerstörte Hütten, und nicht selten am Wege ein

menschliches Skelett, oder einen halbverwesten Leichnam, der pestilenzialische Gerüche aushaucht. Brrr! Ein scheußlicher Anblick. Auf dem halben Wege treffen wir Kamanjiro, der einen kürzeren Seitenpfad marschiert ist. Alles Übel der letzten Tage scheint vergessen. Unter dem Donnern der Pauken, dem Gekreisch der Pfeifen stürzt er auf den Doktor zu und schließt ihn inbrünstig in seine Arme.

Gegen 12 Uhr lagern wir in einem Bananenwald.

Nachmittags schreibt der Doktor kurz an Mr. Gordon, einen der englischen Missionare, um ihn von unserer Ankunft zu unterrichten. Eigentümlich ist die Art, wie sich zwei Waganda, die sich begegnen, begrüßen:

A. „Ottianno (wörtlich: Fehlt dir etwas?). B. „Hm". A. „Hm". B. „Hm". A. „Hm". B. „Ottianno". A. „Hm". B. „Hm". A. „Hm" usw. mit Grazie in infinitum, ab und zu wieder ein Ottianno dazwischen.

25. Februar. Bei Kisalloſallo.

Um $^3/_4$ 6 Uhr Abmarsch. Schwerenot! war das heute ein Marsch. Während der Doktor, der mit Marco vorangegangen ist, schon um $^1/_2$ 11 Uhr anlangt, turne ich mit den Trägern bis 2 Uhr im Lande herum. Unsere Wegeführer verlieren in ihrem eigenen Lande den Weg und schleppen uns mit durch Wälder, Berge, Sümpfe — Gott weiß was alles. Die Passage durch den einen Sumpf ist geradezu lebensgefährlich; alle Augenblicke verschwindet ein Träger bis unter die Arme in dem zähen, stinkenden Schlamm und muß mit Mühe wieder herausgehißt werden. Dazu brennt die Sonne wie höllisches Feuer, die hohen Papyrusstauden lassen kein Lüftchen heran. Eine richtige Fieberhöhle. Die sonstige Gegend trägt auch nicht dazu bei, meine Laune zu verbessern, die sehr lieblich ist: je näher man der Hauptstadt kommt, um so schrecklicher ist das Land verwüstet, alles verbrannt und verwildert, kein lebendes Wesen unterbricht die Todesstille, überall grinsen Schädel und bleichen Gebeine, die stummen Zeugen von Mord und Greueln. Nur in dem einen Urwald ist's schön, durch das dichte, saftige Unterholz hat die Flamme nicht dringen können. Hier flöten und kreischen die Vögel, der abenteuerliche Nashornvogel klagt wie ein kleines Kind oder fliegt mit sausendem Geräusch über unseren Köpfen dahin. Von den Gipfeln der Bäume glänzt das silberweiße Fell des Kolobusaffen; ein Schimpanse sucht das Weite in halsbrecherischen Sprüngen von Baum zu Baum, und da, wo die Sonne durch das dichte Gewirr von Geäst, Ranken und Blättern sich hindurchzustehlen vermag und zitternde, goldige Kugeln

auf den grünen, feuchten Waldboden malt, gaukeln Falter und Libellen. Schön gesagt, nicht wahr? Heute haben wir auch wieder den Nyanza gesehen, und morgen langen wir — insh'allah — in Mengo an. Der Doktor erhält Antwort von Mr. Gordon: Die Missionare und Muanga sind nach Mengo zurückgekehrt und bereit, uns zu empfangen. Seit sechs Monaten habe ich kein weißes Gesicht mehr gesehen als das des Doktors, das ich schon auswendig weiß.

26. Februar. Bei Mengo, der Hauptstadt von Uganda.

Gegen 6 Uhr Aufbruch. Auf breiten, jetzt sehr verwilderten Wegen, zu beiden Seiten Bananenwälder oder verbrannte Felder, ziehen wir der Residenz Muangas zu, hügelauf und -ab. Auf einem Hügel rechts von uns liegt das Grabmal des mächtigen Kabaka Mtesa, ein riesiger aus Holz und Bambus erbauter Kegel. Das Monument ist von beiden Parteien geschont worden. Ein großer Volkshaufe, der sich auf Schritt und Tritt vermehrt, gibt uns das Geleit bis in die für unser Lager bestimmte Bananenplantage. Kaum sind die Zelte fertig und hat man sich etwas restauriert, so erscheint ein Bote von Muanga: wir möchten doch gleich zu ihm kommen, fünf Minuten später wieder einer und so fort. Das ist eine Höflichkeit, er will dadurch seine Ungeduld ausdrücken, uns zu sehen. Mit sechs Somali, Sadiki und Mku in ihren Prachtgewändern und Selek mit der Fahne machen wir uns auf den Weg. Eine ungeheuere Menschenmenge begleitet uns mit Gesang, Flöten und Pauken. Die Sache stimmt heute etwas besser als sonst und hört sich ganz melodisch an. Wohl 20 m breit ist der Weg, der den Hügel hinaufführt, auf dem die „Hofburg" liegt. Durch die Pforte eines mehrere Meter hohen, sauberen Rohrzaunes treten wir in das Innere von Muangas Domizil, doch er ist noch nicht zu sehen. Der ganze Platz um des Königs Hütte ist mit Askari angefüllt, mehrere Hundert Mann mit Flinten. Phantastisch aufgeputzte Diener, einer im schwarzen, goldgestickten Frack und roten Hosen, stürzen in größter Wichtigkeit hierhin und dorthin und machen eine Gasse für uns bis zu der Königshütte. Diese ist nicht viel größer wie die anderen, allerdings nur ein Notbehelf, da sein großer Palast abgebrannt ist. Wir haben noch einige Minuten zu warten und dann läßt Muanga bitten. Die Soldaten präsentieren, die Pauken donnern, schmetternde Fanfaren ertönen von einer europäischen Trompete, die nicht übel geblasen wird, dazwischen Wirbel auf einer europäischen Trommel — wir treten durch den niedrigen Eingang der Hütte und stehen vor dem „Bluthund Muanga", der noch vor wenigen Jahren viele Hundert Christen hat verbrennen und hinmartern

laſſen. Eine imponierende Erſcheinung über Mittelgröße, breitſchulterig und proportioniert. Auf dem kräftigen Halſe ſitzt mit großer Anmut der Kopf, das Geſicht hat einen angenehmen Ausdruck. Nichts von Grauſamkeit und Blutdurſt, ſondern Ernſt und Freundlichkeit. Die Züge ſind etwas grob, aber wohlgeformt, der Mund voll der herrlichſten Zähne, die ich je geſehen, die Naſe etwas breit, aber nicht aufgeſtülpt, die Augen groß und glänzend und das Ohr klein und zierlich. Die Geſichtsfarbe iſt ziemlich hell, etwa wie Bronze, ein kurzgehaltener Backenbart umrahmt das Ganze. Da wir frühzeitig und etwas unerwartet gekommen ſind, ſo iſt er nicht im Staat, ſondern im Hauskoſtüm: Langes, weißes Hemd, weißer Turban und ein grauſeidenes europäiſches Jackett: alles ſauber und gut ſitzend. Er tritt uns entgegen und ſchüttelt uns die Hand, weiſt uns Plätze zum Sitzen an und kehrt dann auf ſeinen „Thron“ zurück, einen etwas erhöhten Seſſel. Vor dieſem liegt ein dicker Teppich ausgebreitet und zu beiden Seiten knien ſeine Günſtlinge und Würdenträger, an ſeiner linken Seite der Katik-kiro, der Premierminiſter und Chef der Proteſtanten, während Muanga ſelbſt der der Katholiken iſt. Auf den Teppich vor dem Könige zu treten, iſt ein mit Todesſtrafe bedrohtes Verbrechen. An ſeiner rechten Seite lehnt, im ſchwarzen Talar und roten Torbuſch, mit liſtigem Fuchsgeſicht und höflichen Gebärden, P. Lourdel wie Mephiſtopheles hinter Fauſt. Bald erſcheinen auch die engliſchen Miſſionare, Mr. Gordon und Walker, denen man es wahrlich anſieht, daß ſie durch den Aufſtand in Oſtafrika ſeit vielen Monaten europäiſcher Stoffe uſw. entbehren müſſen. Lourdel dolmetſcht, da der Kabaka des Kiſuaheli nur unvollkommen mächtig iſt; die Unterhaltung beſchränkt ſich aber nur auf viele höfliche Phraſen. Viel Spaß macht es mir zu ſehen, wie Kamanjiro ſich auf Händen und Füßen an Muanga gewiſſermaßen heranpürſcht. Unter dem Lärm der Inſtrumente und geleitet von den Miſſionaren ziehen wir wieder heim, um im großen Zelt gemütlich eine Taſſe Tee zu trinken und etwas zu konverſieren. Die Engländer laden uns zu 4 Uhr ein, um „something hot“ bei ihnen zu nehmen. Wir ſagen erfreut zu, obgleich wir ohne Befriedigung vernehmen, daß die beiden Gentlemen „tea totalers“ ſind, die bekanntlich den Genuß von Spirituoſen irgendwelcher Art für eine an Gottesläſterung grenzende Frivolität halten. Adieu Kognak, lebewohl Rotwein! Wir hatten uns ſo darauf gefreut. Das „something hot“ war auch nicht gerade zum Totlachen, geſchmorte Hammelkeule habe ich ſchon eher mal gegeſſen — aber ein Schuft gibt mehr als er hat. Der Kabaka läßt uns ſeinen Wunſch übermitteln, wir

möchten doch vier Monate bei ihm bleiben. „Nein, das höchste ist ein halber Monat, und dann wollen wir Boote nach Ussukuma haben.“ Diese Antwort wird ihm übermittelt und zugleich die Aussicht, alles Pulver, das wir entbehren können, als Geschenk zu erhalten. Für morgen um $^1/_2$9 Uhr wird eine Audienz anberaumt, in der diese Sachen ausgetragen werden sollen.

Mengo liegt nicht, wie auf der Perthesschen Karte angegeben ist, hart am See, sondern etwa zwei Stunden davon entfernt. Rubaga, die Residenz Mtesas, liegt dicht bei Mengo.

27. Februar. Ebendaselbst.

Um 8 Uhr stehe ich auf, um $^1/_2$9 Uhr gehen wir frisch gewaschen und gekämmt zu Sr. bluthündischen Majestät, der wir unsere beiden noch übrigen Lasten Pulver und eine schöne Repetierflinte mit 36 Patronen zum Geschenk machen. Die Szenerie und der ganze Trara sind genau wie gestern. Der Franzose und die englishmen sind auch da, ersterer vermittelt die Konversation. Nach einer halben Stunde ziehen wir wieder ab, nachdem der Doktor den Kabaka für den Nachmittag um eine Audienz mit Ausschluß der Öffentlichkeit gebeten hat, die allergnädigst zu gewähren geruht wird. Mr. Gordon erzählt mir interessante Sachen über Muanga, die allerdings wenig dem ersten günstigen Eindruck entsprechen. Früher ein tapferer Jüngling, ist er, seitdem er den Thron bestiegen hat, im höchsten Grade feige, flüchtet bei der geringsten Gefahr auf die Inseln und hat dadurch schon mehrfach Niederlagen seiner Partei herbeigeführt. Er ist außerdem grenzenlos faul, geht keinen Schritt, sondern läßt sich tragen; eine Liebhaberei von ihm ist zu schneidern. Nur höchst selten liegt er einmal der Vogeljagd ob. Er ist nur dem Namen nach Christ und erfreut sich nach wie vor der Annehmlichkeiten eines zahlreich gefüllten Harems. Sein persönlicher Genuß geht ihm über alles, und er ist stolz auf das kleine Bäuchlein, das ihm im Dienste Baals erwachsen ist. Trotzdem ist er gänzlich in den Händen der Christen; alle seine Hauptchefs sind getauft.

Unsere Abreise wird auf den 15. März festgesetzt; bis dahin verpflichtet sich der König, genug Boote eintreiben zu lassen, was immerhin Zeit erfordert, denn seine getreuen Untertanen flüchten ihre Boote in verborgene Buchten oder ziehen sie aufs Land, wenn eine derartige Aushebung ruchbar wird.

Muanga hat sein Erstaunen ausgedrückt, daß so berühmte und grimmige Krieger wie wir keine Uniformen anhaben, sondern aussehen, wie gewöhnliche Sterbliche. Well! tun wir ihm den Gefallen und

ziehen unſere Affenjacken an für heute nachmittag. Um 3 Uhr ziehen wir los, zuerſt um dem Franzoſen — übrigens ein feiner, gewandter Mann — unſeren Gegenbeſuch zu machen. Er wohnt ziemlich weit jenſeits Mengo; ſein Haus iſt etwas ſtattlicher wie das der Engländer. Früher beſaßen die Franzoſen hier ein zweiſtöckiges Haus aus Backſteinen. P. Lourdel wartet uns mit Tee, gebackenen Bananen und — einer Schachtel Sardinen auf, die uns himmliſch ſchmecken. Père Denoit, im großen Jeſuitenhut und weißer, faltiger Kutte, erſcheint auch; auch er hat mehr weltmänniſche Manieren wie ſeine engliſchen Kollegen. Dann geht's zum König, der uns in ſeiner Privathütte ganz allein empfängt. Zu dieſer Hütte gelangt man erſt, nachdem man eine Unzahl von Hecken und Vorhöfen paſſiert hat — das reine Labyrinth.

Es wird mit flüſternder Stimme über einen Handelsvertrag beraten, welcher den Zweck hat, Uganda nicht in die Klauen der Britiſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft fallen zu laſſen und den der Doktor zu Hauſe gleich ſchriftlich aufſetzt. Er ſoll in Kiſwahili, Kiganda und Kifranſa (franzöſiſch) ausgefertigt werden. Der Franzoſe bleibt zum Abendeſſen bei uns, das Muanga durch einen Korb prächtiger Fiſche unterſtützt hat. Wir unterhalten uns ſehr flott; ich bin erſtaunt über meine franzöſiſchen Sprachkenntniſſe. Da der Doktor nicht recht wohl iſt, ſo bringe ich Monſieur allein nach Hauſe, natürlich unter ſtarker Bedeckung.

Nachmittags wurde mir ein zahmer Papagei angeboten, die es hier maſſenhaft gibt. Da der glückliche Beſitzer aber mit einem alten Wollhemd nicht zufrieden iſt, ſo wird er hinausgeſcholten und weggejagt. Ich kriege ſchon noch welche.

28. Februar. Ebendaſelbſt.

Im Verlauf des Vormittags erſcheinen die Engländer und legen es dem Doktor nahe, auch dem Katik-kiro, dem erſten Miniſter, einen Beſuch zu machen und ihm eine Kleinigkeit zu ſchenken. Infolgedeſſen gehen wir nachmittags mit ihnen hin. Er hat ſich in ähnlicher Weiſe eingeſchachtelt wie Muanga und iſt ebenfalls von einem großen Troß von Klienten umgeben. Er iſt über unſere Geſchenke ſehr erfreut. Auf dem Rückweg begegnet uns der Franzoſe, der vom König kommt und den fertigen Vertrag in der Taſche hat. Während er und der Doktor in unſer Lager gehen, um dort weiteres zu beſprechen, fordere ich die Engländer, die mißtrauiſch zu werden beginnen, zu einem kleinen Spaziergang auf und eiſe ſie glücklich los. Heute wie immer herrlicher Abend, ein Bananenwald bei Mondenſchein iſt feenhaft.

Den Engländern wird der Vertrag nicht recht sein, da sie, glaube ich, beabsichtigt haben, ihrem Heimatlande einzig und allein das Handelsmonopol für Uganda zuzuschanzen.

1. März. Ebendaselbst.

Ich habe Kopfschmerzen und bleibe zurück, als der Doktor in vollem Staat zum Könige zieht, um dort vor versammelten Würdenträgern den Vertrag zu publizieren, den ich gestern in den drei Sprachen mit einer neuen Feder und meiner schönsten Schrift kopiert habe.

2. März. Ebendaselbst.

Nichts neues vor Paris, wollte sagen Mengo. Ich zeichne einige Skizzen und faulenze sonst auf der Kitanda herum, den Carlyle studierend. Nachmittags besucht Mr. Gordon mich, dem ich einige Medikamente verehre.

3. März. Ebendaselbst.

Ich wollte, die festgesetzte Frist wäre erst vorüber, die wir hier zubringen müssen; ich fange an, mich zu langweilen, was mir sonst nie passiert. Bin sonst bei ganz vorzüglicher Gesundheit, schlafe wie ein Bär und esse wie ein Wolf. Viel Vergnügen macht mir die Unterhaltung mit meinem kleinen Hamiri, der den ganzen Tag bei mir ist und mir die Fliegen wegjagt. Er ist ein sehr intelligenter Bengel und weiß viele interessante Sachen über die Wagalla in Oddobarurova zu erzählen, bei denen er sein ganzes Leben zugebracht hat. Der schönste Teil des Tages ist für mich die Zeit nach dem Abendbrot; dann sitze ich im langen Stuhl vor dem Zelt, die Luft ist himmlisch lau und mild, Grillen und Zikaden zirpen, aus der Ferne tönt der Lärm von Pauken, Flöten und Gesang. Silbern gießt der Mond seinen milden Schein über die Bananenstauden, deren gigantische Blätter im Nachtwind rauschen und flüstern, und meine Gedanken schweifen weit hinaus über Länder und Meere, hinüber zur Heimat. Was mag man dort über mich denken!

4. März. Ebendaselbst.

Unter den Waganda sieht man nicht selten Gesichter, die von einer auffallend hellen Farbe, fast weiß sind und auch in ihrem Schnitt an die kaukasische Rasse erinnern. Diese Leute werden hier Wa-huma oder Ba-ima genannt (die Mehrzahl lebender Wesen wird im Kiganda durch das Präfix „Ba", nicht wie im Kisuaheli durch „Wa" ausgedrückt). Diese Ba-ima[1]) sollen vor langer Zeit von

[1]) Ich halte die Schreibweise des Dr. Peters (siehe „Die deutsche Emin-Paschaexpedition") nicht für richtig. Er schreibt nämlich „Beyma".

Norden eingewandert ſein (Ba-ima heißt Leute des Nordens); wo aber ihr Heimatland gelegen hat, weiß niemand zu ſagen. Sie bilden eine Kaſte für ſich und beſchäftigen ſich ausſchließlich mit Viehzucht. Auch ihre Sprache iſt verſchieden, ſowohl vom Kiganda wie vom Kiſuaheli, welche letztere ſich ſehr ähneln und beide der großen Kategorie der Bantuſprachen angehören. Zu dieſem Sprachſtamm gehören alle diejenigen Völker, bei denen die Mehrzahl des Wortes „Mann", ähnlich wie „Bantu" lautet. Bei den Zulukaffern heißt „die Leute" bantu, im Kiſuaheli „watu", im Kiganda „abanto" uſw.

5. März. Ebendaſelbſt.

Jeder Tag verläuft einförmig, ſo wie alle anderen. Jetzt ſind wir ſchon eine Woche hier; noch zehn Tage — dann bin ich hoffentlich berechtigt, das ſchöne Lied anzuſtimmen: „Wir jondelten, jondelten jondelten über den See, über den See."

6. März. Ebendaſelbſt.

Mein Aufenthalt iſt hier ſchneller zu Ende, als ich dachte, und das „Jondellied" werde ich eventuell ſchon morgen anſtimmen können. Ich erhalte nämlich vom Doktor den Auftrag, mich reiſefertig zu machen und morgen früh mit dem Djumba, dem Admiral des Königs, nach den Seſſeinſeln aufzubrechen, um dort das Eintreiben von Booten zu beſchleunigen. Wie ich mich dieſes Auftrages zufriedenſtellend entledigen ſoll, iſt mir völlig ſchleierhaft, nach allem, was ich über die dortigen Verhältniſſe erfahren habe. Einerlei! Wenigſtens wird es dort nicht ſo langweilig ſein wie hier. Die franzöſiſche Miſſion auf Seſſe hat mir Gaſtfreundſchaft angeboten, die ich natürlich mit beſtem Dank annehme.

7. März. Ebendaſelbſt.

Ich bin ganz erſtaunt, mich noch hier zu finden, hatte gehofft, heute nacht auf einer Inſel zu ſchlafen. Aber nein — da ſitze ich wieder auf meinem alten Fleck; vor, hinter, rechts, links von mir Bananen, ein wahres Wunder, daß oben und unten nicht auch welche ſind. Morgens ſtehe ich bereits um 6 Uhr auf und frühſtücke ſchleunig, da ich jeden Augenblick den „Admiral" auf der Bildfläche vermute. Alle meine Sachen ſind gepackt, mein Mundvorrat ſteht in Geſtalt von ſechs fetten Maſſaiſchafen vor mir, und ganz wichtig habe ich mir große Waſſerſtiefel angezogen. Die Träger für mein Gepäck erſcheinen, um das Zelt zuſammenzulegen. Ich komme mir faſt wie ein Verbrecher vor, als ich ihnen nach langem Schwanken ſage, damit möchten ſie doch lieber noch warten.

War doch besser so; jetzt ist es 6 Uhr abends, und vom Admiral war noch nichts zu sehen. Der Herr scheint übertrieben zurückhaltend zu sein. Mein Mundvorrat hat sich blökend entfernt, nur die hohen Stiefel sitzen noch, und das Zelt steht auch noch. Na, vielleicht ein anderes Mal.

8. März. Insel Bulingugee.

So, der Anfang wäre gemacht. Da der Djumba auch heute keine Anstalten macht, mich abzuholen, sagt mir der Doktor, ich möge allein zum König gehen, mich verabschieden und auf die „Auslieferung" des Admirals bringen. In zehn Minuten bin ich fertig und marschiere ab. Bei Muanga muß ich etwa eine halbe Stunde antichambrieren, was ich mit christlicher Geduld ertrage. Schließlich markiere ich Wildheit und schicke eine zweite Botschaft: Ich wünschte zu wissen, ob der Kabaka mich sehen wolle, oder nicht. Wenn ja, dann gefälligst jetzt gleich; wenn nicht — auch gut, so würde ich meiner Wege gehen. Es wäre nicht die Sitte eines Deutschen, stundenlang vor einer Türe zu stehen, selbst wenn der König von Uganda dahinter säße. Alle Höflinge und Pagen sind starr vor Entsetzen, aber die Wirkung ist durchschlagend. In der nächsten Minute bin ich beim König, treffe dort den Djumba, lege sofort Beschlag auf diesen und verabschiede mich. Ich sage dem König, wenn ich in Ulaya (Europa) mal nichts mehr zu tun hätte, so würde ich zu ihm als Generalissimus kommen, wenn er mich haben wollte. Er ist einverstanden, wir schütteln uns die Hand, und ich schwimme ab mit dem Djumba im Schlepptau. Wir verabschieden uns selbander noch beim Katik-kiro und marschieren dann nach dem See, den wir nach zweistündigem Marsch durch herrliche Natur erreichen. Einige Boote liegen dort und werden sofort beschlagnahmt. Es ist mittlerweile 4 Uhr geworden, und der Djumba weigert sich, heute noch abzufahren. Ich rede ihm gut zu, ich bitte — nützt nichts. Ich werde grob — nützt auch nichts. Endlich reißt mir die Geduld, ich habe mich ja gestern schon den ganzen Tag über den Kerl geärgert — ein furchtbarer Backenstreich saust auf die rechte Wange des Admirals — ich bin links —, so daß er in die Arme der Seinigen zurücktaumelt. In zehn Minuten schwimmen wir auf dem Wasser und machen nach kurzer Fahrt auf der naheliegenden Insel Bulingugee Halt. Den Djumba, der in seinem bordeauroten goldgestickten Kaftan ganz traurig hinter mir auf der Ruderbank sitzt, versöhne ich durch das Versprechen, er solle von dem Hammel, den ich heute schlachten lasse, ein ganzes Hinterbein haben. Das Lager wird aufgeschlagen, der Hammel geschlachtet, das eine Hinterbein

wandert zum Admiral, und um 1/2 7 Uhr sitze ich endlich mit einem Seufzer der Befriedigung vor einem Teller Hammelsuppe, die ich selber gekocht habe, und die mein erstes und letztes Essen für heute ausmacht. In der Nacht Sturm, Gewitter und Regen.

9. März. Auf dem Nyanza. Insel Mfoh.

Da der See wegen des nächtlichen Ungewitters hohe Wellen schlägt, so läßt mir der Djumba sagen, daß wir frühestens um 10 Uhr aufbrechen könnten. Ich benutze diese Zeit, um die Schatzkammer Muangas in Augenschein zu nehmen, die sich auf dieser Insel befindet. Wirkliche Schätze sind nicht darin, aber eine Unmasse von Prachtgewändern, Halsbändern, Spiegeln, kostbaren Waffen usw. Um 12 Uhr etwa stechen wir mit einem großen (25 Ruderer) und einem kleinen (10 Ruderer) Boot in See. Zuerst werden wir tüchtig naß, denn die Wellen gehen immer noch ziemlich hoch. Bald aber wird das Wetter schön, und der Wasserspiegel glättet sich immer mehr, bis er gegen Abend einem wirklichen Spiegel gleicht. Es ist überwältigend schön! Größere und kleinere Inseln heben sich nach und nach hinter dem Horizont empor, von den Strahlen der untergehenden Sonne goldig umsäumt. Zuerst erscheinen die Wipfel der Palmen, dann sieht man scheinbar in der Luft schwebende Baumgruppen und schließlich die ganze Insel hoch in der Luft über dem Wasser schwebend. Wenn Böcklin oder ein ähnlicher Maler einmal eine passende Vorlage für „die Inseln der Seligen" haben will, so fahre er nur auf dem Nyanza spazieren, da findet er genug.

Himmel und Wasser erglänzen in Purpur und Gold, wie flüssiges Metall, als die Sonne im Westen versinkt, dann werden die Farbentöne zarter, ein lichtes Rosenrot und ein dünnes Gelb sind wie gewöhnlich die letzten Stufen in dem großartigen Schauspiel einer tropischen Abenddämmerung. Graue Nebelschatten ziehen sich zusammen, sie bringen Fieber und Krankheit; unheimlich tönt aus der Luft der rauhe Schrei der Möwen, und aus der Ferne hört man das Schnaufen und Blasen der Flußpferde. Um 8 Uhr landen wir auf der Insel Mfoh und suchen in einigen verlassenen Hütten Unterkunft. Das ist nun nichts für meines Vaters Sohn; Legionen von Flöhen und anderem sechsbeinigen Ungeziefer, das weniger brünett und lange nicht so behende ist, führen dort ihr Dasein. Du brauchst nur einen Schritt in eine solche Hütte zu tun und du bist buchstäblich von ihnen bedeckt. Ich habe mir wohl 50 abgesammelt und habe sicherlich noch ebenso viele an mir. Derjenige, der diese Insel getauft hat, hat einen orthographischen Fehler gemacht, er hätte sie statt Mfoh — Mfloh

nennen müssen. Das Boot, in dem meine Leute und meine Sachen sind, ist weit zurück; Hamiri, der bei mir ist, hat starkes Fieber, und so muß ich mir denn mein Abendbrot wieder selber kochen. Etwas Fleisch von gestern ist noch da, und bald habe ich eine kräftige Hammelsuppe vor mir stehen, während eine Hammelkeule am Feuer aufgespießt ist, um zu dörren und Mundvorrat für morgen zu geben. Kaffee und geröstete Bananen bilden den Schluß. Gegen 10 Uhr kommt das Boot an, mein Zelt wird aufgeschlagen, und bald liege ich, von dem Rauschen des Riesensees eingelullt, in tiefem Schlaf.

10. März. Auf dem Nyanza. Insel Buw.

Um 8 Uhr brechen wir auf bei herrlichstem Wetter. Wie ist es schön! Als die Sonne höher steigt, wird es aber grimmig heiß. Der untere Teil meines Gesichts, der gegen die vom Wasser nach oben abgeworfenen Sonnenstrahlen nicht geschützt ist, verbrennt vollständig. Meine Lippen sind eine einzige große Blase, und ich wage kaum, beim Waschen abends mit dem Schwamm auf die Haut zu kommen, die krebsrot ist und bei der geringsten Berührung schmerzt. Meine Nasenspitze besonders macht mir Kummer; sie glüht wie ein Karfunkel und schmerzt, als ob sie mit Kienöl eingerieben wäre.

„Gegen 11 Uhr hat sich ein grauweliger Sturm erhebt, und die Bülgen haben man immer so über das Schipp geslagen.“ So schreibt Paul Groterjahn in seinem Dagebuch (vgl. Fritz Reuter), und ich schließe mich ihm an. Das Wetter wechselt fortwährend auf dem Nyanza; in einem Nu ist der Himmel tintenfarbig, Blitze zucken und der Donner rollt unaufhörlich. Ich werde durchnaß und bin froh, als wir um 2 Uhr auf der Insel Buw landen. Das andere Boot ist wieder weit zurück und hat während des Sturmes bei einer kleinen Insel gelegen, so daß meine Leute erst ankommen, als es schon stockfinster ist. Zu essen gibt's heute außer dem gedörrten Hammelfleisch wieder die üblichen Bananen. Nachdem Zelt und Kitanda fertig sind, gehe ich gleich schlafen, wache aber bald von einem Heidenlärm auf. Ein großer Schwarm von Wanderameisen, den gefürchteten siafu, hat die Hütte überfallen, in der meine Träger und die Schafe untergebracht sind. Letztere toben wie wahnsinnig umher und werden ins Freie gelassen, dann eilt männiglich mit großen Feuerbränden zur Bekämpfung des bösen Feindes herbei, der nach zweistündiger Arbeit vernichtet ist. Meine Decken wimmeln von Flöhen, die Kitandarua (Moskitonetz) hält nicht dicht, und Moskitos umschwärmen mich in Menge. Dieser infame Ton! Die Engländer haben wirklich einmal recht, wenn sie sagen: „Take my blood, that's your right, but for-

devil's sake don't sing". Hamiri ist sehr krank, der arme Kerl, ich habe ihm tüchtig Chinin gegeben. Heute beobachtete ich eine merkwürdige Art von Schlangenhalsvögeln; die Bestien schwimmen mit dem ganzen Leib unter Wasser, nur Hals und Kopf sind zu sehen. Außerdem alle möglichen Sorten von Reihern, Störchen usw.: schwarze, weiße, graue, braune, blaue — alles auf Lager. Auch graue Papageien und Krokodile.

11. März. Auf dem Nyanza. Insel Sesse.

Gegen 9 Uhr brechen wir auf und landen nach etwa zweistündiger Fahrt in einem Hafen der großen Insel Sesse, um mit einem dortigen Chef Schauri wegen Booten zu machen. Nach einiger Zeit erscheint dieser und verspricht, bis morgen so viele Boote einzutreiben, als zu haben sind. Als wir gerade weiterfahren wollen, bezieht sich der Himmel, und ein fürchterliches Unwetter bricht los, wie ich es noch nie erlebt habe. Der Sturm wächst zum heulenden Orkan und verwandelt den See in eine kochende Gischtmasse, dazu Donnerschläge — als ob Himmel und Erde bersten wollten. Wir finden gegen den Wolkenbruch Schutz in einer Felsengrotte und zünden hier ein Feuer an. Nach etwa zwei Stunden klärt sich der Himmel auf, und nachdem sich auch das Wasser etwas beruhigt hat, setzen wir unsere Fahrt fort. Um 4 Uhr landen wir in einem anderen Hafen von Sesse und haben dann noch eine Stunde stramm zu laufen, bis wir zur Missionsstation gelangen. Die Insel ist über alle Beschreibung schön. Auf der Station leben drei französische Missionare: 1. Monseigneur Livinhac, évêque de Pacando, vicaire apostolique du Nyanza; 2. Père Chantemerle, 3. ein dienender Bruder, hinter dessen Namen ich noch nicht gekommen bin. Ersterer ist auf einer Fahrt nach Uganda und schon drei Tage fort, die beiden anderen empfangen mich mit herzgewinnender Freundlichkeit. Sie räumen mir auch ein Zimmer in ihrem sehr großen und geräumigen Hause ein, das zwar aus Holz und Rohr gebaut, aber doch sehr komfortabel ist. Zum erstenmal seit acht Monaten schlafe ich wieder in einem Hause. Sie haben auch Lichte, und wir essen bei zwei Kerzen zu Abend, man fühlt sich wieder inmitten der Zivilisation. Mit der Konversation geht's nur so so, denn die messieurs sprechen etwas schnell und einen schwer verständlichen Dialekt. Wenn nur die Boote bald kommen, dann kann ich hier ein ungetrübtes Dasein führen, aber ich werde sicher noch viel Ärger dieserhalb haben. Abends lasse ich einen Hammel über die Klinge springen und steuere tüchtig zur Küche bei. P. Chantemerle schenkt mir einen grauen Papagei.

12. März. Ebendaſelbſt.

Ich bin ſchon ganz eingelebt und fühle mich wie zu Hauſe, die Konverſation wird immer flotter. Den ganzen Morgen bis zum Mittag regnet es in Strömen und den ganzen Tag bis zum Abend warte ich vergeblich auf Boote — verdammte Lügner und Spitzbuben! Ich ſchicke zum nächſten Chef und verlange als „Gaſt des Königs“ Eſſen für mich und meine Leute, das denn auch reichlich eintrifft. Dann geht eine Eſtafette an den Djumba ab, der in einiger Entfernung logiert: er hätte mich betrogen, ich wäre ſehr böſe und wünſchte ihn morgen zu ſehen. Nachmittags gehe ich mit P. Chantemerle auf Vogeljagd, und wir bringen eine ganze Anzahl eßbarer Geſchöpfe nach Hauſe. Abends gebe ich auf dem kleinen Harmonium einige Choräle zum beſten. Wenn ich doch nur bald die Boote bekäme! Morgen werde ich dem Djumba tüchtig die Hölle heizen. Hamiri bekommt ein ſtarkes Purgativ und iſt nun auf dem Wege der Beſſerung. Alle meine Decken und Kleider werden gründlich gereinigt, da ſie noch immer von Flöhen wimmeln.

13. März. Ebendaſelbſt.

Gegen 1 Uhr erſcheint der Djumba und hat, um meinen Zorn zu beſänftigen, eine Ziege mitgebracht, die gnädig angenommen und eine halbe Stunde ſpäter geſchlachtet wird. Er teilt mir mit, daß übermorgen 20 Boote abgehen würden; ich fürchte, der alte Gauner lügt wieder, aber was kann man machen. Morgen will er wiederkommen, um Briefe in Empfang zu nehmen. Ich kaufe zwei Papageien für ein altes wollenes Hemd.

14. März. Ebendaſelbſt.

Na, Gott ſei Dank, die Bootsgeſchichte ſcheint erledigt zu ſein. Abends erſcheint der Djumba und ſagt, er wolle morgen abgehen mit 30 Booten. Dann verabſchiedet er ſich und nimmt einen Brief an den Doktor mit. In der Nacht heftiger Sturm und Gewitter, letztere hat man hier faſt jeden Tag. Ein Brief von Monſeigneur kommt an, ſeine morgige Ankunft verkündend; ich muß leider wieder in mein Zelt wandern, denn das von mir bewohnte Zimmer iſt ſeines.

15. März. Ebendaſelbſt.

Morgens ziehe ich um in mein Zelt; bin ſehr gehobener Stimmung, denn der Djumba iſt wirklich unterwegs, wie ein Augenzeuge berichtet. Gegen 10 Uhr läßt ſich auf dem See Geſang von Ruderern vernehmen, und bald ſchießt ein großes Boot um die nächſte Ecke, in dem ein Europäer ſitzt — Monſeigneur. P. Chantemerle und ich gehen hinunter, um ihn zu empfangen. Er iſt eine wirklich impoſante

Erſcheinung. Ein freundliches, mildes Geſicht, dabei Züge wie aus Eiſen gehauen, bronzene Geſichtsfarbe und ein mächtiger bis auf die breite Bruſt wallender Bart. Eine weite weiße Kutte umhüllt den Körper, ein großer grauer Hut bedeckt den Kopf, und um den Hals trägt er an ſchwergoldener Kette ein mit Juwelen beſetztes Kreuz. Er iſt ein Mann von den feinſten Manieren und reizender Liebenswürdigkeit, ſchon 18 Jahre in Afrika und dennoch ein Weltmann comme il faut.

16. März. Ebendaſelbſt.

Nicht viel neues, nur erneutes Rühmen Monſeigneurs. Da hier in der Nähe maſſenweiſe Kaffee wächſt, ſo kaufe ich etwa 50 Pfund. Ich will ihn von meinen Leuten brennen und malen laſſen, damit ſie etwas zu tun haben. Der Preis beträgt vier mikono (Armlängen) Drillichſtoff, der in Europa einen Wert von höchſtens 25 Pfg. repräſentiert. In der Nacht heftiger Regen.

17. März. Ebendaſelbſt.

Ich gehe mit P. Chantemerle auf Jagd und ſchieße zwei entenartige Kreaturen, die aber ins Waſſer fallen. Ich ziehe mich aus und bringe ſie ſchwimmend ans Land. Abends ſind wir äußerſt vergnügt und lachen furchtbar. In der Nacht donnert, blitzt und wolkenbricht es.

18. März. Ebendaſelbſt.

Sadiki bekommt ſtarkes Fieber. Der Chef ſchickt mir ſechs Eier, hier eine Seltenheit. Ich mache Rührei und eſſe es heimlich mit P. Chantemerle auf, die anderen brauchen es nicht zu wiſſen. Abends große Fidelitas — nachts ſtarker Regen.

21. März. Ebendaſelbſt.

Ein Kurier nach der Küſte geht ab, ich ſchreibe einen Brief an meine Eltern.[1]) Nachher ſchieße ich zwei Papageien, deren prächtige Schwanzfedern ich ausziehe und verwahre. Nachricht trifft ein, daß der Djumba noch auf der Inſel Ulamba, eine Tagereiſe von hier, ſei und erſt ſechs oder acht Boote hätte. Dies trifft mich wie ein Donnerſchlag. Morgen fahre ich nach Ulamba, und wehe dem Djumba! Nach verſchiedenen Schwierigkeiten gelingt es mir, eine kleine Pirogue aufzutreiben; dem Chef wird unter den entſetzlichſten Drohungen: Ohren abſchneiden, Augen ausreißen (in Uganda ſehr beliebte Strafe) befohlen, für morgen früh fünf Ruderer zu ſtellen. Im Laufe des Tages Wolkenbruch und Gewitter mit pyramidalen Donnerſchlägen.

[1]) Iſt angekommen.

22. März. Auf dem Nyanza. Insel Ulamba.

Schon vor 6 Uhr erhebe ich mich und frühstücke kräftig. Fünf Eier, die mir gestern ein kleiner Junge gebracht hat, leisten anerkennenswerte Dienste. Die fünf Ruderer kommen wirklich an, und dann steige ich, von Monseigneur geleitet, in das Boot, das unangenehm klein ist und wie ein Schwamm Wasser zieht. Gedörrtes Fleisch und Bananen werden als Mundvorrat verstaut. Der Himmel ist bedeckt; das Wasser ruhig. Wir fahren an der Nordküste von Sesse entlang bis gegen 12 Uhr, einmal auf kurze Zeit durch ein Flußpferd verfolgt, die hier sehr bösartig sind. Man muß sich hüten zu schießen, sonst bekommt man die ganze Bande auf den Hals. Die Wasesse rudern wie bei einer Regatta, und bald gibt der Behemoth die Verfolgung auf. Als wir nach Norden abbiegen, um über eine weite Strecke offenen Wassers der Insel Ulamba zuzusteuern, nicke ich ein wenig ein und träume süß. Plötzlich werde ich durch einen fürchterlichen Donnerschlag geweckt. Ich fahre auf, vor mir ist der Himmel ganz heiter; ich blicke hinter mich und werde blaß, wie ich merke. Der Himmel ist schwarz wie die finstere Nacht, ich sehe durch den Krimstecher, wie sich die Palmen von Sesse wie Weidenruten biegen und da! was ist das?! Wolken und Wasser sind durch eine ungeheure Säule verbunden, um deren Fuß herum das Wasser, zu weißem Gischt gepeitscht, kocht und wirbelt. Ein eisiger Wind strömt von daher, und mit wirklichem Entsetzen bemerke ich, wie das Phänomen gerade in der Richtung auf uns marschiert. Die Küste von Ulamba ist noch über eine Stunde entfernt, eine Flucht wäre lächerlich; aber dennoch ermuntere ich die Leute, die mit vornübergebeugtem Oberkörper arbeiten, daß die Ruder dem Brechen nahe sind und das schwache Fahrzeug in allen Fugen kracht. Sadiki ist vor Angst aschgrau und flüstert mir zu: Wenn dieser böse Geist (upepo) uns faßt, dann sterben wir alle. Es kommt näher und näher, ich denke an alles mögliche. Soll ich meine Stiefel ausziehen, um besser schwimmen zu können, soll ich die Büchse umhängen und das Tagebuch einstecken? Aus diesen Schwulitäten werde ich erlöst, als die Trombe nur noch etwa 200 m entfernt ist. Mit donnerndem Platschen und Gepraffel stürzt die untere Hälfte ins Wasser, bis zu uns hinüber fliegt die Sprühe, und das kleine Fahrzeug tanzt wie eine Nußschale auf den Wogen. Die obere Hälfte hängt wie ein riesiger Rüssel vom Himmel herab, hin und herschwingend, wird allmählich immer kürzer und durchsichtiger und löst sich schließlich in Wohlgefallen auf. Bald sind wir auf Ulamba und in Sicherheit. Ich lasse den Chef

der Insel kommen und erfahre, daß der Djumba heute morgen mit 38 Booten nach Uganda abgegangen ist.

23. März. Wieder auf Sesse.

Die Nacht war höchst ungemütlich; nicht allein Flöhe und Moskitos, sondern auch Fledermäuse wetteifern darin, mich wach zu halten. Ich bin froh, als es hell wird, trinke rasch eine Tasse schwarzen Kaffee, esse ein paar geröstete Bananen und fahre ab. Ohne weitere Abenteuer treffe ich um 1 Uhr auf Sesse ein, aufs liebenswürdigste begrüßt von meinen Gastfreunden. In meinem Koffer finden sich einige Raketen, die ich abends zu allgemeinem Gaudium abbrenne.

24. März. Ebendaselbst.

Ich schieße wieder einige Pagageien, die mittags auf den Tisch kommen und ganz vorzüglich schmecken. Auch frischen Salat haben wir. Regen.

25. März. Ebendaselbst.

Da man wegen des Regens nicht hinaus kann, so sitze ich bei Monseigneur in der Stube und lasse mir über die Waganda erzählen. Er diktiert mir die Sage von Kintu, dem ersten König von Uganda, dessen Nachkommen jetzt noch regieren. Ich übersetze immer gleich ins Deutsche. Wenn der Djumba wirklich nach Uganda abgefahren ist, so muß der Doktor morgen oder übermorgen eintreffen. Einer meiner Papageien ist spurlos verschwunden, wahrscheinlich hat ihn eine wilde Katze geholt.

26. März. Ebendaselbst.

Zu Mittag brate ich einen Hahn, der mit Bananen gefüllt ist und allgemeinen Beifall findet. Über Nacht ist ein Flußpferd in unsern Bananerien gewesen und hat da schrecklich gehaust. Wieder Regen, wir sind mitten in der mazika (Regenzeit). Bei einem kleinen Lichtstummel lese ich abends noch etwas im Bett, als mir irgendein Tier am Bein hinaufkriecht. Ich lüpfe die Decke und fahre entsetzt zurück, denn ich erblicke einen Skolopender, dessen Biß sehr gefürchtet ist und schreckliche Schmerzen verursacht. Mit einer raschen Handbewegung schleudere ich den Unhold beiseite und mache ihm dann den Garaus.

27. März. Ebendaselbst.

P. Chantemerle ist plötzlich sehr krank geworden, seine Haut ist braungelb; er leidet an Hepathie. Die Stimmung ist infolgedessen sehr gedrückt. Auf den Doktor warte ich heute wieder vergeblich. Wer weiß, ob der Djumba nicht doch noch wieder Teufeleien begangen

hat; wenn der Doktor morgen auch nicht kommt, so ist das fast sicher. Um 4 Uhr gehe ich mit der Flinte und Hamiri an den Strand, setze mich auf einen Felsen und kneipe Natur, die über alle Beschreibung herrlich ist.

28. März. Ebendaselbst.

P. Chantemerle wird sterben, Monseigneur gibt keine Hoffnung. Er weiß es auch selber ganz gut, aber in Afrika wird man gleichgültig gegen den Tod.

29. März. Ebendaselbst.

Ich schicke zum Chef und lasse um einen Hahn bitten, der gebracht wird. Von diesem koche ich nur eine Tasse Bouillon, die aber wunderschön kräftig ist und bringe sie P. Chantemerle, der schon seit drei Tagen keinen Bissen gegessen hat. Er versucht zu trinken, gibt aber alles wieder von sich, der Arme. Es verbreitet sich hier das Gerücht, der Djumba sei wieder auf Ulamba und zwar auf Befehl Muangas, der den Doktor noch nicht weglassen will, weil Kabarega von Unyoro wieder Krieg angefangen hat.

Wir scheinen hier wie festgehext zu sein. Nachmittags gehe ich wieder mit Hamiri an den Strand. Eine Viehherde begegnet uns, von der sich eine Kuh abzweigt und mit gesenkten Hörnern geraden Wegs auf meinen kleinen Begleiter zustürmt. Père Chantemerle hatte mir von diesem Tier erzählt, und daß es schon zwei Kinder getötet hätte. Da meine Flinte nicht geladen ist, lasse ich sie fallen und nehme rasch ein großes Stück Treibholz, mit dem ich dem lästigen Geschöpf derartig zwischen die Hörner schlage, daß es in die Knie sinkt. Dann hat es Linderung und macht sich aus dem Staube.

Hamiri macht mich auf ein Boot aufmerksam und schreit gleich darauf: „Bana mkuba, bana mkuba na kuja!“ — Der große Herr kommt. Richtig! bald sehe ich unsere alte, liebe, zerrissene Flagge wehen, und bald darauf steigt der Doktor, von der Sonne furchtbar zugerichtet, ans Land. Wir begrüßen uns herzlich und tauschen unsere Erlebnisse aus. Er bringt allerhand tolle Nachrichten mit. Kalema soll einmal bis auf einen Tagemarsch an Mengo herangewesen sein und furchtbar im Lande gehaust haben. Die Protestanten und Katholiken wollen sich auch gegenseitig an den Kragen, und — Jackson ist auf dem Anmarsch. Er hat an den Kabaka geschrieben, er hätte den Befehl von seiner und die Sanktion der deutschen Regierung, den Dr. Carl Peters und den Leutnant von Tiedemann zu verhaften. Er fordere den König auf, uns zu arretieren und im Notfall Gewalt anzuwenden. Diese Unverschämtheit ist doch unerhört! Der Kerl hat

sich natürlich geärgert, daß der Doktor mit einer mehr wie zehnfach geringeren Mannschaft nach Uganda marschiert ist, wozu er zu feige war. Auf obige noble Weise sucht er nun seine unangenehmen Konkurrenten aus dem Wege zu schaffen. Pfui! Aber der Negerkönig zeigte anständigere Gesinnungen wie der Engländer; er hat auf den Brief gespien und ihn zerrissen. Nur mit Mühe ist es dem Doktor schließlich gelungen, wegzukommen, da der König ihn durchaus dabehalten wollte.

Als wir beim Abendbrot sitzen, trifft ein Kurier von der Küste ein, der hochinteressante Nachrichten bringt. Drei französische Missionare kommen von Usukuma nach Uganda und sind bereits in der Nähe. Der englische Missionar Mackay ist in Usambiro gestorben — das gibt der englischen Partei hier den Todesstoß. Außerdem ist Monseigneur nach Europa zurückbeordert. Diese Nachricht macht einen merkwürdigen Eindruck auf ihn. Er freut sich nicht etwa, nein, er ist traurig. Er sagt, er wäre 18 Jahre in Afrika gewesen und nun alt geworden, er wüßte gar nicht, was er in Europa anfangen sollte. Er will nun noch einmal nach Uganda, um Abschied zu nehmen, und kommt dann hinter uns her. In Niagezi, am Südufer des Sees, wollen wir auf ihn warten und dann zusammen nach der Küste marschieren.

Morgen bleiben wir noch hier, und übermorgen geht es, Glück auf, der Heimat zu. Der Doktor hat 19 Boote mitgebracht, morgen kommen noch mehrere nach.

30. März. Ebendaselbst.

Ein schöner Sonntag, wenn nur der arme Père nicht so krank wäre. Alles, was wir an Kakao und Tee entbehren können, lassen wir hier.

Es kommen noch 70 größere und kleinere Boote an, unter der Führung des „Kabaka" Munjani. Bei jeder Bootexpedition, die der Kabaka von Uganda entsendet, ernennt er einen Vertrauensmann als Führer, der während der Dauer der Expedition nicht nur alle Machtvollkommenheit des wirklichen Königs hat, sondern auch seinen Namen führt. Der Kabaka Munjani also soll sich uns anschließen und im Lande Uziba, das wir berühren, rückständigen Tribut einziehen. Der Doktor ist natürlich der Chef der ganzen Flottille. Die beiden größten Boote, zu 26 und 30 Ruderern, werden für den Doktor und mich ausgesucht. Abends sitzen wir beide noch lange nach alter Weise zusammen.

Zwölftes Kapitel.

Über den Nyanza.

31. März. Auf dem Nyanza. Bei Ba'ale.

Nach endlosen Verzögerungen gelingt es endlich dem Doktor und mir, sowie acht anderen Booten, wegzukommen. Um 10 Uhr gehen wir in See. Vorher nehme ich mit eigentümlichen Gefühlen Abschied von dem sterbenden P. Chantemerle. Vor wenigen Tagen jagten wir noch munter und fröhlich zusammen — jetzt liegt er in den letzten Zügen. Ein mattes Lächeln fliegt über seine entstellten Züge, als ich reisefertig zu ihm ins Zimmer trete. Ich knie an seinem Bette nieder und flüstere herzliche Abschiedsworte, er legt seine Hand auf meinen Kopf und murmelt kaum hörbar seinen väterlichen Segen. Ich küsse den bleichen Mund und die magere Hand des Sterbenden und gehe dann leise hinaus und an den Strand, wo ein wilder Trubel herrscht und Hunderte durcheinander wimmeln.

Als wir ins offene Wasser hinauskommen, finden wir eine schwere See vor; man könnte glauben, man sei auf dem Ozean. Gegen 3 Uhr erscheint am südwestlichen Horizont ein Segel; das kann niemand anders sein, wie die drei angekündigten Missionare. Richtig! das Segel kommt näher; bald kann man ein kutterartig getakeltes, europäisches Boot erkennen — das von Mr. Stokes — und bald liegen wir Breitseite an Breitseite.

„Wer seid Ihr?"

„Drei katholische Missionare von Usukuma nach Uganda, und Ihr?"

„Dr. Peters und die deutsche Emin Pascha-Expedition!"

„Comment Dr. Peters, vous n'êtes pas mort — an der Küste geltet ihr alle für tot."

Einer ruft mir zu, ob wir jetzt nach Hause gingen. „Natürlich, was denken Sie denn anderes, von Afrika haben wir gerade genug."

„Bon jour!"

„Bon jour!"

Bald sind wir weit auseinander und landen gegen 8 Uhr bei der Landungsstelle Ba'ale an der Westküste des Sees. Morgen bleiben wir hier, um den Rest der Flottille abzuwarten.

1. April. Auf dem Nyanza. Bei Dümo.

Da das Wetter sehr schön ist, so beschließt der Doktor, noch eine kleine Tour weiter zu fahren, und wir brechen um 12 Uhr mittags auf. Bei Sonnenuntergang landen wir bei einem verödeten Dorf, namens Dümo, essen bei Mondschein Abendbrot und sitzen noch bis 1 Uhr in heiterer und angenehmer Unterhaltung.

Hamiri ist wirklich ein gewissenhafter kleiner Kerl. Ich habe ihm befohlen, auf die Papageien acht zu geben, und er läßt sie keine Minute lang aus den Augen. Verraten sie Lust, sich unter den Bananen zu ergehen, so fragt Hamiri an, ob „rukhsa ku tombea“ — Erlaubnis zum Spazierengehen — da sei, und folgt dann seinen unbeholfen dahinstolpernden Schützlingen, wie eine Spreewälder Amme ihrem Pflegekind, wenn es gehen lernt.

2. April. Auf dem Nyanza. Bei Sangu.

Gegen 8 Uhr Aufbruch bei ruhigem Wasser und bedecktem Himmel, um 2 Uhr Ankunft bei Sangu, einem Dorf, das eine halbe Meile landeinwärts liegt.

Während der Fahrt sehe ich einen Flug von mindestens 1000 Papageien, was den Angaben Emin Paschas widerspricht, der irgendwo schreibt, sie flögen nur paarweise oder in ganz kleinen Trupps. Abends langt unter Paukenschall ein Teil des Geschwaders an.

3. April. Auf dem Nyanza. Insel Tabaliro.

Gegen 10 Uhr Aufbruch bei gutem Wetter, der Regen scheint einen Stopp gemacht zu haben. Um 2 Uhr landen wir auf der Insel Tabaliro, die zu dem aufsässigen Lande Uziba gehört. Alsbald finden sich Bewohner ein, eine ganz verrückte Gesellschaft. Die Haut ist von auffallender Schwärze; die Kleidung besteht aus Mantillen und Hüftenschürzen von langen Gräsern und Bastfasern; auch Felle, die mit den Haaren nach innen getragen werden, sind vorhanden. Eine Art Beil und zwei oder drei Wurfspeere, auch Bogen und Pfeil bilden die Bewaffnung. Die Speere haben keine Eisenspitzen, sondern sind einfach zugespitzt; trotzdem soll diese Waffe in den Händen der Waziba sehr gefährlich sein. Von Schmuck ist nichts zu bemerken, als unzählige Gewinde feinen Drahtes um die Fußknöchel. Bei den Weibern geht der Gräserrock bis auf die Füße; sie sehen wahrhaftig aus, wie wandelnde Besen. Jeder einzige trägt eine lange Tabakspfeife bei sich. Der Gesichtsschnitt hat durchaus nichts negerartiges, ist sehr wenig prognat und ähnelt mehr dem der hamitischen Völker.

Unsere Boote sind weit vorausgeeilt, und die Leute haben vor

unſerer geringen Anzahl nicht den geringſten Reſpekt. Weiße haben ſie ſchon öfter geſehen, aber immer nur Miſſionare, Männer des Friedens, die ſich viel gefallen laſſen. Wir treten natürlich in unſerer alten Weiſe auf, verlangen Eſſen uſw., und der Doktor ſagt ihnen, ſie ſollten um Gotteswillen nur ſchleunigſt den rückſtändigen Tribut an Muanga zahlen, ſonſt kriegten ſie es mit uns zu tun. Dann quartieren wir uns in einer Bananenplantage ein.

Bald wird von einem M-ziba heimlich gemeldet, ſeine Stammesgenoſſen beabſichtigten einen Überfall. Auch gut! Wir ziehen alſo wieder an den Strand, wo wir uns beſſer verteidigen können. Aber wir warten vergeblich. Um 3 Uhr erſcheint das geſamte Geſchwader, 94 Boote mit über 2000 Mann; der Donner von unzähligen Pauken dröhnt über das Waſſer in die Ohren der Waziba, die plötzlich ſehr demütig werden, Eſſen bringen und bereitwillig verſprechen, den Hongo zu zahlen. Der Strand bietet abends, mit ſeinen vielen Feuern und den dunklen, monſtröſen Formen der Boote, einen ſehenswerten Anblick.

4. April. Auf dem Nyanza. Bei Makongo (Uziba).

Den ganzen Tag über iſt der See nicht praktikabel, dreimal brechen wir das Lager ab und laufen aus, ebenſooft ſind wir gezwungen, wieder zurückzukehren und die Zelte aufzuſchlagen, denn die Hitze iſt fürchterlich. Nachmittags bricht ein ſchreckliches Ungewitter los, die Luft kühlt ſich ab, und gegen Abend haben wir herrliches Wetter. Wir nehmen einen kräftigen Imbiß und brechen um $^1/_2$9 Uhr auf[1]). Himmliſch! Der Mond ſchimmert am Himmel und im Waſſer; die Leute ſingen und rudern mit Luſt und Liebe; unſere beiden Boote ſauſen hart nebeneinander dem ganzen Schwarm voran. Um 2 Uhr landen wir an einer Stelle Makongo und ſchlagen Zelte auf. Gleich darauf entlädt ſich wieder ein furchtbares Gewitter mit Orkan und Wolkenbruch. Mein Zelt, in dem loſen Uferſand nicht gehörig angepflöckt, bricht über mir zuſammen. Draußen heult der Sturm, drinnen heule ich nach Sadiki; die Papageien fluchen und kreiſchen, die Brandung toſt und donnert, ab und zu lüftet ein Windſtoß das Zelt und peitſcht einen Guß Regen hinein. Morgens bekommen wir keinen warmen Kaffee, denn das Boot mit dem Koch iſt noch nicht da. Sadiki hat vorſichtigerweiſe einige Bananen und ein paar Hände voll gebratener Heuſchrecken mitgebracht, die ich mir ſchmecken laſſe. Dieſe

[1]) In 32 Booten. Die übrigen blieben in Uziba, um den Tribut einzutreiben.

Heuſchrecken werden in großen Maſſen gefangen, der Beine und Flügel beraubt, und dann mit Butter gebraten. Sie geben ein ausgezeichnetes Eſſen, und der Doktor und ich betrachten ſie als Leckerbiſſen. Wenn in der Bibel berichtet wird, Johannes der Täufer ſei in die Wüſte gegangen, um da Heuſchrecken und wilden Honig zu eſſen, ſo finde ich das ſehr begreiflich. Er hat gewußt, was gut ſchmeckt. Geſtern vormittag holte uns ein Brief von Monſeigneur ein; er iſt zum Supérieur des Missions d'Alger ernannt und ſoll unverweilt nach Europa zurückkommen. P. Chantemerle iſt ſeinem Leiden erlegen. Memento mori! Da der Bote gleich wieder zurückfährt, ſo gebe ich ihm folgenden Brief mit, in dem ich Mr. Jackſon meine Meinung über ſein Benehmen ſage:

To Mr. Jackson Esq. Uganda.

„On the road to Usukuma I get the somewhat amusing news, that you thought it advisable to send a letter to the king of Uganda in order to tell him that you have the intention to stop or, if necessary, to arrest Dr. Carl Peters and me. This information should nearly make me wish to return to Uganda in order to see you und your gallant men, of whom we saw some specimens in Kavirondo, to stop or arrest Dr. Peters and me. I am a Prussian officer. What you are, I don't know, and I don't care to know, people say, you are a clerk of the british east africa company. I think Dr. Peters will leave it to the public of Europe to judge about the letter you thought conform with the honour of a gentleman to adress to a king of Uganda, and I myself may perhaps have at a more convenient place a chance to make you answer personally for your conduct."

von Tiedemann.

An Mr. Jackſon Esq. Uganda.

Auf dem Wege nach Uſukuma erhalte ich die etwas beluſtigende Nachricht, daß Sie es für angezeigt gehalten haben, einen Brief an den König von Uganda zu ſchicken, um ihm mitzuteilen, daß Sie die Abſicht hätten, Dr. Peters und mich zu ſtoppen oder, wenn nötig, feſtzunehmen. Dieſe Nachricht ruft faſt den Wunſch in mir hervor, nach Uganda zurückzukehren, um zu ſehen, wie Sie und Ihre tapferen Leute, von denen wir einige Proben in Kavirondo ſahen, Dr. Peters und mich feſtnehmen würden. Ich bin ein preußiſcher Offizier. Wer Sie ſind, weiß ich nicht, und es liegt mir auch nichts daran, es zu wiſſen. Man ſagt, Sie ſeien ein Beamter der B.O.A.C. Ich glaube, daß Dr. Peters dem Publikum Europas die Kritik über den Brief

überlassen wird, den an den König von Uganda zu senden Sie mit der Ehre eines Gentleman vereinbar fanden, — und ich selber habe vielleicht an einem geeigneteren Platz Gelegenheit, Sie persönlich für Ihr Betragen verantwortlich zu machen. v. T.

5. April. Auf dem Nyanza. Bei Bukoba (Uziba).

Um 9 Uhr Aufbruch bei ziemlich unruhigem Wasser; ich bekomme fortwährend Spritzwellen. Nach wenig mehr als zwei Stunden landen wir bei Bukoba, in einer schönen, tiefeinschneidenden, von hohen weißen Felsen und Feigenbäumen umsäumten Bucht. Die Bewohner sind wieder Waziba, ebenso kostümiert wie die gestrigen. Sie sind harmlos, aber aufdringlich und neugierig wie die Affen. Als ich, einem Naturbedürfnis Folge gebend, hinter einen Busch gehe, folgt mir eine ganze Schaar — Männlein und Weiblein —, stehen wie bei einer Feierlichkeit ernst und würdig um mich herum und sehen zu. Abends schickt der Häuptling sehr gutes Heshima: Ziegen, Eier, Hühner, Tembo, Heuschrecken, und verspricht für morgen zwei Ochsen; der Doktor revanchiert sich dementsprechend. Abends sitzen wir noch lange auf und lassen die Ereignisse der Expedition vor unserem geistigen Auge Revue passieren. Die Zeiten, in denen wir abgeschlossen hatten mit dem Leben, sind längst vorbei, und wir hoffen ganz sicher, wieder an die Küste zu kommen.

6. April. Ebendaselbst.

Wir bleiben liegen, um Essen einzusammeln, das auf den jetzt folgenden Stationen spärlich sein soll. Der Häuptling schickt drei Ochsen und eine Menge Heuschrecken und Bananen. Die Ochsen werden gleich geschlachtet und unter die Kerls verteilt.

7. April. Auf dem Nyanza. Insel Bumbid-deh I.

Den ganzen Vormittag strömt und stürmt es, so daß an ein Auslaufen nicht zu denken ist. Gegen 1 Uhr wird es schön; wir brechen auf und landen um 9 Uhr auf der Insel Bumbid-deh, nicht Bumbire, wie Stanley sagt. Er verlebte auf dieser Insel einen „Schreckenstag", wurde von den Eingeborenen an den Ohren gerissen und beinahe totgeschlagen. Oft habe ich als Knabe in seinem Buch „Durch den dunklen Erdteil" die Beschreibung davon gelesen; augenblicklich sitze ich selber auf dem Platz, oder doch nicht weit davon, wo sich all das zugetragen hat. Von Eingeborenen ist nichts zu hören und zu sehen, sie haben sich schleunigst aus dem Staube gemacht.

8. April. Auf dem Nyanza. Insel Bumbid-deh II.

Um $^1/_2$2 Uhr laufen wir aus und landen bei Sonnenuntergang in einer kleinen Bucht der Insel Bumbid-deh II. Schlechter Lager-

platz, eng und steil; trotzdem verleben wir einen sehr gemütlichen Abend. Ein Flußpferd faucht und grunzt ganz in der Nähe, ärgert sich über die Boote.

9. April. Auf dem Nyanza. Insel Soswa.

In der Nacht Gewitter und Regen, morgens ist das Wetter noch trübe. Um 10 Uhr wird es besser und um 11 Uhr laufen wir aus. Die nächste Station, Insel Rubili, bei der wir um ½4 Uhr anlangen, wird ausgelassen, und die Bootsleute erhalten den Befehl, nach Osten abzubiegen, um der nächsten Station, der Inselgruppe Soswa, zuzusteuern. Daran liegt ihnen natürlich nicht viel, sie werden mürrisch und störrig und hören auf zu rudern. Da einige liebreiche Ermahnungen meinerseits nichts nutzen, so bewaffne ich mich schließlich mit einem Scheit Holz, das vorne im Boot liegt, und teile damit einige Prügel aus. Einer der Betroffenen, ein großer wildblickender Seffemann, hat den humoristischen Einfall, Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen. Er hebt das Ruder gegen mich — Sadiki schreit starr vor Entrüstung: „Allah!" Die nächste Folge ist, daß der trutzige Held unter die Ruderbank fällt. Das hilft etwas, aber es ist mit dem Rudern heute nichts Genaues. Bald versinkt die Sonne hinter uns in leuchtenden Farben und die Schatten der Nacht lagern sich über dem See. Die Sterne schimmern in stiller Pracht, zu unserer Rechten strahlt das südliche Kreuz, und im Norden steht ein guter, alter Bekannter, der große Bär. Um ½11 Uhr landen wir an einer der Soswainseln, und nach einigen Mühseligkeiten und wieder einmal aufgeschreckt durch Gewitter und Wolkenbruch, liege ich in tiefem Schlaf.

10. April. Auf dem Nyanza. Insel Bandelundo.

Um 10 Uhr brechen wir bei schönstem Wetter und grausamer Hitze auf. Ich trage unter meinem Sonnenhelm noch eine rote Filzmütze und darüber einen doppelten Schleier aus Drillichzeug; ohne diese Vorsichtsmaßregeln dürfte man schwerlich einem Sonnenstich entgehen. An Refuge-Island vorbei, einer langgestreckten, öden Insel mit gelben Sandfeldern und mächtigen, blendend weißen Steinblöcken, geht die Fahrt bis zu einem kleinen Hafen der Insel Bandelundo, wo wir um 3 Uhr anlangen. Uns vis-à-vis, nicht allzu fern, sehen wir das Land Usinja, Ussukama benachbart und Uganda zinspflichtig, wenn ich nicht irre. Die Natur auf Bandelundo ist wirklich paradiesisch: dunkle romantische Felsgrotten, groteske Steinblöcke, bewachsen mit mächtigen Farren, üppigen Moospflanzen und bevölkert von schillernden Eidechsen. Dazwischen hochragende Bäume mit mächtiger

Krone, ein dichtes Netz von Lianen, märchenhafte Vögel, feuchter Modergeruch; Gedanken an Schlangen und Paul und Virginie, im Hintergrunde geheimnisvolles Walddunkel, schwarz wie finstere Nacht. Dies zauberische Eiland ist gänzlich unbewohnt. Merkwürdigerweise sind auch keine Moskitos da, die sonst einen „prickelnden" Beigeschmack derartiger Szenerien zu bilden pflegen.

Gegen Abend kommt ein Sturm mit Donner und Blitz aus Westen herangesaust; das Getöse der gegen die Felsen donnernden Brandung, das Rauschen und Brausen in den gigantischen Baumkronen sind meine Nachtmusik.

11. April. Auf dem Nyanza. Insel Kuru.

Um 8 Uhr Aufbruch bei leidlichem Wetter, um 12 Uhr Ankunft auf der Insel Kuru. Öder Tag, da kein Essen mehr da ist, wir müssen morgen in Niagezi ankommen, sonst wird's faul.

12. April. Auf dem Nyanza. In Niagezi.

Wir laufen um 8 Uhr bei starkem Seegange aus. Die Fahrt ist langweilig und ärgerlich, da man unausgesetzt die Bootsleute antreiben muß. Nach neunstündiger Fahrt schwenken wir in den Smithsund nach Süden ein und landen zwei Stunden später bei der Missionsstation Niagezi, einem stattlichen Etablissement. Der Superieur Monseigneur Hirth, von Geburt ein Elsässer, Père Gouillaud und ein dienender Bruder empfangen uns. Zuerst etwas vorsichtig in ihrem Benehmen, werden die Herren, nachdem sie Mgr. Livinhacs Briefe gelesen, äußerst liebenswürdig, regalieren uns mit Wein und räumen uns Zimmer ein in ihrem großen, schönen Hause, das aus Backsteinen gebaut und blitzblank geweißt ist. Beim Abendbrot harren unserer allerlei Überraschungen. Wir erblicken europäische Gemüse, einen schönen frischen Käse und — mein wirklich nicht allzu sensibles Herz floß beinahe über vor Rührung und Dankbarkeit — ein Brot, ein Schrotbrot aus europäischem Getreide gebacken. Niemand, der es nicht selber durchgemacht hat, kann sich denken, wie sehr man das Brot entbehrt. Ich hätte alle Leckerbissen stehen lassen für ein einziges Stück trockenen Brotes; wir haben zehn Monate lang kein Brot mehr gesehen. Père Gouillaud ist ein fixer Kerl, er hat das Haus gebaut, er hat Käse und Brot bereitet und die Gemüse gezüchtet; und nach dem Essen gibt es einen vorzüglichen, aus Bananen destillierten Schnaps, von ihm selbst erfunden. Abends komme ich lange nicht zum Einschlafen, sehe mir immer wieder die Steinmauern meines Zimmers an und „kann's nicht fassen, nicht glauben".

Dreizehntes Kapitel.

Durch Unjamwesi und Ugogo nach Mpwapwa und zu Emin Pascha.

13. April. In Niagezi.

P. Gouillaud schenkt mir einen Käfig mit zwei Papageien von einer noch unbekannten Art, glaube ich. Sie haben die Größe einer mittleren Taube; Rücken und Bauch sind dunkelblau, die Flügel olivgrün mit gelben Spitzen, das Gesicht ist rot, ebenso wie die Augen und die Füße. Sie sind sehr scheu und fürchterlich bissig. Vielleicht sind sie den Herren Ornithologen bekannt. Vorgestern ist einer meiner grauen Papageien gestorben; ich habe jetzt nur noch einen von dieser Sorte. Er ist noch ganz jung, was man an der schwarzen Iris sehen kann; bei älteren Exemplaren der Spezies psittacus erythacus ist die Iris gelb. Er ist vollständig zahm und läuft hinter mir her wie ein Hund. Er soll mit mir nach Deutschland ziehen.

14. April. In Ukumbi.

P. Gouillaud photographiert morgens unsere Karawane und gibt uns die unentwickelten Platten mit. Der Doktor beschließt, mit den Askari und einigen Trägern sein Hauptquartier in Ukumbi aufzuschlagen der größten französischen Missionsstation hierzulande, die noch etwa drei Stunden entfernt ist. Dort soll die deutsche Flagge gehißt und ein Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen werden. Ich gehe nachmittags per Boot dahin und fahre ebenfalls drei Stunden den Creek hinunter. In Ukumbi sind der Père Hauttecoeur und ein dienender Bruder, der aber schwer krank an Dysenterie daniederliegt. Mgr. Hirth wohnt im allgemeinen auch dort.

15. April. In Ukumbi.

Die beiden Träger Kapfale und Pembamoto werden mit Briefen zur Küste geschickt.[1]) Es befindet sich hier ein großes Lager von Stoffen und Tauschartikeln der verunglückten Hans Meyerschen Expedition, die Mr. Sarkes übernommen hat. Es ist immer dummes Zeug für hiesige Verhältnisse ganzlich unbrauchbar. Nun findet dort Bilderbücher, Pumpelmimmer, Harmonikas, Tischtücher, Handschuhleisten aus Seidenplüsch, Servietten u. m. a.

Ich sage wie ein Kind Dankung zwischen diesen Herrlichkeiten

[1]) Sind angekommen.

und sehe mir alles an. Die Firma Mey & Edlich, die auf jedem einzelnen Gegenstand zu lesen ist, heimelt mich sehr an. Abends starkes Gewitter; außerdem gibt es hier Unmassen von Moskitos und viele papazi, eine Wanzenart, die fast so groß wie eine Haselnuß werden kann und deren Biß eine dicke, bläuliche Geschwulst hinterläßt.

16. April. Insel Ukumbi.

Um 10 Uhr marschieren Mgr. Hirth, der Doktor und ich nach dem Dorfe Ukumbi, mit uns die Somali und die deutsche Flagge, die unter mehreren Gewehrsalven gehißt wird. Der Häuptling, ein alter, freundlicher Mann, empfängt grinsend einige Geschenke und verspricht anständiges Betragen. Verschiedene Nachrichten aus Mpwapwa laufen ein; dort scheint eine starke Besatzung der deutschen Schutztruppe zu liegen. Es wird erzählt, daß Buschiri aufgehängt worden sei. Das gibt Linderung.

Da in Ukumbi wenig Platz ist, gehe ich nach Niagezi zurück.

17. April. Niagezi.

Um 3 Uhr mache ich mich mit meinen sieben Sachen auf den Weg. Das Land ist leidlich kultiviert, der Weg breit und auf beiden Seiten von Hecken eingefaßt. Wir haben zwei kleine Flußläufe zu passieren, die ich auf einem Esel passiere, der mir von Niagezi aus entgegengeschickt ist. Bei Sonnenuntergang lange ich an. Mgr. Livinhac ist noch nicht eingetroffen.

18. April. Ebendaselbst.

Nachmittags erscheint P. Hauttecoeur aus Ukumbi, um hier lagerndes Elfenbein abzuwiegen. Er ist ein drolliger Kauz, und wir schütteln uns manchmal vor Lachen, wenn er seine Schnurren erzählt. Er weiß viel von der Zoologie des Landes und erzählt von einer Schlange, die krähen könne wie ein Hahn, von einer anderen, daß sie ihr Gift weit auszuspritzen und mit dem Schwanze zu stechen vermöchte. Auf mein etwas ungläubiges Lächeln versichert er mir, es wäre die reine Wahrheit. Nachmittags gehe ich mit den beiden Pères auf die Jagd und schieße einen Klippdachs, das ist die ganze Beute. Während meiner Abwesenheit hat sich einer der neuen Papageien aus dem Staube gemacht, was mich tief kränkt. Abends ein furchtbares Gewitter in der Ferne; wir zählen über 100 Blitze in der Minute, die von ununterbrochenem Knattern, Krachen und Rollen begleitet werden.

19. April. Ebendaselbst.

Wir warten sehnsüchtig, aber vergeblich auf Mgr. Livinhac. Ich gehe abends noch bis gegen 12 Uhr im Hofe auf und nieder. Ein Leopard brüllt mehrmals in der Nähe.

Dreizehntes Kapitel.

Durch Uniamwesi und Ugogo nach Mpwapwa und zu Emin Pascha.

13. April. In Niagezi.

P. Gouillaud schenkt mir einen Käfig mit zwei Papageien von einer noch unbekannten Art, glaube ich. Sie haben die Größe einer mittleren Taube; Rücken und Bauch sind dunkelblau, die Flügel olivgrün mit gelben Spitzen, das Gesicht ist rot, ebenso wie die Augen und die Füße. Sie sind sehr scheu und fürchterlich bissig. Vielleicht sind sie den Herren Ornithologen bekannt. Vorgestern ist einer meiner grauen Pagageien gestorben; ich habe jetzt nur noch einen von dieser Sorte. Er ist noch ganz jung, was man an der schwarzen Iris sehen kann; bei älteren Exemplaren der Spezies psittacus erythacus ist die Iris gelb. Er ist vollständig zahm und läuft hinter mir her wie ein Hund. Er soll mit mir nach Deutschland ziehen.

14. April. In Ukumbi.

P. Gouillaud photographiert morgens unsere Karawane und gibt uns die unentwickelten Platten mit. Der Doktor beschließt, mit den Askari und einigen Trägern sein Hauptquartier in Ukumbi aufzuschlagen, der größten französischen Missionsstation hierzulande, die noch etwa drei Stunden entfernt ist. Dort soll die deutsche Flagge gehißt und ein Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen werden. Ich gehe nachmittags per Boot dahin und fahre ebenfalls drei Stunden den Creek hinunter. In Ukumbi sind der Père Hauttecoeur und ein dienender Bruder, der aber schwer krank an Dysenterie daniederliegt. Mgr. Hirth wohnt im allgemeinen auch dort.

15. April. In Ukumbi.

Die beiden Träger Farjala und Pembamoto werden mit Briefen zur Küste geschickt.[1]) Es befindet sich hier ein großes Lager von Effekten und Tauschartikeln der verunglückten Hans Meyerschen Expedition, die Mr. Stokes übernommen hat. Es ist lauter dummes Zeug, für hiesige Verhältnisse gänzlich unbrauchbar. Man findet dort Bilderbücher, Hampelmänner, Harmonikas, Tischservice, Handschuhkasten aus Seidenplüsch, Stereoskope usw. usw.

Ich sitze wie ein Kind stundenlang zwischen diesen Herrlichkeiten

[1]) Sind angekommen.

und sehe mir alles an. Die Firma Mey & Edlich, die auf jedem einzelnen Gegenstand zu lesen ist, heimelt mich sehr an. Abends starkes Gewitter; außerdem gibt es hier Unmassen von Moskitos und viele papazi, eine Wanzenart, die fast so groß wie eine Haselnuß werden kann und deren Biß eine dicke, bläuliche Geschwulst hinterläßt.

16. April. Insel Ukumbi.

Um 10 Uhr marschieren Mgr. Hirth, der Doktor und ich nach dem Dorfe Ukumbi, mit uns die Somali und die deutsche Flagge, die unter mehreren Gewehrsalven gehißt wird. Der Häuptling, ein alter, freundlicher Mann, empfängt grinsend einige Geschenke und verspricht anständiges Betragen. Verschiedene Nachrichten aus Mpwapwa laufen ein; dort scheint eine starke Besatzung der deutschen Schutztruppe zu liegen. Es wird erzählt, daß Buschiri aufgehängt worden sei. Das gibt Linderung.

Da in Ukumbi wenig Platz ist, gehe ich nach Niagezi zurück.

17. April. Niagezi.

Um 3 Uhr mache ich mich mit meinen sieben Sachen auf den Weg. Das Land ist leidlich kultiviert, der Weg breit und auf beiden Seiten von Hecken eingefaßt. Wir haben zwei kleine Flußläufe zu passieren, die ich auf einem Esel passiere, der mir von Niagezi aus entgegengeschickt ist. Bei Sonnenuntergang lange ich an. Mgr. Livinhac ist noch nicht eingetroffen.

18. April. Ebendaselbst.

Nachmittags erscheint P. Hauttecoeur aus Ukumbi, um hier lagerndes Elfenbein abzuwiegen. Er ist ein drolliger Kauz, und wir schütteln uns manchmal vor Lachen, wenn er seine Schnurren erzählt. Er weiß viel von der Zoologie des Landes und erzählt von einer Schlange, die krähen könne wie ein Hahn, von einer anderen, daß sie ihr Gift weit auszuspritzen und mit dem Schwanze zu stechen vermöchte. Auf mein etwas ungläubiges Lächeln versichert er mir, es wäre die reine Wahrheit. Nachmittags gehe ich mit den beiden Pères auf die Jagd und schieße einen Klippdachs, das ist die ganze Beute. Während meiner Abwesenheit hat sich einer der neuen Papageien aus dem Staube gemacht, was mich tief kränkt. Abends ein furchtbares Gewitter in der Ferne; wir zählen über 100 Blitze in der Minute, die von ununterbrochenem Knattern, Krachen und Rollen begleitet werden.

19. April. Ebendaselbst.

Wir warten sehnsüchtig, aber vergeblich auf Mgr. Livinhac. Ich gehe abends noch bis gegen 12 Uhr im Hofe auf und nieder. Ein Leopard brüllt mehrmals in der Nähe.

Dreizehntes Kapitel.

Durch Uniamwesi und Ugogo nach Mpwapwa und zu Emin Pascha.

13. April. In Niagezi.

P. Gouillaud schenkt mir einen Käfig mit zwei Papageien von einer noch unbekannten Art, glaube ich. Sie haben die Größe einer mittleren Taube; Rücken und Bauch sind dunkelblau, die Flügel olivgrün mit gelben Spitzen, das Gesicht ist rot, ebenso wie die Augen und die Füße. Sie sind sehr scheu und fürchterlich bissig. Vielleicht sind sie den Herren Ornithologen bekannt. Vorgestern ist einer meiner grauen Pagageien gestorben; ich habe jetzt nur noch einen von dieser Sorte. Er ist noch ganz jung, was man an der schwarzen Iris sehen kann; bei älteren Exemplaren der Spezies psittacus erythacus ist die Iris gelb. Er ist vollständig zahm und läuft hinter mir her wie ein Hund. Er soll mit mir nach Deutschland ziehen.

14. April. In Ukumbi.

P. Gouillaud photographiert morgens unsere Karawane und gibt uns die unentwickelten Platten mit. Der Doktor beschließt, mit den Askari und einigen Trägern sein Hauptquartier in Ukumbi aufzuschlagen, der größten französischen Missionsstation hierzulande, die noch etwa drei Stunden entfernt ist. Dort soll die deutsche Flagge gehißt und ein Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen werden. Ich gehe nachmittags per Boot dahin und fahre ebenfalls drei Stunden den Creek hinunter. In Ukumbi sind der Père Hauttecoeur und ein dienender Bruder, der aber schwer krank an Dysenterie daniederliegt. Mgr. Hirth wohnt im allgemeinen auch dort.

15. April. In Ukumbi.

Die beiden Träger Farjala und Pembamoto werden mit Briefen zur Küste geschickt.[1]) Es befindet sich hier ein großes Lager von Effekten und Tauschartikeln der verunglückten Hans Meyerschen Expedition, die Mr. Stokes übernommen hat. Es ist lauter dummes Zeug, für hiesige Verhältnisse gänzlich unbrauchbar. Man findet dort Bilderbücher, Hampelmänner, Harmonikas, Tischservice, Handschuhkasten aus Seidenplüsch, Stereoskope usw. usw.

Ich sitze wie ein Kind stundenlang zwischen diesen Herrlichkeiten

[1]) Sind angekommen.

und sehe mir alles an. Die Firma Mey & Edlich, die auf jedem einzelnen Gegenstand zu lesen ist, heimelt mich sehr an. Abends starkes Gewitter; außerdem gibt es hier Unmassen von Moskitos und viele papazi, eine Wanzenart, die fast so groß wie eine Haselnuß werden kann und deren Biß eine dicke, bläuliche Geschwulst hinterläßt.

16. April. Insel Ukumbi.

Um 10 Uhr marschieren Mgr. Hirth, der Doktor und ich nach dem Dorfe Ukumbi, mit uns die Somali und die deutsche Flagge, die unter mehreren Gewehrsalven gehißt wird. Der Häuptling, ein alter, freundlicher Mann, empfängt grinsend einige Geschenke und verspricht anständiges Betragen. Verschiedene Nachrichten aus Mpwapwa laufen ein; dort scheint eine starke Besatzung der deutschen Schutztruppe zu liegen. Es wird erzählt, daß Buschiri aufgehängt worden sei. Das gibt Linderung.

Da in Ukumbi wenig Platz ist, gehe ich nach Niagezi zurück.

17. April. Niagezi.

Um 3 Uhr mache ich mich mit meinen sieben Sachen auf den Weg. Das Land ist leidlich kultiviert, der Weg breit und auf beiden Seiten von Hecken eingefaßt. Wir haben zwei kleine Flußläufe zu passieren, die ich auf einem Esel passiere, der mir von Niagezi aus entgegengeschickt ist. Bei Sonnenuntergang lange ich an. Mgr. Livinhac ist noch nicht eingetroffen.

18. April. Ebendaselbst.

Nachmittags erscheint P. Hauttecoeur aus Ukumbi, um hier lagerndes Elfenbein abzuwiegen. Er ist ein drolliger Kauz, und wir schütteln uns manchmal vor Lachen, wenn er seine Schnurren erzählt. Er weiß viel von der Zoologie des Landes und erzählt von einer Schlange, die krähen könne wie ein Hahn, von einer anderen, daß sie ihr Gift weit auszuspritzen und mit dem Schwanze zu stechen vermöchte. Auf mein etwas ungläubiges Lächeln versichert er mir, es wäre die reine Wahrheit. Nachmittags gehe ich mit den beiden Pères auf die Jagd und schieße einen Klippdachs, das ist die ganze Beute. Während meiner Abwesenheit hat sich einer der neuen Papageien aus dem Staube gemacht, was mich tief kränkt. Abends ein furchtbares Gewitter in der Ferne; wir zählen über 100 Blitze in der Minute, die von ununterbrochenem Knattern, Krachen und Rollen begleitet werden.

19. April. Ebendaselbst.

Wir warten sehnsüchtig, aber vergeblich auf Mgr. Livinhac. Ich gehe abends noch bis gegen 12 Uhr im Hofe auf und nieder. Ein Leopard brüllt mehrmals in der Nähe.

Dreizehntes Kapitel.

Durch Uniamwesi und Ugogo nach Mpwapwa und zu Emin Pascha.

13. April. In Niagezi.

P. Gouillaud schenkt mir einen Käfig mit zwei Papageien von einer noch unbekannten Art, glaube ich. Sie haben die Größe einer mittleren Taube; Rücken und Bauch sind dunkelblau, die Flügel olivgrün mit gelben Spitzen, das Gesicht ist rot, ebenso wie die Augen und die Füße. Sie sind sehr scheu und fürchterlich bissig. Vielleicht sind sie den Herren Ornithologen bekannt. Vorgestern ist einer meiner grauen Pagageien gestorben; ich habe jetzt nur noch einen von dieser Sorte. Er ist noch ganz jung, was man an der schwarzen Iris sehen kann; bei älteren Exemplaren der Spezies psittacus erythacus ist die Iris gelb. Er ist vollständig zahm und läuft hinter mir her wie ein Hund. Er soll mit mir nach Deutschland ziehen.

14. April. In Ukumbi.

P. Gouillaud photographiert morgens unsere Karawane und gibt uns die unentwickelten Platten mit. Der Doktor beschließt, mit den Askari und einigen Trägern sein Hauptquartier in Ukumbi aufzuschlagen, der größten französischen Missionsstation hierzulande, die noch etwa drei Stunden entfernt ist. Dort soll die deutsche Flagge gehißt und ein Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen werden. Ich gehe nachmittags per Boot dahin und fahre ebenfalls drei Stunden den Creek hinunter. In Ukumbi sind der Père Hauttecoeur und ein dienender Bruder, der aber schwer krank an Dysenterie daniederliegt. Mgr. Hirth wohnt im allgemeinen auch dort.

15. April. In Ukumbi.

Die beiden Träger Farjala und Pembamoto werden mit Briefen zur Küste geschickt.[1]) Es befindet sich hier ein großes Lager von Effekten und Tauschartikeln der verunglückten Hans Meyerschen Expedition, die Mr. Stokes übernommen hat. Es ist lauter dummes Zeug, für hiesige Verhältnisse gänzlich unbrauchbar. Man findet dort Bilderbücher, Hampelmänner, Harmonikas, Tischservice, Handschuhkasten aus Seidenplüsch, Stereoskope usw. usw.

Ich sitze wie ein Kind stundenlang zwischen diesen Herrlichkeiten

[1]) Sind angekommen.

und sehe mir alles an. Die Firma Mey & Edlich, die auf jedem einzelnen Gegenstand zu lesen ist, heimelt mich sehr an. Abends starkes Gewitter; außerdem gibt es hier Unmassen von Moskitos und viele papazi, eine Wanzenart, die fast so groß wie eine Haselnuß werden kann und deren Biß eine dicke, bläuliche Geschwulst hinterläßt.

16. April. Insel Ukumbi.

Um 10 Uhr marschieren Mgr. Hirth, der Doktor und ich nach dem Dorfe Ukumbi, mit uns die Somali und die deutsche Flagge, die unter mehreren Gewehrsalven gehißt wird. Der Häuptling, ein alter, freundlicher Mann, empfängt grinsend einige Geschenke und verspricht anständiges Betragen. Verschiedene Nachrichten aus Mpwapwa laufen ein; dort scheint eine starke Besatzung der deutschen Schutztruppe zu liegen. Es wird erzählt, daß Buschiri aufgehängt worden sei. Das gibt Linderung.

Da in Ukumbi wenig Platz ist, gehe ich nach Niagezi zurück.

17. April. Niagezi.

Um 3 Uhr mache ich mich mit meinen sieben Sachen auf den Weg. Das Land ist leidlich kultiviert, der Weg breit und auf beiden Seiten von Hecken eingefaßt. Wir haben zwei kleine Flußläufe zu passieren, die ich auf einem Esel passiere, der mir von Niagezi aus entgegengeschickt ist. Bei Sonnenuntergang lange ich an. Mgr. Livinhac ist noch nicht eingetroffen.

18. April. Ebendaselbst.

Nachmittags erscheint P. Hauttecoeur aus Ukumbi, um hier lagerndes Elfenbein abzuwiegen. Er ist ein drolliger Kauz, und wir schütteln uns manchmal vor Lachen, wenn er seine Schnurren erzählt. Er weiß viel von der Zoologie des Landes und erzählt von einer Schlange, die krähen könne wie ein Hahn, von einer anderen, daß sie ihr Gift weit auszuspritzen und mit dem Schwanze zu stechen vermöchte. Auf mein etwas ungläubiges Lächeln versichert er mir, es wäre die reine Wahrheit. Nachmittags gehe ich mit den beiden Pères auf die Jagd und schieße einen Klippdachs, das ist die ganze Beute. Während meiner Abwesenheit hat sich einer der neuen Papageien aus dem Staube gemacht, was mich tief kränkt. Abends ein furchtbares Gewitter in der Ferne; wir zählen über 100 Blitze in der Minute, die von ununterbrochenem Knattern, Krachen und Rollen begleitet werden.

19. April. Ebendaselbst.

Wir warten sehnsüchtig, aber vergeblich auf Mgr. Livinhac. Ich gehe abends noch bis gegen 12 Uhr im Hofe auf und nieder. Ein Leopard brüllt mehrmals in der Nähe.

20. April. Ebendaſelbſt.

Ich bringe einen großen Teil des Tages mit dem Krimſtecher auf dem Dache zu und ſtarre unermüdlich, wie der ſelige Ritter Toggenburg, auf die See hinaus, um ein Segel zu entdecken. Verlorene Liebesmüh! Da heute Sonntag iſt, ſo wird ein kurzer Gottesdienſt abgehalten und danach ziehen ſich die Herren auf ihre Zimmer zurück, um beſchaulichen Gedanken nachzuhängen. Plötzlich erhebt ſich in dem Zimmer des dienenden Bruders ein ohren- und nervenzerreißendes Geheul und Gekreiſch. Ganz entſetzt eile ich hin, um zu Hilfe zu kommen, erblicke aber durch das offene Fenſter den Bruder, der mit andächtiger Miene Lobgeſänge „ſingt“. Das ſchreckliche Geheul rührt von der Tätigkeit ſeiner Lungen und Stimmbänder her. Ich gerate ſchließlich in halbe Verzweiflung und hätte am liebſten auch geheult. Abends mit P. Gouillaud auf Jagd, wir ſchießen jeder ein Rebhuhn. Ein Brief des Doktors aus Ukumbi trifft ein, in dem alle Träger nach Ukumbi beordert werden.

21. April. Ebendaſelbſt.

Morgen in der Frühe marſchieren demgemäß alle Leute außer den Trägern für mein Privatgepäck nach Ukumbi ab. Mehrfacher Briefverkehr zwiſchen hier und dort. Von Mgr. immer noch keine Spur; ich fange an, ſeinetwegen unruhig zu werden.

22. April. Ebendaſelbſt.

Der Träger Quande ſtirbt an Lungenentzündung. Wo bleibt Mgr. Livinhac? Es müſſen wichtige Dinge in Uganda vorgegangen ſein, die ſeine Ankunft derartig verzögern.

23. April. Ebendaſelbſt.

Ich teile meine Zeit in Eſſen, Schlafen, Harmoniumſpielen, Tändeln mit dem Papagei, Pfeife- reſp. Zigarettenrauchen — ein ganz beſchauliches Daſein. Abends, wenn meine Gaſtfreunde ſchlafen, promeniere ich im Hofe auf und ab, meditierend, philoſophierend, Pläne ſchmiedend, gaffe die Sterne an und horche auf die Töne, die aus der Steppe herüberſchallen: das Kreiſchen und Meckern der Nachtvögel, das heiſere, brüllende Geheul einer Hyäne und die dumpferen Laute des Leoparden. Löwen habe ich hier noch nicht gehört, obgleich vor einigen Wochen einer dieſer Herren den beſten Eſel aus der Station geholt hat. Schließlich gehe ich ins Haus, ſchlüpfe ins Bett und liege dann bald in tiefem Schlaf — mit einem ſehr ſelbſtzufriedenen Geſicht, wie ich mir denke.

24. April. Ebendaſelbſt.

Dieſe abendlichen Mondſcheinpromenaden haben mir ein ſtarkes

Fieber zugezogen; ich gehe schon um 10 Uhr morgens wieder ins Bett und fange dann bald an zu phantasieren.

27. April. Ebendaselbst.

Heute Morgen erwache ich zum erstenmal seit mehreren Tagen wieder mit vollem Bewußtsein. P. Gouillaud, der an meinem Bett sitzt, erzählt mir, daß sie mich schon aufgegeben hätten, so stark sei das Fieber gewesen. Ich muß notgedrungen aufstehen, da mein Bett zum Ausringen naß ist und in die Sonne getragen werden soll. Das starke Transpirieren hat mich gerettet, aber zugleich so geschwächt, daß ich taumele.

Aus Ukumbi ist eine schreckliche Nachricht eingetroffen: Unser Trägerchef Musa, einer der Stanleyschen „Unsterblichen", die mit ihm den Kongo hinabgefahren sind, ist von einem Krokodil gefressen. Er badet im Creek; sein Bruder, der am Ufer steht, bemerkt, daß eine solche Bestie sich nähert, und schreit ihm zu. Musa macht verzweifelte Anstrengungen das Ufer zu gewinnen — vergeblich! Der gefräßige Saurier zieht ihn in die Tiefe, und er ward nicht mehr gesehen.

Nachmittags trifft der Doktor aus Ukumbi ein, um nach mir zu sehen; ich werde gegen Abend so schwach und elend, daß ich ins Bett getragen werden muß und mein letztes Stündlein erwarte. Der Gedanke an den Tod ist mir ganz gleichgültig.

Ein Löwe holt einen Hammel aus der Herde, die dicht bei der Station weidet.

28. April. Ebendaselbst.

Ich erhole mich wieder etwas, bin aber gänzlich entkräftet und sehe furchtbar aus; Augen gelb und eingefallen, Gesichtsfarbe bräunlichgrün — nicht eben eine anmutige Gesichtsfarbe. Dabei habe ich fortwährend die hirnverbranntesten Einfälle, habe Angst vor irgend etwas kommendem Schrecklichen, kann die Nacht nicht schlafen und lebe wie in einem schweren Traum. O, wenn ich dich, Afrika, erst im Rücken habe, dann will ich lobsingen und fröhlich sein! Abends holt der Löwe wieder ein Schaf.

29. April. Ebendaselbst.

Ich bin wieder einmal dem Klapperbein entronnen, wer weiß, auf wie lange? Fieber habe ich nicht mehr, aber mein geistiger Zustand beängstigt mich. Ich fürchte, ich bin auf dem besten Wege, verrückt, oder zum mindesten tiefsinnig zu werden. Ich kann mich auf nichts mehr recht besinnen, rede allerhand konfuses Zeug und lebe buchstäblich wie in einem Traum, in dem der Papagei, das

Harmonium usw. ihre Rolle spielen. Heute ertappte ich mich, wie ich laut zu irgend jemandem sprach, der gar nicht vorhanden war. Ein höchst seltsamer Zustand. Abends gehen der Doktor, der noch hier ist, P. Gouilland und ich mit einigen Missionarzöglingen hinaus, um dem Löwen aufzupassen, der wieder gesehen worden ist. Wir umstellen ein dichtes Gebüsch, in welches er sich zurückgezogen hat. Ich stehe so, daß ich die anderen nicht sehen, wohl aber sprechen und lachen hören kann. Plötzlich alles still — — der Löwe ist bemerkt worden. Da höre ich in dem Gebüsch, ziemlich nahe, zweimal sein leises, grimmiges Knurren. Für meine angegriffenen Nerven eine starke Dosis. Dann fällt ein Schuß und Geschrei ertönt. Jacques, einer der Missionsjungen, hat ihn gesehen und vorbeigeschossen. Der Löwe hat sich aus dem Staube gemacht.

30. April. Ebendaselbst.

Unter dem Einfluß einer doppelten Dosis Chloralhydrat erwache ich erst um 10 Uhr morgens und fühle mich wirklich wie neugeboren. Ich schlage mein Quartier in dem einen Turmzimmer auf, in dem es schön kühl und luftig ist und verbringe hier den Tag. Meine Stimmung ist immer noch ernst und schwermütig, und immer wieder sage ich mir, daß es doch noch sehr fraglich ist, ob ich die Küste erreiche. Man ist in Afrika stets unter der ausgestreckten Hand des glutäugigen Engels Azraïl[1]). Ich wollte eigentlich heute abend wieder auf den Löwen lauern, traue aber meinen Nerven nicht und lasse es lieber. Der Doktor und P. Gouillaud sind heute morgen nach Ukumbi gegangen; letzterer kommt morgen wieder.

1. Mai. Ebendaselbst.

Auch mein letzter grauer Papagei ist tot — jetzt habe ich nichts mehr, worüber ich mich freuen kann. Er war so zahm und freundlich, lief mir nach wie ein Hund, saß an meinem Bett — jetzt ist er tot. Er saß wie gewöhnlich auf dem unteren Gestell meines Klappstuhls. Da reißt das Band, der Stuhl klappt unter meinem Gewicht zusammen, und der arme kleine Kerl ist zerquetscht. Gegen mittag kommt P. Gouillaud wieder, und abends bleibe ich noch lange allein und gehe im Mondschein auf dem Dach auf und ab.

2. Mai. Ebendaselbst.

Voraussichtlich der letzte Tag hier; morgen breche ich mit all meiner waffenfähigen Mannschaft auf, um mich in Ukumbi mit dem Gros der Expedition zu vereinigen. Montag geht's dann los, der Küste zu und der Erlösung.

---

[1]) Der Todesengel der Mohammedaner.

Abends bekomme ich wieder einen Fieberanfall und schlafe die ganze Nacht nicht.. Weg! weg! sonst verkommt man hier noch vor lauter Nichtstun und Langerweile. Ein Brief von P. Hauttecoeur aus Ukumbi trifft ein: Der Doktor ist schwer am Fieber erkrankt und hat heftig deliriert. Nun gibt's doch noch wieder eine Verzögerung. An Mgr.s Kommen glaube ich nicht mehr, er wird wohl gestorben sein. Ich habe ein Gefühl vollständigen Überdrusses, wollte, die Sache nähme ein schnelles Ende. Mit Grausen werde ich stets gewisser Zeiten gedenken, die ich auf dem Boden Afrikas verlebte.

3. Mai. Ebendaselbst.

Ich stehe erst nachmittags auf; das Fieber ist noch immer nicht weg. Ein Brief aus Ukumbi trifft ein, der unsere Abreise auf Mittwoch festsetzt; bis dahin glaubt der Doktor marschfähig zu sein. Der Bruder in Ukumbi ist seinen Leiden gestern erlegen — wohl ihm! Es ist hier die reine Mordgrube. Weg! Weg!

Gegen Abend packt mich das Fieber so, daß ich nicht mehr gehen kann, ich taumele mit zitternden Knien aufs Bett. Außer den Moskitos werde ich von wütendem Durst gepeinigt und fange schließlich, ich weiß selber nicht warum, laut an zu schreien. P. Gouillaud kommt und gibt mir eine starke Dosis Opium, die zwar den Schlaf nicht herbeiführt, mich aber wunderbar beruhigt. Allerlei heitere, angenehme Bilder umgaukeln mich. Gegen Morgen schlafe ich endlich ein.

4. Mai. Ebendaselbst.

Ich stehe wieder erst nach Mittag auf und fühle mich sehr elend. Nach einem starken Vomitiv wird mir besser. Eine starke Dosis Laudanum, die ich zum Schlafen einnehme, hat nicht den mindesten Effekt; ich nehme wieder Opium und dusele ein wenig ein. Ich sehe aus wie ein Gespenst.

5. Mai. Ebendaselbst.

Stehe gegen Mittag nach wenig Schlaf auf, bade, rasiere mich und befinde mich bis auf große Schwäche sehr wohl. Ein Brief aus Ukumbi trifft ein: der Doktor ist noch immer sehr krank, Mgr. Hirth liegt ebenfalls; P. Gouillaud soll hinüberkommen. Und ich soll hier allein bleiben? Nein; das will ich nicht, ich gehe coute que coute mit. Ich nehme eine starke Dosis Opium und gehe früh ins Bett.

6. Mai. Ebendaselbst.

Morgens um 6 Uhr bin ich schon auf den Beinen und mache mich reisefertig. Beim Frühstück packt mich das Fieber wieder und schüttelt mich zusammen; P. Gouillaud bringt mich ins Bett, gibt mir die Hand und geht weg nach Ukumbi. Sadiki und Hamiri sind bei mir;

letzterer ist selber so krank, daß er sich kaum aufrecht halten kann. Ich nehme tüchtig Ipekakuanha, vomiere, transpiriere, und das Fieber läßt nach. Gegen 4 Uhr kommt Botschaft aus Ukumbi. Der Doktor ist wieder auf den Beinen und schickt mir gute Dinge, die er im Stokesschen Magazin aufgegabelt hat: eine Flasche Kognak, eine Büchse Kakes und eine Flasche mit Gelee. Außerdem schenkt er mir zwei seiner Papageien und kondoliert herzlich zu dem Verlust des meinigen. Ich freue mich wie ein Kind. Gegen Abend bekomme ich wieder starkes Fieber, schlafe aber ein. Von den Vorgängen der Nacht habe ich nur noch dunkle Erinnerungen. Ich weiß, daß sich plötzlich ein Mensch auf mich stürzte und mir die Kehle zusammendrückte. Ich wehrte mich wie rasend; meine Hände sind noch stark geschwollen und alle Knöchel blutig geschlagen. Schließlich bekam ich etwas Luft und fing nun an, um Hilfe zu brüllen und zu schreien. Dann ist mir der geladene Revolver, der unter dem Kopfkissen lag, in die Hände gefallen, und ich habe alle sechs Schuß auf meinen Gegner abgefeuert. Weiter weiß ich nichts mehr. Als Sadiki ins Zimmer stürzte, fand er mich neben den Trümmern der Bettstelle auf der Erde liegen mit dem Revolver in der Hand. Bald komme ich wieder zu mir und bin ganz ruhig, fühle mich auch merkwürdig wohl. Der Kampf mit dem eingebildeten Gegner wird wohl der Paroxismus und die Krisis des Fiebers gewesen sein. Bald schlafe ich fest und ruhig.

7. Mai. In Ukumbi.

Um 7 Uhr stehe ich auf und frühstücke kräftig; ich fühle mich wie neugeboren und die letzte Nacht mit ihren Schauern und Gespenstern liegt hinter mir wie ein schwerer Traum. Gegen Mittag fällt im Hofe ein Schuß, ich blicke hinaus und sehe einen der Missionsjungen blutend am Boden liegen. Ein anderer, der mit seinem geladenen Gewehr unvorsichtig umgegangen ist, hat ihm eine ganze Ladung gehacktes Blei in den Rücken gejagt. Er hat wohl an 40—50 kleine Wunden im Buckel, sehr unschuldig zwar, aber furchtbar schmerzhaft. Ich ziehe ihm alle Bleistücke, die ich mit der Pinzette fassen kann, heraus, wasche ihn mit Karbolwasser und streue ihn tüchtig mit Wundpulver ein. Dann lasse ich eine Tragbahre bauen und ihn nach Ukumbi schleppen. Gegen 3 Uhr kommt Botschaft von dort: ich soll gleich mit allen Leuten und dem ganzen Gepäck nach Ukumbi kommen, da wir morgen abmarschieren wollen. Gott sei Dank! Ich sattle mir meinen Esel und reite meinen Leuten voran nach Ukumbi, wo mir der Doktor entgegenkommt. Wir müssen beide lachen, als wir uns gegenseitig beschauen. Schwerebrett, was für Gesichter! Es ist ein wahres Glück,

daß keine europäiſchen Damen in der Nähe ſind — wir würden unſer lebenlang Junggeſellen bleiben müſſen.

8. Mai. Bei Ndinga (Uſſukuma).

Bis gegen 12 Uhr regnet es in Strömen, dann klärt ſich das Wetter auf. Wir nehmen herzlichen Abſchied von unſeren liebenswürdigen Gaſtfreunden und marſchieren dann unter Trommelſchlag in der gewohnten Marſchordnung ab. Hoch flattert die deutſche Flagge; ſie hängt zwar nur noch in Fetzen herunter, aber die drei Farben ſind noch zu erkennen. Der Weg wird bald grundlos, wir marſchieren fortwährend bis über die Knie im Waſſer und Sumpf und kommen nur langſam vorwärts. Um 5 Uhr lagern wir bis aufs äußerſte erſchöpft in Ndinga, einem großen Waſſukumadorf.

9. Mai. Bei Kabila (Uſſukuma).

Wir platſchen wieder ununterbrochen durch Waſſer, Sumpf, Moraſt und machen nach ſechsſtündigem Marſch in Kabila, einem freundlichen Dorf, Halt. Unterwegs haben ſich uns mehrere Trupps Waſſukuma angeſchloſſen, die unter unſerem Schutz an die Küſte marſchieren wollen und dafür allerhand kleine Dienſte verrichten müſſen. Da ich wieder als letzter marſchiere und einigermaßen Ordnung in dieſe Bande bringen muß, ſo habe ich viel Ärger, und meine Rhinozerospeitſche findet viel zu tun. Die neuen Strolche verſuchen bei jeder Gelegenheit, ſich in den reifen Getreidefeldern zu verproviantieren, die wir durchqueren, was natürlich uns zur Laſt fällt. Sie ſind ſonſt nicht gerade böswillig.

10. Mai. In der Steppe zwiſchen Kabila und Neera.

Wieder ein ſchauderhafter Tag. Wir marſchieren bei Sonnenaufgang ab und gelangen bald wieder in einen unbeſchreiblichen Schmutz. Mehrmals bleiben des Doktors und meine Stiefel in dem zähen Lehm ſtecken, und wir kommen — quatſch, quatſch — nur langſam vorwärts. Um 10 Uhr gelangen wir an den kleinen Fluß Makoko, welcher durch den Regen ſo angeſchwollen iſt, daß jeder Verſuch, ihn zu durchwaten, mißlingt. Wir können unmöglich in dieſem Moraſt lagern, marſchieren wieder zurück und verſuchen das Experiment einer Paſſage noch an x anderen Stellen, immer mit dem gleichen negativen Erfolg. Um 12 Uhr lagern wir auf einem kleinen Hügel in der Steppe, trocken und gut. Ich bin überanſtrengt, bekomme gegen Abend wieder Fieber und ſchlafe trotz reichlichen Morphiums nicht eine Minute. Ich bin keineswegs mehr mein altes Ich; meine ganze Konſtitution hat einen Stoß erhalten, und die früher eiſernen Nerven fangen an zu roſten.

11. Mai. Bei Neera (Uſſukuma).

Vor 6 Uhr Aufbruch. Da es geſtern nicht geregnet, wohl aber ſtark geweht hat, ſo iſt der Makoko ſo weit geſunken, daß wir durchkommen können. Das Waſſer geht mir nicht einmal bis an die Schultern. Der Weg wird dann ſtreckenweiſe leidlich, iſt aber größtenteils immer noch monſtrös. Man iſt ſehr bald bis unter die Augen mit Moraſt bedeckt. Um 10 Uhr ſchlagen wir in der Nähe des Dorfes Neera Lager auf. Hier wurde Stanley, als er mit Emin zurückmarſchierte, von den Eingeborenen angegriffen und richtete mit ſeinem Maxim-geſchütz ein Blutbad unter ihnen an. Es ſind große, häßliche, ſehr dunkle Kerls, vollkommen nackt und mit Bogen, Pfeilen, Wurfſpeeren bewaffnet. Als Schmuck dienen große Armbänder aus Elfenbein, auch ſolche von Kupfer und Eiſen. Sie ſind frech und neugierig, haben aber doch einen heilloſen Reſpekt vor den Gewehren. Der Doktor kauft zwei Eſel an, um uns beiden die Märſche etwas zu erleichtern. Meiner iſt noch niemals geritten und geberdet ſich wie raſend, als Huſſeïn ihn probiert. Ein Vergnügen wirds nicht werden.

12. Mai. Bei Süd-Neera (Uſſukuma).

Wir marſchieren um $^3/_4$6 Uhr ab. Das Gelände und die Bevölkerung tragen dasſelbe Gepräge wie geſtern. Der Boden iſt intenſiv kultiviert. Bohnen, Kürbiſſe, Mais, Mtama, Zuckerrohr gedeihen in üppiger Fülle. Jedes einzelne Haus iſt mit einer ſauberen Hecke umgeben; in der Nähe liegen die Gemüſegärten, und draußen auf den herrlichen, ſaftigen Wieſen weidet ſchönes großes Vieh in zahlreichen Herden. Ein Land behäbigen Wohlſtandes. Einige Waſſukuma fallen mir wegen ihres Wuchſes auf, der bis ans Rieſenmäßige grenzt; nur bei den Wapokomo habe ich eine ähnliche Entwickelung der Muskulatur geſehen. Mit Neid und Bewunderung betrachte ich den Arm des einen Burſchen, auf dem die Sehnen wie dicke Stränge hervortreten. Ein 10 cm breites Armband aus Elfenbein ſtellt die koloſſale Muskulatur in das richtige Licht. Wir lagern um 12 Uhr bei dem Dorfe Südneera. Nachmittags werde ich wieder ſo vom Fieberfroſt geſchüttelt, daß ich klappernd ins Bett muß. Um Mitternacht endlich, nach ſtarkem Fieber und ganz verrückten Halluzinationen, bricht der Schweiß aus, und ich finde Ruhe. Ich hatte wieder eifrig in Carlyles „Leben Friedrichs des Großen“ ſtudiert, und während des Fiebers erſchienen mir einige ſeiner Helden.

13. Mai. Muamara (Uſſukuma).

Um $^3/_4$6 Uhr brechen wir auf. Ich habe noch immer ſtarkes Fieber, der Kopf und alle Gelenke ſchmerzen und die Füße ſind

ſchwer wie Blei. Es heißt jetzt die Ohren ſteif halten, damit man nicht noch in der zwölften Stunde vom Knochenmann erwiſcht wird. Vorläufig gehts aber noch immer unbeirrt vorwärts. Wir lagern ſchon um ½10 Uhr beim Dorfe Muamara. In der Nacht kann ich wieder nicht ſchlafen und nehme endlich, da kleinere Doſen nichts mehr nützen, 6 cg Morphium.

14. Mai. Bei Zekke (Uſſukuma).

Die Doſis war doch wohl etwas zu ſtark, denn als wir um ½6 Uhr aufbrechen, bin ich noch mitten im Morphiumrauſch. Was für ein Zuſtand! Die Beine fliegen nur ſo, als ob ſie mir gar nicht gehörten; Bäume, Felder, Menſchen, alles tanzt in drehendem Wirbel um mich herum; ich habe fortwährend Gelüſte, Grimaſſen zu ſchneiden, dabei furchtbaren, nicht zu ſtillenden Durſt. So etwa denke ich mir, muß jemandem zumute ſein, der anfängt, wahnſinnig zu werden. Wer weiß!? Nach ſechsſtündigem, ſtrammem Marſch machen wir bei dem großen Dorfe Zekke Halt und lagern. Unſere Leute zerſtreuen ſich, um Eſſen zu kaufen, kommen aber bald mit der Nachricht zurück, im Dorf ſei alles wie ausgeſtorben; von lebenden Weſen hätten ſie nur einige Hühner geſehen. Das in den meiſten Hütten noch glimmende Feuer bewieſe aber, daß vor wenigen Stunden noch Leute dageweſen ſein müßten. Die bei der Karawane befindlichen Waſſukuma erklären, die Wazekke ſeien ſehr böſe und wir möchten auf der Hut ſein. Ich labe mich an einem Topf ſüßer und an einem anderen mit ſaurer Milch. Jetzt will ich zu Bett gehen und Schlaf nachholen. Möge mir der Himmel endlich, endlich einmal einige Stunden wirklicher Ruhe vergönnen!

15. Mai. Bei Sijanya (Uniamweſi).

Sieh, ſieh! Wer hätte das gedacht! Als wir um ½6 Uhr, ich leidlich ausgeſchlafen, aufbrechen, erhebt ſich plötzlich von allen Seiten ein furchtbarer Heidenlärm. Geſchrei, Geheul, trillerndes Gekreiſch und Gellen, und überall im hohen Graſe tauchen die dunklen Geſtalten der Wazekke auf, mit geſchwungenen Waffen. Mir iſt zuerſt nicht recht klar, was die ſchmutzigen Schreihälſe eigentlich beabſichtigen, und ich marſchiere ebenſo wie die Karawane ruhig weiter. Das Geſindel kommt aber näher, die Träger fangen an unruhig zu werden, und ich frage Sadiki: „Wanna taka ku tanya kavita?“ — Wollen ſie Krieg machen? Seine Antwort lautet bejahend, und zugleich kommt ein Nachzügler in vollem Trabe an und berichtet, ihm ſei eben ein Sagai, ein Wurfſpeer, am Kopf vorbeigeſauſt. Ich bleibe ſtehen und lege drohend die Büchſe an. Höhniſches Gekreiſch und Trillern.

Nun nehme ich einen aufs Korn, der sich besonders mausig macht, und lasse krachen. In dem hohen Grase läßt sich die Wirkung nicht feststellen; aber der Zweck ist erreicht, sie ziehen sich in achtungsvollere Entfernung zurück. Auch vorne ist mehrmals der Knall von der Büchse des Doktors zu hören[1]).

Da wir uns sonst in unserer Ruhe nicht stören lassen und engaufgeschlossen weiter marschieren, stehen sie von ihrem Lärm ab, und in einer Stunde ist alles wieder ruhig. Nur einige zwanzig Strolche schleichen in einiger Entfernung hinter uns her. Verrücktes Gesindel! Wir kommen aus dem kultivierten Gebiet heraus und marschieren durch üppige, von Tausenden von Zebras, Giraffen, Antilopen usw. belebte Wildnis. Um $^1/_2$1 Uhr gelangen wir wieder zu Hütten und Mtamafeldern. Wir sind im Lande Uniamwesi, dem Land des seligen Mirambo, dem Land der Mondberge, und lagern im Dorfe Siganja.

16. Mai. In Hangija (Uniamwesi).

Um 6 Uhr Aufbruch, flotter Marsch durch üppiges Parkland. Verschiedene mit Flinten bewaffnete Trupps begegnen uns, Kontingente eines Kriegszuges, den ein oder mehrere Dörfer gegen andere geführt haben. Das erbeutete Vieh, welches sie mit sich treiben, läßt auf den Erfolg des Unternehmens schließen. Um $^1/_2$12 Uhr lagern wir in dem großen Dorfe Hangija. Bei mir hat sich wieder mal ein neues Übel eingestellt. Mein Magen ist mit den vielen Vomitiven und Purgativen, mit dem Opium, Morphium und Chloralhydrat nicht

---

[1]) In gewissen Zeitungen ist es Herrn Dr. Peters als grausam und blutdürstig vorgeworfen worden, daß er auf die Wazekte geschossen habe, bloß weil sie „getrillert" hätten.

Zur Beruhigung der warmherzigen Philanthropen, die eine Lanze oder vielmehr eine Feder für die Wazekte gebrochen haben, will ich anführen, daß diese „trillernden" Herren kurze Zeit darauf die Karawane des uns nachziehenden Bischofs Livinhac in derselben Weise belästigten, wie die unsrige. Mgr. Livinhac ist ein alter Mann und ein Priester; es wäre unbillig, wenn man bei ihm großen „Blutdurst" voraussetzen wollte. Aber auch ihm ist die Sache zu toll geworden, auch er hat zur Büchse gegriffen, und die Wazekte sind mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Sie ließen fünf Tote zurück.

Die warmherzigen Philanthropen scheinen das Geschrei der Wazekte für ebenso ungefährlich zu halten, wie ihr eigenes; aber sie irren sich, in dieser Hinsicht sind ihnen ihre schwarzen Brüder über.

In Afrika werden unnütze Schreier und Krakehler so bestraft, wie sie es verdienen: durch körperliche Züchtigung, sei es durch Prügel oder einige Lot Blei. In Europa muß man sich auf ein mitleidvolles Achselzucken beschränken.

einverstanden gewesen und rebelliert sehr energisch. Die Schmerzen werden manchmal so arg, daß ich sie nur in sitzender gebückter Lage aushalten kann. Der Doktor, der sich bereits ganz sicher wähnte, hat auch wieder einen Fieberanfall gehabt. In der Nacht habe ich wieder solche Schmerzen, daß ich genötigt bin, in der Position eines Trauerengels, die Arme über den Knien verschränkt, den Kopf auf die Knie gelegt, stundenlang im Bett aufzusitzen.

17. Mai. Bei Sai (Uniamwesi).

Um $^3/_4$6 Uhr Abmarsch; schon nach zwei Stunden wird gelagert, da der Doktor sich nicht wohl fühlt. Die Dörfer sind hier größtenteils mit hohen Lehmwällen umgeben, das Land scheint überhaupt von kleinen Fehden beunruhigt zu werden. Die Weiber, deren Kostüm übrigens an Dezenz nichts zu wünschen übrig läßt, schmauchen wie in Kavirondo Tabak aus kurzen Pfeifen. Die Leute hier haben schon über unsere kleine Affäre mit den Wazeeke gehört und sind sehr erfreut darüber, da diese als ausgemachte Spitzbuben und Räuber gelten. Sie haben neulich drei oder vier Mann verloren, auch meine Kugel hat ihren Quartierzettel gehabt. Hoffentlich nehmen sich die Burschen daraus eine Lehre.

18. Mai. In Uniamwesi.

Wir schwenken von der bisher innegehaltenen Route, der sog. njia sitókesi (Stokes' Weg) ab und marschieren rein Südost. Der Doktor will den großen Winkel der Stokesschen Route, dessen Spitze nördlich Tabora liegt, einfach abschneiden. Erstens wird der Weg dadurch kürzer, und zweitens vermeiden wir das gefährliche Araberneſt Tabora. Wir lagern nach vierstündigem Marsch bei einem Dorfe, für welches so viele Namen angegeben werden, daß ich es vorziehe, gar keinen zu nennen. Der Doktor klagt über Rheumatismus.

19. Mai. Bei Keleteessa (Uniamwesi).

In der Nacht schlafe ich ohne Narkotikum endlich einmal ausgezeichnet, der Appetit ist auch normal; vorläufig hoffe ich durch zu sein. Als wir uns um 10 Uhr einem großen stattlichen Dorfe nähern, sehen wir mit Erstaunen die deutsche Trikolore emporsteigen. Gleich darauf kommt uns der alte Häuptling Keleteessa an der Spitze eines stattlichen Gefolges entgegengeschritten. Er ist ein enragierter Freund der Deutschen und hat, da er zur Zeit des Aufstandes gerade mit einer großen Elfenbeinkarawane in Bagamoyo war, tapfer mit gegen Buschiri gefochten. Er präsentiert uns verschiedene Briefe, in denen allen seine Loyalität rühmend anerkannt wird. Er bittet dringend, uns einige Tage als seine Gäste bei sich behalten zu dürfen, dazu haben wir aber keine

Zeit. Sein Heschima besteht aus zwei großen, weißen Ochsen, das unsrige in allerhand Mützen, Goldlitzen und bunten Stoffen. Gegen Abend werde ich plötzlich wieder elend und schlafe nur sehr wenig.

20. Mai. In der Steppe in Uniamwesi.

Ich bin ein elendes Wrack. Die Dyssenterie, die ich mir im Massailande holte, und die ich überstanden zu haben glaubte, ist plötzlich mit größter Heftigkeit wieder ausgebrochen. Der heutige sechsstündige Marsch hat mich so geschwächt, daß ich morgen getragen werden muß. Wir lagern in der Wildnis, da die Gegend hier weit und breit unbewohnt ist.

21. Mai. In der Steppe (Uniamwesi).

Vier stämmige Wassukuma werden ausgewählt, um meine Bettstelle und oben darauf mich zu tragen. Das ist bei den schlechten Wegen eine mißliche Sache, da sie sich außerdem nicht an den Gleichtritt gewöhnen können. Ich schwebe alle Augenblicke in Gefahr, hinunter zu rollen, und muß mich immer krampfhaft festhalten. Dazu brennt die Sonne mit verzehrender Glut, so daß ich meinen schmerzenden Kopf in mehrere Wolldecken hüllen muß. Erst um 4 Uhr, nach zehnstündiger Qual, komme ich im Lager an. Gegen Abend stellt sich ein schreckliches Herzklopfen ein, 135 Schläge in der Minute, das mit einem Gefühl der äußersten Todesangst verbunden ist. Hamiri ruft den Doktor herbei, der mir eine starke Dosis Morphium gibt. Dann wasche ich mich von oben bis unten kalt ab, hülle mich in wollene Decken und versinke in tiefen Schlaf. Wir lagern wieder in der Wildnis.

22. Mai. In der Steppe (Uniamwesi).

Ich erwache morgens frisch und gestärkt und will vom Getragenwerden nichts mehr wissen. Sechs Stunden lang wird ohne Pause marschiert, bis wir um 12 Uhr an einem schattigen Wasserplatz Halt machen und frühstücken. Um 2 Uhr wird wieder aufgebrochen, und wir marschieren durch schönes Parkland mit vielen Giraffen, Zebras und Straußen bis gegen 4 Uhr. Unser Lagerplatz liegt sehr schön unter großen schattigen Bäumen, mais les moustiques sont terribles, wie unsere verflossenen Gastfreunde zu sagen pflegten. Die Dyssenterie macht mir noch immer vielen Kummer, trotzdem ich den achtstündigen Marsch ausgehalten habe und nach einigen Zentigramm Morphium auch ganz schön schlafe.

23. Mai. In der Steppe (Iramba).

Um 6 Uhr Aufbruch. Bald gelangen wir in eine weite, unabehbare wüste Steppe; nach Osten hin sind hohe Gebirge zu sehen,

hinter denen, wie die Leute sagen, Massai wohnen sollen. Wir befinden uns in der Wämberesteppe, dem südlichsten Ausläufer der großen Massaihochsteppe, und gelangen bald in den Wämberesumpf, welcher von dem gleichnamigen Fluß gebildet wird. Ich stapfe mit Aufbietung aller Energie durch den knietiefen zähen Morast, muß aber schließlich das Rennen aufgeben und lasse mich von zwei starken Kerls durch den Rest des Sumpfes tragen. Eine halbe Stunde später gelangen wir an einen zweiten Sumpf, der etwa 100 Schritte breit ist. Platsch! Platsch! geht es hinein. Mein Körper, der durch die Sonne und durch Fieberhitze förmlich gedörrt ist, wird durch das Wasser, das erst bis an die Knie, später aber bis an den Hals reicht, auf das Angenehmste erfrischt, aber der Gedanke an Krokodile und sonstiges Getier ist peinlich. Um 12 Uhr sind wir wieder auf trockenem Boden und machen um 1 Uhr bei einem Wassertümpel Frühstückspause. Um 2 Uhr brechen wir wieder auf und gelangen in das Land Iramba, sehen auch zum erstenmal seit vier Tagen wieder Menschen. Wir begegnen vielen kleinen Trupps von Wa-iramba, die festlich geschmückt und unter Trommel- und Flötenschall große Körbe mit reifem Getreide transportieren: wahrscheinlich Abgaben für den Häuptling. Bei unserer Ankunft schweigt die fröhliche Musik und macht einer dumpfen Ruhe Platz. Die Leute treten beiseite und lassen uns mißtrauischen Blickes und ohne Gruß passieren. Sie gelten für räuberisch und treulos, und wir müssen daher auf der Hut sein. Morgen wollen wir ruhen, denn die ganze Karawane ist bis auf das Äußerste erschöpft. Um 4 Uhr lagern wir in der Steppe.

24. Mai. Ebendaselbst.

Der Doktor läßt den nächsten Häuptling kommen, um wegen Essen Schauri zu machen. Der Kerl heißt Kirioma und erscheint an der Spitze eines Gefolges, das zum großen Teil aus jungen Mädchen besteht. Sie haben sich mit weißen Muscheln und Perlen vorteilhaft herausgeputzt. Das Schauri nimmt einen befriedigenden Verlauf. Kirioma schließt Freundschaft mit uns und erhält die deutsche Flagge sowie einige Kleinigkeiten; seine Gegenleistungen bestehen in zwei Eseln und einem Hammel. Die Wa-iramba, deren Gebiet wir morgen passieren werden, sollen sehr bösartig sein und schon öfters Karawanen überfallen haben. Alle Gewehre werden in Ordnung gebracht und nachgesehen — es wird wohl morgen wieder zu knallen geben.

25. Mai. In der Steppe (Iramba).

Ich habe ohne Schlafmittel gut geschlafen und befinde mich ausnehmend wohl. Nach etwa zweistündigem Marsch verliert der Wege-

führer den Weg, und wir tappen eine Weile herum, bis die Spur glücklich wiedergefunden ist. Um ½12 Uhr machen wir bei einem schattigen Teich eine Frückstückspause und marschieren dann bis halb 3 Uhr weiter. Von Eingeborenen war nichts zu sehen und zu hören, außer einigen harmlosen Holzfällern, dagegen wimmelte es wieder von zahllosem Wild.

26. Mai. Bei Makonga.

Es ist beim Aufbruch morgens sehr empfindlich kalt. Wir erklimmen in steilem Aufstieg einen dicht bewaldeten Höhenzug, auf dessen Kamm der jetzt übliche einstündige Frühstücksstopp gemacht wird. Der Abstieg auf der anderen Seite geht ohne Schwierigkeit vor sich, denn das Gelände fällt allmählich und in sanfter Böschung ab. Um ½3 Uhr lagern wir bei dem Dorfe Maleonga, dessen Bewohner uns erst für einen feindlichen Kriegszug halten. Man darf hierzulande nicht versäumen, bei Annäherung an ein Dorf die Trommel rühren zu lassen, um sich dadurch schon von weitem bemerkbar zu machen. Der Häuptling, den der Doktor zu sehen wünscht, läßt sich entschuldigen; er sei ganz entsetzlich betrunken. Als würdigen Stellvertreter schickt er einen schönen Ochsen, der uns reichlich willkommen ist.

27. Mai. Bei Ussule.

Kurz vor 6 Uhr Aufbruch. Gegen 8 Uhr marschieren wir unter Trommelschlag an einem großen Dorf vorbei, passieren einen schönen Hain von Borassuspalmen und haben dann vor uns einen breiten, felsigen, dicht bewaldeten Hügelrücken, der mühsam erklommen wird. Auf der anderen Seite wieder Dorf und Trommelschlag, dann geht es durch üppige Mais- und Mtamafelder bis zum Dorf Ussule, dem Hauptflecken der Landschaft gleichen Namens. Hier ist die Häuptlingsstelle durch ein weibliches Wesen besetzt, eine Freundin des verstorbenen Dr. Fischer. Sie schickt umgehend ihren Mann, einen schönen, großen Kerl mit angenehmer Baßstimme, und läßt uns ihren Gruß entbieten. Wir bleiben morgen hier, um Essen einzuhandeln für den nun folgenden siebentägigen Steppenmarsch. Der Doktor schickt Ihrer Hoheit ein besonders reiches Heschima; Madame ist jedoch außerstande, dasselbe persönlich in Empfang zu nehmen, da sie und der ganze Hofstaat sich im Stadium furchtbarster Trunkenheit befindet. Gegen Abend bekommt der Doktor Fieber; hoffentlich erholt er sich bald wieder. Nachts ist es schauderhaft kalt.

28. Mai. Ebendaselbst.

Morgens macht mir der Mann der Sultanin mit Gefolge seinen Besuch. Der Doktor liegt im Bett und empfängt heute nicht. Der

Prinzgemahl ist ein intelligenter, aufgeweckter Mann, und die Unterhaltung geht flott vonstatten, da er des Kisuaheli mächtig ist. Nachmittags mache ich Gegenbesuch; Ihre Hoheit hat aber einen weiten Spaziergang unternommen, wahrscheinlich um sich über die Folgen der gestrigen Kneiperei hinwegzuhelfen. Der Häuptlinggemahl schenkt mir einen Topf mit schönem Scheibenhonig, den ich im Triumph nach Hause bringe. Auch morgen werden wir noch hier bleiben; der Doktor ist noch nicht wieder reisefähig. Abends und morgens ist es bitter kalt.

29. Mai. Ebendaselbst.

Morgens wieder feierlicher Besuch des Mannes mit der Baßstimme, der im Namen seiner erlauchten Gemahlin um die deutsche Flagge bittet. Der Doktor ist gern bereit, und nachmittags steigen unter dem Krachen der Flinten die deutschen Farben in die Höhe. Die Sultanin stiftet unseren Trägern einen fetten Ochsen.

Der Doktor ist immer noch recht elend, mit dem morgigen Abmarsch wird es wieder nichts.

30. Mai. Ebendaselbst.

Das Fieber des Doktors ist im Abmarsch begriffen, scheint aber bei mir Quartier nehmen zu wollen, denn ich habe ein Gefühl großen Unbehagens. Von unserer Freundin erhalten wir noch einen Ochsen und einen großen Topf mit Honig. Morgen gehts weiter.

31. Mai. In der Steppe.

Beim Abmarsch morgens fragt der Doktor, der wieder wohlauf ist, ob mir etwas fehle, ich sähe so schlecht aus. Ich bin in der Tat nicht so recht extra, glaube aber doch marschieren zu können. Nach dreistündigem Marsch bekomme ich Fieber und zwar so heftig, daß ich mich auf den übrigen Teil des Tages nicht mehr besinnen kann.

1. Juni. In der Steppe.

Als ich aufwache, steht die Sonne bereits zwei Stunden am Himmel. Wir bleiben heute liegen, da ich doch wahrscheinlich nicht marschieren könnte. Im Lauf des Tages wird, was ich befürchtete, zur schrecklichen Gewißheit: die Dysenterie bricht wieder aus.

2. Juni. In der Steppe.

Ich schleppe mich mühsam hinter der Karawane her, meine Kräfte sind durch Fieber und Dysenterie völlig absorbiert. Ich komme mir vor wie ein elender Marodeur, als ich erst zwei Stunden nach dem langsamsten Träger das Lager erreiche. Ich kann morgen nicht mehr marschieren, unmöglich nicht. Der Doktor läßt eine Tragbahre aus Drillichstoff für mich konstruieren, in der ich getragen werden soll.

3. Juni. In der Steppe.

In der Tragbahre liege ich ganz schön und fange wieder an, Lebensmut zu bekommen. Wenn nur diese fürchterliche Sonne nicht wäre, die erbarmungslos durch alle Decken hindurchbrennt. Der Appetit mangelt gänzlich; vorgestern, gestern und heute habe ich außer einigen Tassen Kaffee nichts genossen.

4. Juni.

Morgens früh treten wieder meine Wassukuma an, um mich zu tragen. Es sind im ganzen vier, und sie lösen sich zu zwei und zwei ab. Um 8 Uhr, wenn die Sonne anfängt, gefährlich zu werden wickele ich meinen Kopf dicht in wollene Decken ein, nur ein kleines Luftloch wird gelassen. Dann höre und sehe ich nichts mehr, bis mir Sadiki, der nebenher geht, sagt, es wäre Zeit, an die frische Luft zu kommen. Einige hundert Schritt vor dem Lager steige ich nämlich aus und halte dann einen möglichst forschen Einzug auf eigenen Füßen ins Lager. Es ist mir unangenehm, vor den Trägern meine Schwäche zu zeigen. Den übrigen Teil des Tages verbringe ich im Bett; Hamiri fächelt mir Kühlung zu und jagt die Fliegen weg. Heute habe ich die Hälfte eines jungen gebratenen Huhnes gegessen.

5. Juni. In der Steppe.

Ich bin etwas wohler, so daß ich mich zum Diner wieder in des Doktors Zelt einfinden kann. Meine Tätigkeit beschränkt sich allerdings auf Zusehen. Ich nehme jetzt viel Opiumtropfen und trinke stark verdünntes Karbolwasser. Beide Getränke bieten nicht gerade einen kulinarischen Hochgenuß, aber sie sind gut gegen die Dyssenterie. Morgen sollen wir einen zehnstündigen Marsch haben, worauf ich nicht den geringsten Wert lege. Übermorgen kommen wir — insh'allah — aus der Wildnis heraus und wieder in bewohnte Gegenden. Wir haben dann noch 8—10 Tage bis Mpwapwa, wo wir gerettet sind, allerdings nicht gegen Fieber und Dyssenterie.

6. Juni. In der Steppe bei Uveriveri.

Beinahe 10 Stunden sich schleppen zu lassen, ist keine Heldentat, aber noch weniger ein Vergnügen. Gegen 4 Uhr lagern wir bei dem Platze, der auf der Karte mit einer Dorfsignatur und dem Namen Uveriveri bezeichnet ist. Von dem Dorf ist außer einigen verwilderten Feldern und verkohlten Trümmern nichts mehr zu sehen: die Massai sind vor mehreren Monaten hier gewesen und haben es vom Erdboden vertilgt. Morgen geht's also nach Ugogo hinein.

7. Juni. Bei Kabaragas (Ugogo).

Da ich mich morgens verhältnismäßig frisch fühle, so versuche ich zu marschieren, und es geht auch ganz gut. Um 9 Uhr krieche ich dann wieder in die Tragbahre und lasse mich schleppen. Schon um 10 Uhr lagern wir bei dem Dorfe Kabaragas, das schon in Ugogo liegt. Die Bewohner dieses Landes, die Wagogo, stehen bei allen Karawanen in sehr üblem Geruch; jeder Durchmarschierende revidiert sorgfältig seine Waffen und ist auf seiner Hut; denn in Ugogo ist man stets auf dem Kriegspfade. Die Wagogo sind das unverschämteste und räuberischste Gesindel, das man sich denken kann. Von ihren nördlichen Nachbarn, den Massai, haben sie sich allerhand Untugenden angewöhnt, unter anderem die des Hongo-(Tribut-)Forderns. Mich soll es wundern, wie wir mit ihnen fertig werden. Tribut zahlen können wir nicht, und wenn wir könnten, würden wir nicht wollen. Zum Kämpfen sind wir zu schwach, wir haben bloß noch einige dreißig Mann und keine Munition mehr für die Vorderlader. Die nächsten Tage müssen ja eine Entscheidung bringen. Die Bewohner von Kabaragas benehmen sich übrigens ganz gesittet, und mit dem Chef des Dorfes tauschen wir äquivalente Geschenke aus. Er teilt uns auch mit, daß vor einigen Tagen mehrere Asikari aus Mpwapwa hier durchgekommen wären, die einen Brief für die Deutschen hätten, die aus Uganda kämen. Sie sind aber in einer anderen Richtung weiter marschiert und werden uns leider verfehlen.

8. Juni. Bei Muhalala (Ugogo).

Kurz nach $^1/_2$6 Uhr Abmarsch, ich nach vorzüglichem Schlaf zu Fuß. Nach drei Stunden lasse ich mich tragen und gelange um $^1/_2$12 Uhr ins Lager, das an einem steinigen Abhang in der Nähe des Dorfes Muhalala aufgeschlagen ist. Bald verbreitet sich das Gerücht, daß dort eine Karawane und zwei Weiße sich befinden. Wie alle derartigen Nachrichten in Afrika ist auch diese eine Ente, die nur einige wahre Federn hat. Es liegt zwar eine Karawane im Dorf, aber sie wird nicht von zwei Weißen befehligt, sondern von einem Araber, Mohammed bin Omar. Dieser macht nachmittags seinen Salaam und bringt allerhand interessante Nachrichten von der Küste mit. So soll z. B. der Sultan Said Chalifa von Sansibar gestorben und sein Bruder, Said Ali, an seine Stelle getreten sein. Meine Dysenterie verschlimmert sich wieder.

9. Juni. Bei Mtive (Ugogo).

Beim Aufbruch, der um $^3/_4$6 Uhr erfolgt, bin ich wieder ziemlich flau und krieche gleich in die Tragbahre. Gegen 9 Uhr brennt die

3. Juni. In der Steppe.

In der Tragbahre liege ich ganz schön und fange wieder an, Lebensmut zu bekommen. Wenn nur diese fürchterliche Sonne nicht wäre, die erbarmungslos durch alle Decken hindurchbrennt. Der Appetit mangelt gänzlich; vorgestern, gestern und heute habe ich außer einigen Tassen Kaffee nichts genossen.

4. Juni.

Morgens früh treten wieder meine Wassukuma an, um mich zu tragen. Es sind im ganzen vier, und sie lösen sich zu zwei und zwei ab. Um 8 Uhr, wenn die Sonne anfängt, gefährlich zu werden wickele ich meinen Kopf dicht in wollene Decken ein, nur ein kleines Luftloch wird gelassen. Dann höre und sehe ich nichts mehr, bis mir Sadiki, der nebenher geht, sagt, es wäre Zeit, an die frische Luft zu kommen. Einige hundert Schritt vor dem Lager steige ich nämlich aus und halte dann einen möglichst forschen Einzug auf eigenen Füßen ins Lager. Es ist mir unangenehm, vor den Trägern meine Schwäche zu zeigen. Den übrigen Teil des Tages verbringe ich im Bett; Hamiri fächelt mir Kühlung zu und jagt die Fliegen weg. Heute habe ich die Hälfte eines jungen gebratenen Huhnes gegessen.

5. Juni. In der Steppe.

Ich bin etwas wohler, so daß ich mich zum Diner wieder in des Doktors Zelt einfinden kann. Meine Tätigkeit beschränkt sich allerdings auf Zusehen. Ich nehme jetzt viel Opiumtropfen und trinke stark verdünntes Karbolwasser. Beide Getränke bieten nicht gerade einen kulinarischen Hochgenuß, aber sie sind gut gegen die Dyssenterie. Morgen sollen wir einen zehnstündigen Marsch haben, worauf ich nicht den geringsten Wert lege. Übermorgen kommen wir — insh'allah — aus der Wildnis heraus und wieder in bewohnte Gegenden. Wir haben dann noch 8—10 Tage bis Mpwapwa, wo wir gerettet sind, allerdings nicht gegen Fieber und Dyssenterie.

6. Juni. In der Steppe bei Uveriveri.

Beinahe 10 Stunden sich schleppen zu lassen, ist keine Heldentat, aber noch weniger ein Vergnügen. Gegen 4 Uhr lagern wir bei dem Platze, der auf der Karte mit einer Dorfsignatur und dem Namen Uveriveri bezeichnet ist. Von dem Dorf ist außer einigen verwilderten Feldern und verkohlten Trümmern nichts mehr zu sehen: die Massai sind vor mehreren Monaten hier gewesen und haben es vom Erdboden vertilgt. Morgen geht's also nach Ugogo hinein.

Da ich mich [illegible]
zu marschieren, und es [illegible]
dann wieder in die [illegible]
10 Uhr lagern wir bei [illegible]
liegt. Die Bewohner dieses [illegible]
Karawanen in sehr üblem [illegible]
sorgfältig seine Waffen und [illegible]
man stets auf dem Kriegspfade. [illegible]
und räuberischste Gesindel, das [illegible]
nördlichen Nachbarn, den Massai, haben [illegible]
angewöhnt, unter anderem die des [illegible]
soll es wundern, wie wir mit ihnen [illegible]
können wir nicht, und wenn wir können [illegible]
Zum Kämpfen sind wir zu schwach, wir haben [illegible]
Mann und keine Munition mehr für [illegible]
Tage müssen ja eine Entscheidung [illegible]
Kabaragas benehmen sich übrigens [illegible]
des Dorfes tauschen wir äquivalente [illegible]
auch mit, daß vor einigen Tagen [illegible]
durchgekommen wären, die einen [illegible]
aus Uganda kämen. Sie sind aber [illegible]
marschiert und werden uns leider [illegible]

8. Juni [illegible]

Kurz nach 1/2 6 Uhr Abmarsch, [illegible]
Fuß. Nach drei Stunden lasse ich [illegible]
1/2 12 Uhr ins Lager, das an einem [illegible]
des Dorfes Muhalala aufgeschlagen [illegible]
Gerücht, daß dort eine Karawane und [illegible]
alle derartigen Nachrichten in Afrika ist [illegible]
einige wahre Federn hat. Es liegt zwar [illegible]
aber sie wird nicht von zwei Weißen [illegible]
Araber, Mohammed bin Omar. Dieser [illegible]
Salaam und bringt allerhand interessante [illegible]
mit. So soll z. B. der Sultan Said [illegible]
und sein Bruder, Said Ali, an [illegible]
Dyssenterie verschlimmert sich wieder [illegible]

Beim Aufbruch, der um 3/4 6 [illegible]
flau und krieche gleich in die [illegible]

Sonne aber so fürchterlich, daß ich wieder aussteige und marschiere. Bald darauf gelangen wir an den Rand eines 4—500 Fuß fast senkrecht abfallenden Abhangs, und vor uns liegt, flach wie ein Teller, öde und spärlich bewachsen, die Ugogoebene. Mühevoll gehts hinunter, wir marschieren dann noch stramm bis 1/2 12 Uhr und lagern in den Hütten eines alten Camps. In der Nähe liegt das Dorf Mtive. Von der Unverschämtheit der Wagogo bekommen wir heute eine kleine Probe. Als der Doktor und ich uns um 4 Uhr ganz friedlich zu Tisch gesetzt haben, ertönt plötzlich im Lager Geschrei, und gleich darauf erscheint ein angetrunkener Mgogo vor der Tür des Zeltes. Die Boys eilen herbei, um ihn fortzubringen, werden aber von dem kräftigen Gesellen beiseite gedrängt, und dieser versucht unter wüstem Geschrei einzudringen. Ich sitze zunächst der Tür, springe auf und gebe ihm einen Boxerhieb, so daß er beiseite taumelt. Auch das schüchtert ihn noch nicht ein, und erst nach Anwendung eines gewichtigen Knüppels hält er es für besser, Ferfengeld zu geben. Die Somali packen ihn und zählen ihm dann noch 25 auf. Hierauf verschwindet er mit erstauntem Gesicht, aber sehr ernüchtert, wie mir scheint. Kaum sitzen wir wieder bei Tisch, als sich von allen Seiten das gellende Kuuui! Kuuui!, das Kriegsgeschrei der Wagogo, vernehmen läßt. Wir eilen hinaus, die Leute stehen schon gefechtsbereit an der Umzäunung des Lagers. Von allen Seiten stürzen die Träger, die in die Steppe gegangen waren, um Wasser zu holen, herbei; die nachsetzenden Wagogo werden von der Büchse des Doktors begrüßt, die einen tot niederstreckt und einen anderen schwer verwundet. Sie ziehen sich in achtungsvolle Entfernung zurück und suchen uns durch schreckliches Gebrüll und wütende Kriegstänze einzuschüchtern, während von den Bergen fort und fort der Kriegsschrei ertönt und immer neue Haufen anlangen. Die sichere und gelassene Ruhe, mit der unsere Leute dem ganzen Spektakel zusehen, schüchtert sie trotz ihrer mehr als dutzendfachen Überzahl doch wohl ein, denn nach kurzer Zeit knüpfen sie Verhandlungen an. Der Doktor läßt sich auf nichts ein; er sagt, wenn sie uns in Ruhe ließen, so würden auch wir nichts gegen sie unternehmen, anderenfalls würden sie die Folgen zu tragen haben. Nach langem, aufgeregtem Geschnatter gehen sie ab; es ist mittlerweile dunkel geworden, und wir begeben uns bald zur Ruhe. Da die Munition für die Vorderlader fast gänzlich verbraucht ist, so wird der letzte Rest Eisendraht, den wir noch haben, in Stücke zersägt und unter die Träger verteilt. Wartet nur, Gesindel! Ihr sollt unseren Eisendraht bekommen, aber in anderer Form, wie ihr euch denkt. Die Nacht verläuft unter starker Postendeckung ruhig.

10. Juni. Bei Makenges Dorf (Ugogo).

Auch heute Morgen ist nichts Verdächtiges zu sehen, und wir verlassen in gewöhnlicher Marschordnung das Lager. Um 9 Uhr steige ich in die Tragbahre und nicke bald darauf ein wenig ein. Im Halbschlummer kommt es mir vor, als ob draußen nicht alles richtig sei, von allen Seiten höre ich das vermaledeite „Kuuui!", das schließlich immer lauter und näher ertönt. Als dann meine Träger sich plötzlich in Trab setzen, werde ich munter, lasse halten und steige aus. Die ganze Steppe um uns her wimmelt von Hunderten von Wagogo, die mit ihren großen, blanken Speeren und den grellbemalten Schilden neben uns herziehen und unter wüstem Geschrei drohende Gebärden machen.

Vor uns ist der Weg durch eine dichte Kette von Kriegern versperrt, die sich in abwartender Haltung niedergekauert haben. Der Doktor erkundigt sich nach ihrem Begehr und erhält als Antwort die ungestüme Forderung des Hongo. Auf die Büchse zeigend, erwidert er, dies sei seine Manier, den Wagogo Hongo zu zahlen; übrigens möchten sie nicht allzusehr auf ihre Überzahl pochen, denn alle unsere Leute seien tapfere Krieger und schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden. Die sichere und selbstbewußte Haltung macht Eindruck; so etwas haben diese unverschämten Burschen, die Geißel aller Karawanen, wohl noch nicht gehört. Widerwillig geben sie den Pfad frei und lassen uns ziehen, aber noch lange ertönt ihr jauchzendes, dem Heulen der Hyänen täuschend ähnelndes Geschrei. Bald lagern wir auf dem Gipfel einer Anhöhe in einem alten Karawanenkamp; in der Nähe befindet sich das Dorf des Häuptlings Makenge. Dieser, der vor Alter schon erblindet sein soll, steht dennoch im Ruf größter Gewalttätigkeit und Raubluft; schon viele Karawanen sind von ihm zersprengt und geplündert worden. Der Doktor schickt Botschaft an ihn und fragt, wie er sich zu stellen gedächte, ob er Krieg oder Frieden haben wolle, wir seien zu beidem bereit.

Einige 1000 m von uns entfernt, jedoch nicht sichtbar, lagert eine Wanyammwesikarawane, die etwa 1000 Mann stark ist und auch an die Küste marschieren will. Ihre Führer erscheinen im Zelt des Doktors. Sie führen bittere Klage über die Gewalttätigkeiten, die sich die Wagogo an ihnen erlaubt haben, und schließen ein Schutz- und Trutzbündnis mit uns ab. Trotz ihrer großen Anzahl haben sie bis jetzt nicht gewagt, sich den gefürchteten Wagogo zu widersetzen.

Gegen 2 Uhr setzen wir uns zu Tisch, und der Doktor verteilt die Rollen für einen etwaigen Kampf. Ich, noch immer ziemlich in-

valid, soll mit einem Teil der Träger das Lager verteidigen; er will mit den Somali und den übrigen Trägern einen Ausfall machen und den Wagogo seinerseits auf den Leib rücken.

Als wir beim Kaffee sitzen, kommen die an Makenge abgesandten Boten zurück und berichten, der Häuptling wünsche Frieden. Im Gegensatz zu dieser Nachricht hören wir gleich darauf Schüsse krachen und das Geschrei unserer Leute: „Bunduki, bunduki, wa na kuja Wa-gogo!" — an die Gewehre, die Wagogo kommen! Verdammte Lügner und Verräter.

Rasch greifen wir zu den Büchsen und stürzen hinaus. Das Lager ist von allen Seiten von hohen Maisfeldern umgeben, und diese haben die Wagogo benutzt, um sich heranzuschleichen. Nun sausen ihre Pfeile, vereinzelte Schüsse krachen, und in wahren Wolken schwärmen sie von allen Seiten heran. „Pigani moto katika mahindi, twendeni Watu wa Ussukuma, wa Unyamwesi, derrerra Somali! tu ta monesha Wa-gogo, ku fanya vita kwa Wa-dutshi!" — Feuer in die Maisfelder, vorwärts, Leute von Ussukuma und Unyamwesi, kämpft, Somali! wir wollen die Wagogo lehren, mit den Deutschen Krieg zu machen! Von allen Seiten fliegen Feuerbrände in die Felder, die Leute sammeln sich blitzschnell und werfen sich dann mit schallendem Hurra den anstürmenden Feinden entgegen. In der ersten Rage habe ich ganz unseren Schlachtplan vergessen und eile an der Seite des Doktors voran; bald besinne ich mich aber, bringe etwa 25 unserer Kerls zum Stehen und kehre mit ihnen im Laufschritt zum Lager zurück. Es war die allerhöchste Zeit. Kaum haben die Wagogo gesehen, daß das Lager vollständig entblößt ist, als sich einige Hundert von ihnen mit gellendem Jauchzen darauf losstürzen. Wir lassen sie bis auf 50 Schritt herankommen und geben dann Feuer in den dichten Haufen. Es fallen fünf oder sechs — noch einige Schüsse; sie stutzen — dann schreien wir Hurra und gehen unsererseits mit geschwungenen Waffen zum Angriff vor. Die ganze erbärmliche Bande macht Kehrt und gibt in langen Sätzen Fersengeld. Ein spöttisches Gelächter schallt hinter ihnen drein und Rufe, ob sie nicht noch mehr Eisendraht haben wollten usw.

Wir ziehen uns dann wieder dicht ans Lager zurück, auch die Wagogo sammeln sich wieder und machen Front. Nun beginnt ein eigentümliches, interessantes und manchmal höchst komisches Scharmützel, dem ich in aller Gemütsruhe zusehe. Die verschiedenen Kriegshelden schwärmen und tanzen umher, rufen laut ihre Namen und Heldentaten, höhnen den Gegner durch Schimpfereien, fordern jeden

zum Einzelkampf heraus und — verschwinden mit phänomenaler Geschwindigkeit, wenn wirklich einer Anstalten macht, der Einladung Folge zu leisten. Ich lasse mir schließlich von Sadiki einen Feldstuhl und eine Tasse Kaffee herausbringen und setze mich behaglich nieder. Unterdessen schwärmt der Doktor im Lande umher, die Schüsse tönen aus immer größerer Entfernung, Rauch brennender Tembe (Dörfer der Wagogo) steigt erfreulich auf und beweist, daß er tüchtig an der Arbeit ist. Unsere Bundesgenossen, die Wanyamwesi, die erst den Erfolg abgewartet haben, kommen jetzt auch in hellen Haufen heran, um zu helfen. Ich behalte einen Teil beim Lager und schicke die übrigen zum Doktor. Noch einmal raffen sich die Wagogo zu einem allgemeinen Angriff auf das Lager auf, aber mit demselben negativen Erfolg, wie vorher, und dann beginnt wieder der Einzelkampf, gewissermaßen als eingeschobenes Ballet. Sie werden immer weiter zurückgedrängt, so daß ich die einzelnen Kämpfer und Tänzer durch den Krimstecher betrachte. Einer der Wanyamwesi, ein kleiner, gewandter Kerl, hopst wie ein Heuhüpfer umher, in der einen Hand seinen Bogen, in der anderen ein Bündel Pfeile, von denen er ab und zu einen fliegen läßt. Ein Mgogo springt auf ihn zu, nähert sich bis auf wenige Schritt und macht dann wieder Kehrt. Blitzschnell liegt der Pfeil auf der Sehne und steckt im nächsten Augenblick tief im Rücken des Gegners. Es muß barbarisch weh tun, denn er krümmt und windet sich wie ein Aal. Der kleine Mnyamwesi ahmt spottend die Gebärden des Verwundeten nach und wird durch lautes Gelächter belohnt; ein Mgogo dagegen, ein wahrer Hüne, macht sich ernstlich daran, seinen Kameraden zu rächen. Den blitzenden Speer in der einen, den großen Schild in der anderen Hand schwingend, stürzt er wie ein Berserker auf den Pfeilschützen. Dieser besinnt sich keinen Augenblick, sondern ergreift sofort das Hasenpanier. Eine kurze Zeit hetzen sie sich herum, der Mnyamwesi verschießt ohne Erfolg seine beiden letzten Pfeile und ist nun bis auf eine kurze Wurfkeule und ein Messer waffenlos. Es wäre schade um den Burschen. Mehrmals hebe ich die Büchse, um zu seinen Gunsten zu intervenieren, aber ich kann nicht ordentlich Ziel nehmen und ebenso gut den einen wie den anderen treffen. Der riesenhafte Mgogo ist seinem Gegner trotz seiner schweren Waffen im Laufen über. Jetzt ist er dicht hinter ihm, das breite Speereisen blitzt, erhoben zu tötlichem Stoß — da wirft sich der Verfolgte blitzschnell herum, und mit hellem Klang saust seine Keule auf die Waffe des Gegners. Der Stoß ist pariert, gleich darauf der zweite; wieder eine blitzschnelle Wendung, und die Keule fährt zwischen die Augen des

Mgogo, der rückwärts taumelt. Im nächsten Augenblick sitzt ihm das Messer tief in der Kehle, der Sieger ergreift die Waffen des gefällten Feindes und eilt mit gellendem Siegesgeschrei zurück. Die Szene war wirklich aufregend, am Schluß rief ich mechanisch ein lautes Bravo. Den erbeuteten Speer, an dem die Hiebe der Keule deutlich sichtbar sind, handele ich dem kleinen Helden ab[1]) und sage ihm noch viel Schmeichelhaftes. — Nach und nach verschwinden die Wagogo gänzlich vor dem Lager. Bei Sonnenuntergang ertönt lauter Siegesgesang, dazwischen Meckern und Brüllen, und bald darauf erscheint der Doktor an der Spitze seiner Leute mit einer stattlichen Herde. Wir schütteln uns lachend die Hände.

Der Doktor hat etwa zwölf Tembe zerstört, schimpft aber über das schlecht brennbare Baumaterial, das aus Lehm und Kuhdünger besteht.

Abends geht nochmals eine zahlreiche Gesandtschaft zu Makenge: er hätte den Krieg gewollt und hätte ihn bekommen. Er solle jetzt sofort Tribut zahlen, oder wir blieben hier und „fräßen sein ganzes Land auf." Makenge hat Linderung, er schickt einen ungeheuren Elefantenzahn, der von drei Mann getragen werden muß[2]), und verspricht für morgen noch Vieh. Außerdem erklärt er sich für einen begeisterten Freund der Deutschen und bittet um einen Brief, der seine lobenswerten Gesinnungen bestätigt[3]). Der Doktor bittet mich, ein solches Schreiben aufzusetzen, und ich bescheinige dem alten Gauner (wie der Doktor dem Slusuhr in „mine Stromtid"), daß er raisonnable Prügel bekommen hätte. Sie hätten ihm aber nichts geschadet. — Im ganzen war das heute ein genialer Tag: die Wagogo verlangen Tribut, greifen das Lager an, verlieren zwölf Dörfer, eine Menge Leute und eine Herde und müssen sich selber zum Tribut bequemen. Nun kennen Sie uns, meine Herren!

11. Juni. Ebendaselbst.

Morgens in der Frühe erscheinen 38 Ochsen und eine Anzahl Kleinvieh. Zugleich läßt Makenge bitten, wir möchten doch nun bald abreisen.

Heute bleiben wir aber hier, erstens den Wagogo zum Trotze und zweitens weil der Doktor seit der gestrigen Anstrengung sich ziemlich schlecht befindet. Er klagt über rheumatische Schmerzen,

---

[1]) Er ist noch in meinem Besitz.

[2]) Er wurde an der Küste für über 1000 Mark verkauft.

[3]) Makenge hat seitdem schon wieder verschiedene Karawanen angefallen.

Kopfweh und Taubheit. Er hat sich vielleicht einen kleinen Sonnenstich geholt.

12. Juni. Am Bubu (Ugogo).

Um 3/4 6 Uhr brechen wir auf und treffen bald mit der Wanyamwesikarawane zusammen. Es ist ein ungeheurer Schwarm von Männern, Weibern, Kindern, ungezähltem Vieh: die reine Völkerwanderung. Um 11 Uhr passieren wir das von waldigen Ufern begrenzte, bis auf einige Pfützen ausgetrocknete Bett des Flusses Bubu und lagern dann wieder in einem alten Kamp. Sämtliche Wagogodörfer, die wir heute passierten, waren von ihren Bewohnern verlassen, unser vorgestriger Sieg hat ungeheuren Eindruck gemacht. Nach ihrer eigenen Angabe haben sie 50 Mann verloren, was ihnen keinenfalls schaden kann. Der Doktor ist noch immer sehr elend, auch für ihn muß eine Tragbahre angefertigt werden.

13. Juni. Bei Ungombe (Ugogo).

Aufbruch bei Sonnenaufgang, der Doktor in der Tragbahre. Um 9 Uhr steige auch ich in die meinige, mehr aus Bequemlichkeit, als weil ichs nötig habe.

Ugogo ist ein häßliches Land, flach wie ein Teller, dürr und staubig. Nur selten ist es mit krüppeligen Mimosenbäumen bewachsen; alle Arten von sonstigen Dorngewächsen sind aber reichlich vertreten. Um 1 Uhr lagern wir bei dem Dorfe Ungombe und treffen dort eine ungeheure arabische Elfenbeinkarawane, die weit aus Zentralafrika kommt und nach Irangi will. Einige Tage marschieren wir alle zusammen und sind jetzt zwischen 2 und 3000 Mann stark. Der Doktor hat den Oberbefehl über den ganzen Troß. Die Bewohner von Ungombe haben sich auf die Nachricht von unserem Anmarsch aus dem Staube gemacht, ihr Häuptling schickt folgende Botschaft: er erkläre sich für unseren Sklaven, bäte um Frieden und wollte 20 Ochsen schicken. Diese kommen auch bald darauf an. Morgen liegt ein zehnstündiger Marsch vor uns, bis wir wieder an Wasser kommen. Dies konveniert aber weder uns, noch den anderen Kontingenten. In einem Schauri wird verabredet, daß wir morgen erst nach dem Mittagessen aufbrechen, Wasser mitführen und bei Sonnenuntergang lagern wollen. Am nächsten Tage kommen wir dann wieder an Wasser.

Nachts bis 12 Uhr herrscht im Lager der Araber ein so entsetzlicher Lärm, ein so über alle Beschreibung wüstes Geschrei, daß ich mich fluchend umherwälze und vergeblich einzuschlafen versuche.

14. Juni. Bei Hitawa ya kitjwa ya tembo (Ugogo).

Um 1/2 1 Uhr brechen wir auf, die anderen Kontingente sind schon

etwas früher abmarschiert, so daß unsere kleine Schar, um an die Spitze zu kommen, durch dichte Menschenmassen und Staubwolken hindurch muß. Aber was für ein Bild! Nahe an 3000 Menschen mit vielen tausend Stück Vieh und kolossalen Massen von Elfenbein (ca. 2000 Zähne). Alle Stämme sind vertreten, vom wilden Manyema, dem Menschenfresser tief aus Zentralafrika, bis zum halbzivilisierten Suaheli. Wilde Gestalten mit meterhohem Federkopfputz, ein Leoparden- oder Löwenfell umgeworfen, mit Ringen in Nase und Ohr, den Bogen und ein Bündel Giftpfeile in der Hand, auf dem Kopf den gigantischen Elefantenzahn, folgen sich in langen Reihen. Dutzende von großen Pauken, in eigentümlichem Rhythmus dumpf donnernd, begleiten den schallenden, gellenden Gesang, dazwischen das Geläute großer eiserner Glocken, Kuhgebrüll, Ziegengemecker, Hundegekläff — das alles bietet ein sehenswertes Bild, einen Anblick, wie man ihn nur in Afrika haben kann. Kurz vor 5 Uhr lagern wir bei einer Stelle, für die mir der Name Hitawa ya kitjwa ya tembo angegeben wird, zu deutsch: „Platz des Elefantenschädels!" Wasser gibt es nicht, unser mitgebrachter Vorrat verhilft uns aber zu einem Abendbrot. In der Nacht ertönt wieder das schauerliche, tierische Gebrüll aus dem arabischen Lager. Sadiki erzählt mir, es seien dies die Zentralafrikaner, die sich durch Bangi- oder Haschisch-(Hanf)-rauchen in einen Zustand völliger Ekstase versetzen und dann, mit schäumendem Munde auf der Erde liegend, diese furchtbaren Töne von sich gäben.

15. Juni. Bei Matako (Ugogo).

Kurz vor 6 Uhr Aufbruch. Bis 9 Uhr gehe ich zu Fuß und lasse mich dann wieder tragen. Kurz nach 11 Uhr erreichen wir das Dorf Matako und lagern nicht weit davon. Die Wasserlöcher sind ausgetrocknet, aber die Leute graben so lange, bis sie etwas finden. Es ist natürlich nicht ohne weiteres zu genießen, sondern muß erst geklärt und abgekocht werden. Der Doktor und ich löschen seit mehreren Tagen unseren Durst ausschließlich mit Kaffee. Morgen haben wir wieder zehn Stunden zu marschieren und wollen deshalb schon bei Nacht aufbrechen.

16. Juni. Bei Musanga (Ugogo).

Nachts um 3 Uhr ertönen die langgezogenen Töne des Signalhorns zum Wecken, und bald darauf befinden wir uns auf dem Marsch. Ohne die spärliche Beleuchtung, die uns der herrliche Sternenhimmel sendet, würde es stockfinster sein. Bis 6 Uhr marschiere ich zu Fuß, schlafe dann bis 8 Uhr in der Tragbahre, gehe wieder bis 11 Uhr,

und werde dann noch zwei Stunden getragen. Um 1 Uhr lagern wir auf einem schon oft benutzten Lagerplatze, in dessen Nähe sich vereinzelte, kolossale Felsblöcke befinden. Im Schatten eines derselben schlage ich mein Zelt auf. In der Nähe lagert eine arabische Karawane, die unter deutscher Flagge ins Innere zieht und deren Führer uns folgende unglaubliche Nachricht bringt: „Min Pascha", der vor einigen Monaten mit Stanley an die Küste gekommen sei und lange krank gelegen habe, sei wieder auf dem Rückmarsch ins Innere. Er führe bei sich zwei Kanonen, 150 Askari, Hunderte von Trägern und hätte Vieh wie Sand. Er lagere jetzt schon mehrere Wochen in Mpwapwa, wo Bana Bilo (Bülow) befehligt; viele Weiße seien dort und Mpwapwa sei sehr stark befestigt. — Der Mann scheint diesmal wirklich nicht zu lügen. Aber was will Emin, wenn er es wirklich ist, wieder im Inneren? Nun, wenn wir noch einmal einen Parforcemarsch machen, sind wir in drei Tagen in Mpwapwa und erhalten dort endlich völlige Aufklärung. Wie lang erscheint mir die Zeit bis dahin.

Das Gelände nimmt einen gebirgsartigen Charakter an; vor uns und zu beiden Seiten des Weges recken hohe Bergketten ihre Häupter gen Himmel. Abends unterhalten wir uns noch stundenlang über die kommenden Ereignisse; ich rauche dabei sechs Pfeifen en suite, was mir schlecht bekommt.

17. Juni. Bei Kwa Njagalo (Ugogo).

Wir brechen erst um 7 Uhr auf und lagern schon um 11 Uhr an einem Fluß mit endlich einmal wieder genießbarem Wasser. Unterwegs begegnen uns mehrere Karawanen, die fast alle die deutsche Flagge führen: wir sind jetzt im Machtbereich der deutschen Schutztruppe und haben von wilden Stämmen nichts mehr zu besorgen.

An dem unserem Lager gegenüberliegenden Ufer des Flusses erscheinen alte Freunde von uns, mit denen wir im Dezember soviel zu tun hatten — Massai. Sie gehören zwar einem anderen Stamm dieses großen Volkes an, ähneln ihnen aber doch vollständig in bezug auf „Anzug" und Waffen. Sie treiben Tausende von Ochsen zur Tränke und bald entwickelt sich ein ganz friedliches Gespräch. Der Doktor sagt ihnen, wer wir seien. „Ja, wir haben davon gehört!" „Gut, kommt jetzt hinüber zu uns, wir wollen Freundschaft schließen." „Nein, nein, lieber nicht." „Warum denn nicht?" „Wir haben Angst" — und nach beendigter Tränke ziehen sie schleunigst davon. Die Nachricht von unseren Kämpfen hat also ihren Weg bis hierher ge-

funden, auch der Araber gestern hatte davon gehört. Heute brechen wir wieder in der Nacht auf, da ein zehnstündiger Marsch durch die wasserlose Salzsteppe Marenga mkali (wörtlich bitteres Wasser) vor uns liegt. Übermorgen kommen wir dann in Mpwapwa an — Glück auf!

Vierzehntes Kapitel.

Zur Küste.

18. Juni. Bei Campi (Ugogo).

Der Somali Sherif Omar, der die Wache hatte und um 12 Uhr wecken sollte, kommt erst um 2 Uhr und behauptet, sich in den Sternen geirrt zu haben. Solche Ausreden kennen wir, er bezahlt 15 R. Strafe. Es ist bitter kalt. Wir marschieren bis Sonnenaufgang durch die dunkle Nacht und machen dann einen Frühstücksstopp. Dann geht es durch malerische Berglandschaften und auf guten Pfaden bis 12 Uhr weiter, wo wir bei der Lagerstelle Campi Halt machen. Wir treffen wieder auf eine große Karawane, die unter deutscher Flagge marschiert und deren Leute uns mit militärischem Gruß und dem trauten: (guten) „Morgen!“ begrüßen. Nur ein vierstündiger Marsch trennt uns noch von Mpwapwa und Emin Pascha; wir haben wirklich Grund, dem Himmel zu danken, daß er uns das vergönnt hat. Gegen Abend verstärkt sich der schon den ganzen Nachmittag von den Bergen pfeifende Wind zum heulenden Orkan, dreimal bricht mein Zelt, zweimal das des Doktors zusammen. Never mind! morgen sind wir ja in Mpwapwa.

19. Juni. Bei Emin Pascha in Mpwapwa.

Die erste Hälfte des Weges marschiere ich ehrbar und langsam hinter den Trägern, dann kann ich meinen Drang nach vorwärts nicht mehr zügeln und eile voraus, dem Doktor nach. Um ½ 11 Uhr sehe ich auf der Spitze eines Hügels das Fort Mpwapwa, das trotzig und düster in die Welt blickt und von dessen beiden Türmen stolz die deutsche Flagge flattert. Sadiki und Hamiri, wie immer hinter mir, brechen beim Anblick „des großen Hauses der Deutschen“ in ein Freudengeschrei aus. Gleich darauf ertönt Hufgetrappel und aus einem vor uns liegenden Mtamafeld sprengen in vollem Galopp drei

Reiter auf uns zu, in deren einem ich Herrn von Bülow, einen alten Kameraden und Duzbruder von mir, erkenne, ein anderer ist der mir ebenfalls bekannte Proviantmeister Janke. „Guten Tag, Tiedemann!“ „Morgen, Bülow, Morgen Janke!“ Mir ist das Herz so voll, meine Augen brennen, und nur mit Mühe kann ich einen allzu stürmischen Freudenausbruch unterdrücken. „Gestatten die Herren — Herr Leutnant Langheld von der Expedition des Pascha — Herr von Tiedemann.“ Wir machen uns eine Verbeugung nach der neuesten Mode, schütteln uns die Hände und dann geht es zurück. Bülow tritt mir seinen Reiteſel ab und schreitet gewichtigen Schrittes neben mir. Langheld ist ebenfalls zu Esel, Janke bändigt einen Ochsen zwischen seinen Schenkeln, Hamiri und Sadiki machen den Schluß. So geht es durch das Mtamafeld, bis wir in eine offene Talsenkung gelangen und dann bietet sich ein Anblick dar, bei dem mir das Herz vor Freude lacht. Zur Rechten das massige Fort auf dem Hügel, links unten im Tal ein großes Lager mit unzähligen kleineren und größeren Zelten, dazwischen exerzierende Soldaten, weidende Pferde, Esel und Ochsen; in der Mitte, vor dem größten Zelt, an hohem Mast die deutsche Flagge. „In dem großen Zelt sind der Pascha und Doktor Peters,“ sagt Bülow, dessen Erzählungen von Bismarcks Abschied usw. ich wie im Traume gelauscht habe, „komm, da gibt's Sekt“. Als ich zögernd in das Zelt trete, kommt ein kleiner, freundlicher Herr mit schwarzem Backenbart und einer Brille, mit tiefdurchfurchtem, gelbbraunem Gesicht, das den Ausdruck höchster Intelligenz trägt, auf mich zu. Er faßt meine beiden Hände, schüttelt sie kräftig, sagt mir viel Liebenswürdiges und drückt mich dann in einen Stuhl. „Trinken Sie auch Sekt?! „Ja!“ „Rauchen Sie auch?!“ „Ja!“ „Zigaretten oder Zigarren?!“ „Zigaretten!“ „Hier und hier und hier und hier!“ Vier Pakete, in jedem 100 der feinsten ägyptischen Zigaretten, fliegen in meinen Schoß, vor mir steht ein großes Glas mit goldigem schäumenden Wein; ich komme mir entsetzlich töricht vor, als ich alle der Reihe nach stumm ansehe und nichts weiter sagen kann als: „Prost!“ Ja, es ist wirklich wahr, kein Traum, keine Fieberhalluzination: vor mir sitzt Emin Pascha, der solange, der so schmerzlich Gesuchte, und stößt mit mir an. Vom Rest des Tages weiß ich nur noch Verworrenes, denn es gab nicht allein Sekt bei Emin, sondern auch Portwein, Chartreuse, Sherry, Whisky und Bordeaux. Auch Flaschenbier. Bald sitzen wir im Fort in der Messe, sauber gekleidete Boys tragen dampfende Schüsseln voll köstlicher Speisen, Pfropfen knallen, Gläser klirren, dazwischen klingt fröhliche Rede in

der trauten deutschen Sprache und ab und zu ein „donnerndes vielstimmiges Hoch.

Ich habe lange nicht so viele Weiße auf einem Haufen gesehen; wir sind im ganzen 14 und zwar:

1. Se. Exzellenz Dr. Emin Pascha.
2. Doktor Carl Peters.
3. Leut. Langheld } Offiziere bei Emin.
4. Dr. Stuhlmann }
5. Ich.
6. Janke.
7. Leutnant von Bülow, Chef von Mpwapwa.
8. 9. 10. Drei Unteroffiziere bei Emin.
11. 12. Zwei dito bei Bülow.
13. 14. Zwei katholische Missionare, die mit Emin nach Ukumbi wollen, darunter ein Deutscher, Pater Schynse.

Nachmittags reiten Langheld und ich auf zwei wirklichen Pferden spazieren und besehen das Fort, das Mauern hat wie eine Raubritterburg und mit zwei Geschützen armiert ist. Im Hofe tummeln sich drei zahme Strauße herum. Der Doktor und ich werden für die Nacht in einem Neubau untergebracht, die Eminschen Herren schlafen unten im Lager. Ich kann lange keine Ruhe finden.

20. Juni. Ebendaselbst.

Das platte Dach über meinem Schlafzimmer ist noch nicht fertig, und ich wache morgens früh davon auf, daß oben Leute herumtrampeln, und Sand und Kalk mir aufs Gesicht fällt. Ich fluche in Kisuaheli und allen möglichen Idiomen, werde aber nicht gehört. Schließlich interveniert eine dröhnende Baßstimme zu meinen Gunsten, die sich vom Hofe aus folgendermaßen ausläßt: „Na, mal rrrrrrrunter da mit die Schweinebande!!!“

Oben vielfüßiges Getrappel, das sich mit Windeseile entfernt. Ich konnte mich bei diesen „Klängen aus der Heimat“ eines lauten Lachens nicht erwehren und dachte, das kann kein anderer sein, als ein preußischer Unteroffizier. Und so war es auch: ein alter Garde du Corps!

Nach kräftigem Frühstück gehe ich hinunter zu Emin und mache meine Aufwartung. Er ist schon auf und eifrig damit beschäftigt, kleine ausgestopfte Vögel zu sortieren, von denen schon eine ganze Reihe, mit Etiketten und Namen versehen, von der Zeltstange herunterhängt. Er erkundigt sich eindringlich nach meinen Bedürfnissen und schenkt mir Strümpfe, Parfüm, ein Paar Schlafschuhe, eine Haarbürste, Nagelschere usw. Ich revanchiere mich mit einem Paar neuer Stiefel,

die ich noch habe,[1]) bitte ihn, mir ein kleines schriftliches Andenken zu hinterlassen, und nehme dankend eine Karte in Empfang, auf die er mit wunderfeiner Schrift etwas zum Andenken geschrieben hat. Von Stanley erzählt er tolle Geschichten; ich kann noch nicht recht daraus klug werden, wie die Sache eigentlich liegt, und mag auch nicht allzuviel fragen. Nur eins muß ich erwähnen, und das ist Stanleys Benehmen gegenüber dem alten Räuber Makenge, den wir vor einigen Tagen so gründlich klein gekriegt haben. Dieser erklärte sich mit dem Tribut, den Stanley ihm freiwillig sandte, nicht zufrieden, sondern verlangte, daß alle farbigen Mitglieder der Expedition, deren Zahl sich auf viele Hunderte belief, ihm mehrere Tage lang beim Bau eines Dorfes helfen sollten. Nur durch Zahlung eines Tributs, der den gewöhnlichen um das Vierfache übertraf, konnte sich Stanley von diesem schmachvollen Ansinnen losmachen. Und dabei hatte er eine Kanone!

Beim Essen sind wir wieder sehr fidel und werden nachher von Janke photographiert.

21. Juni. Ebendaselbst.

Nicht viel Neues; wir legen erneute Breschen in die Eßvorräte von Mpwapwa.

22. Juni. In der Steppe.

Heute geht es ans Scheiden. Wir lassen die Karawane abmarschieren und frühstücken zum letztenmal gemütlich mit Emin Pascha und seinen Herren.

Bülow schenkt mir einen kleinen Reitochsen, den ich mit bestem Dank annehme, der Doktor bekommt vom Pascha einen schönen Maskateesel. Ein kurzer, herzlicher Abschied, ein tüchtiger Händedruck jedem einzelnen, und dann ziehen wir in entgegengesetzter Richtung davon. Emin Pascha nach Westen, einer dunklen Zukunft[2]) entgegen, wir nach Osten, dem Ozean zu und der Heimat.

Mein Öchslein bewährt sich ausgezeichnet, man kann sich kein bequemeres Reittier denken. Das Land ist hügelig und größtenteils dicht bewaldet, so daß wir oft im kühlen Schatten marschieren. Um $^1/_2$12 Uhr lagern wir an einem schönen Platz mit gutem Wasser. Als der Doktor und ich abends in gehobener Stimmung plaudern, wird uns ein Kurier von der Küste gemeldet. Herein mit ihm! Der Mann

[1]) Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, dem Schuhmacher Priestap in Berlin das höchste Lob zu zollen. Ich bin mit einem einzigen Paar seiner Stiefeln von der Küste bis hinter den Baringosee marschiert, zum Teil über Fels- und Lavaboden.

[2]) Ja, seine Zukunft war dunkel genug, er wurde ermordet.

hat Briefe für uns aus der Heimat, von unseren Lieben. Mir mangeln die Worte, um die Gefühle zu schildern, mit denen ich das dicke Paket öffne, das Briefe für mich enthält, seit dem Mai des vorigen Jahres. Solange sind wir ohne Nachrichten gewesen, und was für eine Zeit liegt hinter uns. Es sind lauter gute und erfreuliche Neuigkeiten, die ich, mit zitternden Händen und fieberhafter Hast die Briefe öffnend, erfahre; von Zeit zu Zeit muß ich eine kleine Pause eintreten lassen, um mich zu beruhigen.

Als ich abends alleine vor meinem Zelte sitze und zur goldenen Mondsichel hinaufschaue, da bemächtigt sich meiner ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit gegen den Lenker aller Dinge, der alles so wunderbar gefügt hat.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus tiefer Knechtschaft Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war.
Der unsrer Feinde Macht zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut,
Und über Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

23. Juni. Bei Mlala (Usagara).

Um 6 Uhr brechen wir in gehobener Stimmung auf, weithin erschallt der fröhliche Gesang unserer Leute. Auch die Gegend ist recht dazu angetan, Fröhlichkeit und frischen Mut zu erwecken; über saftigen, grünen Wiesen und schattigen Hainen, über parkartiger Steppe und hellen, murmelnden Bächen wölbt sich ein klarer, tiefblauer Himmel; die Luft ist köstlich mild und lau; prächtige Falter gaukeln von Blume zu Blume, buntfarbige Vögel zwitschern und rufen in den Zweigen; dann und wann kreuzt ein Sprung prächtiger Antilopen in flüchtigen Sätzen unseren Pfad.

Um $^1/_2$12 Uhr lagern wir in einem früheren Kamp Stanleys und sitzen bald vor einem guten Mittagessen, zu dem uns die aus Mpwapwa mitgebrachten Konserven verhelfen. Der Bote hat gestern auch noch die erfreuliche Nachricht gebracht, daß unsere Freunde von der Küste sieben Lasten mit allerhand Leckereien für uns abgeschickt hätten, die schon ganz in der Nähe sein müßten. Das Verzeichnis dieser Herrlichkeiten, das den Briefen beigefügt war, wird vom Doktor vor und nach jeder Mahlzeit mit pathetischem, melodischem Tonfall vorgelesen, und ich lausche mit dem Ausdruck tiefinnerer Befriedigung und Andacht: 24 halbe Flaschen Sekt, 18 Flaschen Kognak, eingemachte Wurst, dito Kaviar, Hummern, Puten, Schnepfen, Hasenbraten, Pickles, Jams usw.

usw. Es ist unglaublich, wie materiell man wird, wenn man lange Zeit in der Wildnis gehaust und am Leben verzagt hat, und dann sich wieder die Aussicht bietet auf ein Leben inmitten der Segnungen der Zivilisation. Der Doktor und ich unterhalten uns eigentlich über nichts anderes, als was wir alles zu uns zu nehmen gedenken, wenn wir wieder in Berlin sind.

24. Juni. Bei Kitore. (Usagara).

Aufbruch um 6 Uhr. Marsch bergauf und -ab bis 11 Uhr. Die Temperatur ist wundervoll, von den Bergen rings um uns bläst ein frischer, kräftiger Wind. Um 11 Uhr lagern wir am Flusse Mukondokwa, der sein eisiges, klares Wasser mit großer Geschwindigkeit dahinführt. Die angekündigten Proviantlasten sind noch nicht angekommen; es wäre ein schrecklicher Gedanke, wenn sie in andere Hände fielen. Wir freuen uns so sehr darauf.

25. Juni. Bei Kidai (Usagara).

Beschwerlicher Marsch über das Gebirge, der einem aber durch wahrhaft klassische Aussichten auf großartige Berglandschaften versüßt wird. Nach sehr steilem Abstieg befinden wir uns wieder am Mukondokwa und marschieren in dessen engem Flußtal weiter. Zu beiden Seiten wildromantische Bergkegel, in der Niederung eine geradezu paradiesische Natur. Auffallend sind die vielen schönen Schmetterlinge und Käfer. Usagara ist mit Kikuyu das schönste Land, das ich in Afrika gesehen habe, der Doktor kann stolz sein auf seine Annexion. Um 1 Uhr lagern wir und schicken Boten ab nach Muinjisagara, wo unsere neuen Vorräte liegen sollen, wie uns berichtet wurde. Auch an die französischen Missionare in Farhani geht eine Gesandschaft ab, die unsere Ankunft melden und um etwas Brot bitten soll.

26. Juni. Bei Muinjisagara (Usagara).

Um 6 Uhr Aufbruch bei bedecktem Himmel. Der Weg schlängelt sich am Fluß entlang durch hohes Riedgras und Mtamafelder, deren einzelne Halme 2—3 Mannslängen hoch und bis 4 cm dick sind. Mtama ist der afrikanische Weizen; man denke sich ein solches Weizenfeld in Europa. Von der Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens kann sich jemand, der nicht dort gewesen, schwer eine Vorstellung machen. Trotzdem gibt es in Deutschland genug Toren, die auf die Kolonien schimpfen. Kurz nach 10 Uhr lagern wir in der Nähe des Dorfes Muinjisagara, über dem die deutsche Flagge im Winde flattert. Morgen treffen wir hoffentlich auf die Missionare, und um frisches Brot, auch um Zucker werde ich sie anschlagen, denn unser Vorrat ist

zu Ende, und in Mpwapwa war er auch knapp. Utinam — o, daß wir doch endlich unsere Lasten hätten; die gestrigen Nachfragen blieben erfolglos.

27. Juni. Bei Farhani (Usagara).

Der Weg führt durch zum Teil entzückende Landschaften, und an einer lieblichen Stelle lasse ich mich mit meinen zwei Getreuen zum Frühstück nieder. Leider wird mir das Vergnügen dadurch vergällt, daß mein Reitochse, sonst ein gutes und braves Tier, plötzlich eine regelrechte Attacke auf mich entriert. Er weidete in Gesellschaft von Sadiki und Hamiri etwas abseits und stürzt plötzlich mit gesenkten Hörnern und gehobenem Pürzel, wahrscheinlich in einem Falle momentaner Geistesverwirrung, auf mich zu. Ich lasse, durch das Zetergeschrei meiner beiden Gefährten aufgeschreckt, mein Frühstück im Stich und retiriere mit Windeseile hinter einen Baum. Gleich darauf jagt der Ochse an mir vorbei, Sadiki und Hamiri an seinem Schwanz hinter sich her schleifend. Jetzt gehe ich mit meiner Rhinozerospeitsche hinter dem Kleeblatt her, und nach einigem Kampf und vielen kräftigen Hieben bändigen wir den rabiaten Wiederkäuer. Bald darauf sitze ich wieder auf seinem breiten Buckel, als ob nichts geschehen wäre; Hamiri und Sadiki sind etwas zurück und wollen sich buckelig lachen. Wahrscheinlich hat das Gesindel mir einen Streich gespielt. Um $^1/_2$12 Uhr kommen wir in dem großen Dorfe Farhani an, in dem wieder die deutsche Flagge weht, und wo uns die zahlreich dort wohnenden Araber sehr zuvorkommend und liebenswürdig empfangen Ein alter ehrwürdiger Weißbart, Bana Hassani, lädt uns zu einem Mittagessen ein, das ganz nach europäischem Modus von einem fertig englisch sprechenden Kawassen serviert wird. Von den Missionaren der Station Longa, die noch zwei Stunden entfernt liegt, trifft ein reizender Brief und ein Strauß von schönen Blumen ein; der Rotwein und das Brot Bana Hassanis rühren auch von ihnen her. Sie bitten uns dringend, doch gleich zu kommen, und wir brechen nach beendeter Mahlzeit wieder auf. Unsere Leute bleiben in Farhani und sollen morgen nachkommen. Bana Hassani stellt mir einen schönen weißen Esel zur Verfügung, und nach zweistündigem Marsch sehen wir uns vor auf einem steilen Hügel die stattlichen Gebäude der Station Longa. Der „Supérieur", ein Deutscher namens Horne, ist ein prächtiger Mann, und der Abend verfließt unter heiteren Gesprächen.

28. Juni. In Longa (Usagara).

Es gefällt uns so gut hier, daß wir noch einen Tag bleiben wollen. Im Laufe des Vormittags trifft unter Trommelklang unsere

kleine Karawane ein und lagert unten im Dorfe. Der dienende Bruder backt einige Brote für uns und pflückt frisches Gemüse; der Doktor revanchiert sich durch einige Kühe und Schafe, die hier schon hoch im Preise stehen. In vier Tagen gedenken wir in der Missionsstation Mrogoro zu sein, die mit allen möglichen guten Sachen, besonders Früchten, wohl versehen ist.

29. Juni. Ebendaselbst.

Um 10 Uhr marschiert unsere Kolonne ab, wir haben die Absicht um 1 Uhr zu folgen. Da heute Sonntag ist, so wird ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, dem auch wir beide beiwohnen. Die Kirche ist mit einem schönen Altar und einigen Bildern verziert, für die schwarzen Zöglinge sind Matten ausgebreitet, und für die weißen Zuhörer Bänke aufgestellt. Ich lasse mich still in einer Ecke nieder — wie lange bin ich nicht mehr in einer Kirche gewesen! Nach einiger Zeit öffnet sich leise die Tür, einige schwarze Köpfe, unter denen sich auch die von Sadiki und Hamiri befinden, blicken mit einem fragenden Ausdruck hinein. Ich winke ihnen und weise ihnen durch Fingerzeige Plätze an. Still kauern sie sich nieder und lauschen der wundersamen Geschichte von dem großen Gott der Weißen, der sein Leben dahingegeben hat, um die Menschen zu erlösen. Dann setzt mit vollem Klange das Harmonium ein; seine feierlichen Klänge durchbrausen das Gotteshaus, begleitet von dem Gesang der schwarzen Gemeinde. Mich ergreift ein Gefühl unendlicher Wehmut. Die harte Kruste, mit der sich das Herz umgeben hat in dieser Zeit voll Krankheit und Leiden, voll Gefahren und grimmiger Todesnot — die harte Kruste schmilzt; ich schlage die Hände vor das Gesicht und weine bitterlich.

Kurz nach dem Mittagessen, eine halbe Stunde vor unserem Abmarsch, fühle ich plötzlich das Fieber kommen. Schnell treffen wir folgende Verabredung: der Doktor marschiert, ich bleibe hier, er wartet auf mich in der Station Mrogoro.

Gleich darauf liege ich in Vater Hornes Zimmer auf dem Bett und klappere trotz eines halben Dutzends wollener Decken mit allen Knochen. Nach etwa zwei Stunden tritt das fürchterliche Hitzestadium ein; ich nehme Vomitive und Purgative, die den Organismus erleichtern, und fange spät abends endlich an zu transpirieren. Wenn man gänzlich durchnäßt ist, muß man die Wäsche wechseln, so sagt Vater Horne, der neben meinem Bett sitzt, und nicht weniger wie viermal in der Nacht muß ich seinen Rat befolgen.

30. Juni. Ebendaſelbſt.

Ich bin wieder friſch und munter, nur ſehr ſchwach: es war einer der ſtärkſten, aber kürzeſten Anfälle, die ich gehabt habe. Trotz des Abmahnens der Miſſionäre breche ich mit meinen ſechs Trägern und den Boys abends um 9 Uhr auf, um durch einen Nachtmarſch das Verſäumte wenigſtens in etwas wieder einzubringen. Octave, ein Miſſionszögling, der fertig franzöſiſch ſpricht, geht als Wegweiſer mit. Die Nacht iſt ſtockdunkel, der Weg führt durch hochgraſige Steppe und dichte Baumparzellen; Octave erzählt mir, daß dieſe Gegend verrufen ſei wegen der vielen Raubtiere, und das ununterbrochene Geheul und Gebrüll, das teilweiſe in unbehaglicher Nähe erſchallt, beweiſt, daß er recht hat. Octave geht voran, dann folge ich, darauf mein Ochſe und dann die Träger, eng zuſammengedrängt. Bei der Paſſage eines ſumpfigen Baches kracht plötzlich dicht neben uns das Rohr. Ich ſchreie „Nanihuju?“ — wer da —, reiße aber zugleich die Büchſe hoch und gebe Feuer, auch Octaves Chaſſepot läßt ſich vernehmen. Ein knurrendes Gebrüll antwortet, und hart vor uns ſetzt in gewaltigem Satz ein Leopard über den Weg, um ſofort im hohen Gras zu verſchwinden. Gegen 12 Uhr bekomme ich einen erneuten Fieberanfall, ſo daß ich nicht mehr marſchieren kann und in der Steppe lagere. Große Feuer ſchützen uns gegen das Raubzeug.

1. Juli. In der Steppe.

Ich liege den ganzen Tag zu Bett.

2. Juli. Kobarenga (Uſagara).

Um 7 Uhr brechen wir auf und erreichen nach kurzem Marſch das kleine Dorf Kobarenga. Heute nacht marſchiere ich weiter.

3. Juli. Wianzi (Uſagara).

Geſtern abend brach ich etwas vor 6 Uhr auf und marſchierte mit meinem kleinen Troß in die Mkataebene hinein. Bald ſinkt die Nacht hernieder, und der gute ſtille Mond leuchtet uns mit ſilbernem Licht. Es iſt faſt zu warm zum Marſchieren, aber die Luft iſt balſamiſch. Lange Ketten von Steppenhühnern fliegen mit knatterndem Flügelſchlag vor unſeren Füßen auf; in der Ferne ſtimmen die Hyänen die übliche Nachtmuſik an. Um Mitternacht ſehen wir vor uns Feuer ſchimmern, weiße Zelte leuchten geſpenſtiſch aus dem Dunkel, und plötzlich ruft eine rauhe Stimme: „Halt, wer da?!“ Zugleich höre ich das Schloß eines Gewehrs knacken. „Akida mdutschi!“ — ein deutſcher Offizier — antworte ich; vor uns ſpringt ein ſchwarzer Soldat auf, ſteht wie eine Bildſäule ſtill und läßt uns paſſieren. Wir befinden uns im Lager einer ſtarken Abteilung von der Schutztruppe, die nach Mpwapwa

marſchiert, um die dortige Beſatzung abzulöſen. Den Führer, Herrn de la Frémoire, trommele ich aus dem Schlafe; wir trinken eine Flaſche Wermut und ſpäter Tee und ſitzen noch lange zuſammen auf. Am nächſten Morgen frühſtücken wir kräftig und ziehen dann in entgegengeſetzter Richtung davon. Um ½12 Uhr mache ich Halt und lagere bei dem kleinen Dorfe Wianzi. Abends treffen von Mrogoro aus zwei Laſten für mich ein, und meine Ahnung wird nicht getäuſcht. Ich finde Sekt, Rotwein, Gänſebraten, Kaviar, Kakes, Eingemachtes uſw.

Der Doktor hat endlich unſeren Proviant gefunden und mir eine tüchtige Portion davon geſchickt. Verächtlich blicke ich auf das gekochte Huhn, das mein heutiges Abendbrot ausmachen ſollte, das iſt gut für Sadiki. Ich ziehe mich vom Kopf bis zu den Füßen ſauber und ſchneeweiß an, Emins neue Strümpfe und Schlafſchuhe leiſten anerkennenswerte Dienſte. Dann ſetze ich mich an die Arbeit, der Pfropfen knallt, der Champagner perlt, und ich eſſe zu Abend wie ein wirklicher gentleman.

4. Juli. In Mrogoro. Ukami.

Um ½7 Uhr morgens marſchiere ich ab; der Weg führt durch paradieſiſche Landſchaft. Die Sonne wird durch köſtlichen Schatten gemildert, von den wolkenumhüllten Gipfeln der Ukamiberge, die vor uns liegen, bläſt eine kalte, friſche Briſe. Gegen 12 Uhr ſehe ich in der Ferne die weißen Gebäude der Miſſion Mrogoro, die aus dem dunklen Grün der Waldungen freundlich hervorlugen. Eben ertönt die Glocke zum Mittageſſen; ich beſchleunige meine Schritte und komme noch gerade recht zu Tiſch. Vater Karſt und Bruder Baſilid begrüßen mich herzlich, gleich darauf auch der Doktor. Mrogoro liefert ein beredtes Beiſpiel, was alles fleißige Hände aus der Wildnis zu ſchaffen vermögen; kein Luſtſchloß, kein Landhaus wüßte ich, das mir ſo lieblich erſchienen wäre, wie dieſe Miſſionsſtation. Die Ausſicht freilich, die man von dort aus genießt, iſt ihr von der Natur beſchieden worden. Es gibt hier Lektüre aller Art; Lebensmittel und gute Getränke haben wir ja in Überfluß und teilen redlich mit unſeren lieben Gaſtfreunden. Wir wollen einige Tage bleiben, uns gründlich erholen, und dann geht es zur Küſte. Eine ſonnige, klare Zukunft liegt vor uns.

5.—9. Juli. In Mrogoro.

Wir verleben einige Tage in beſchaulicher Weiſe bei anregenden Geſprächen und kulinariſchen Genüſſen aller Art.

10. Juli. Bei Mgugo (Ukami).

Die Träger brechen ſchon vor 6 Uhr auf, ich bummele gemütlich um ½7 Uhr hinterdrein. Bruder Baſilid, der früher in Paris

Droſchkenkutſcher geweſen iſt und mit dem ich eng befreundet bin, bringt mich noch ein bißchen entlang.

Nachdem wir Abſchied voneinander genommen, greife ich mächtig aus und folge den Spuren der Karawane. Bis 1 Uhr geht es in ununterbrochenem Geſchwindſchritt vorwärts, bald auf dem Ochſen, bald zu Fuß. Von unſerer Karawane iſt noch immer nichts zu hören und zu ſehen. Sadiki kommt endlich auf den Gedanken, daß wir auf einer falſchen Fährte ſeien. Das iſt leicht möglich, denn in dieſem Lande kreuzen ſich viele Straßen, und täglich marſchieren Karawanen vorüber. Er hat natürlich recht. Wir machen Halt und kundſchaften in den umliegenden Dörfern umher. Nachmittags um 4 Uhr komme ich endlich todmüde und ſteif im Lager an, wo mich der Doktor höchlichſt verwundert über mein langes Ausbleiben, mit Mittageſſen empfängt. Zum Schluß ſchlemmen wir noch eine Büchſe Hummer, zu dem ich eine prima Mayonnaiſe bereite. In der Nacht mehrere heftige Regenſchauer; zwei kleine verdammte Eulen ſitzen dicht bei meinem Zelt und heulen ſich gegenſeitig an, ſo daß ich nicht ſchlafen kann. Schließlich ſchlüpfe ich im Nachtgewand hinaus und eröffne ein regelrechtes Bombardement mit Steinen und Knüppeln, ſo daß ſie ſich aus dem Staube machen. Aber aus der Ferne ſind ſie noch immer zu hören.

11. Juli. Bei Koo (Ukami).

Um 6 Uhr Abmarſch, ich wieder gentlemanlike eine halbe Stunde ſpäter zu Ochs. Nach achtſtündigem Marſch lagern wir in der Nähe des Dorfes Koo. Zweimal heftige Regenſchauer.

12. Juli. Bei Kiſemo (Uſegua).

Nach ſiebenſtündigem Marſch lagern wir. Es war heute ſchrecklich heiß.

13. Juli. Bei Sagati (Uſegua).

In der Nacht ein viertelſtündiger Wolkenbruch. Auch während des heutigen ſiebenſtündigen Marſches werden wir mehrmals durch und durch geweicht. Täglich begegnen wir großen arabiſchen Karawanen, die ſämtlich unter deutſcher Flagge marſchieren.

14. Juli. Bujuni.

Ein ſechsſtündiger Marſch in grimmiger Hitze; nachts, nachmittags Regen.

15. Juli. Pigiro.

Abmarſch um 6 Uhr, um 1 Uhr Lager bei Pigiro. Morgen noch 3 Stunden bis Bagamoyo und dann — nach Hauſe! Der Tag, der mir in der düſteren Zeit auf dem Leikipiaplateau unter

Krankheit und Entbehrungen als etwas unerreichbar Schönes erschienen war, den ich während der ganzen Expedition täglich und stündlich herbeigesehnt habe — dieser Tag ist nun gekommen. Von morgen ab bin ich wieder frei, bin Herr meiner Zeit, brauche nicht mehr stundenlang in der glühenden Hitze durch die Steppe zu wandern, und kann mich abends wieder sicher und ruhig zum Schlafen niederlegen. Und dennoch bin ich um nichts fröhlicher als sonst; nur ein unsagbares Gefühl der Ruhe ist an die Stelle der stetigen moralischen und physischen Erregung getreten. Auch unsere Träger scheinen einen ähnlichen Eindruck zu empfinden: man hört heute nicht den fröhlichen Lärm der letzten Tage; ruhig und still geht jeder einher.

In der Nacht starker Regen.

16. Juli 1890. In Bagamoyo.

Ende der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Nach zweistündigem Marsch gelangen wir an den Kinganifluß; ein großes Fährboot vermittelt den Übergang. Am anderen Ufer ist ein großes Zelt aufgeschlagen; uniformierte Asikari stehen in Gruppen umher oder helfen beim Flußübergang. Bald bin ich drüben und eile ins Zelt, wo ich einen Beamten der Schutztruppe, Herrn Bohndorf, und Doktor Peters bei einer Flasche Sekt in eifrigem Gespräch vorfinde. Gleich darauf sitze auch ich vor einem vollen Glase, und hin und her fliegen Frage und Antwort. Allmählich werde ich still und blicke apathisch drein; denn ich fühle, wie das Fieber mit Riesenschritten kommt. Ist es der reichliche Sektgenuß, ist es die Aufregung des Tages — als Doktor Peters Abschied nimmt und mit mir aufbrechen will, bin ich unfähig, zu marschieren. Bald liege ich in Herrn Bohndorfs Bett, und das Fieber schüttelt mich, wie nur je zuvor. Gegen Abend werde ich besser, und als dann von Bagamoyo ein weißer Unteroffizier mit zwei Pferden anlangt, um mich zu holen, bin ich imstande, aufzusitzen. Die kühle Abendluft und die erfrischende, langentbehrte Bewegung des wirklichen Reitens stellen mich gänzlich wieder her, und ich bin völlig gesund, als wir nach anderthalbstündigem Ritt in Bagamoyo eintreffen. Wie verändert dort alles ist! Vor anderthalb Jahren war Bagamoyo ein wüster Trümmerhaufe, in dem außer einigen Katzen kein lebendes Wesen zu finden war; jetzt ist es eine hübsche blühende Stadt, in deren Straßen sich geschäftige Menschen drängen und die von üppigen Plantagen und Gärten umgeben ist. Bald sind wir vor der Messe; ein junger, eleganter Offizier, tadellos gekleidet von den silbernen Achselstücken bis auf die blendend-

weißen Segeltuchschuhe, stellt sich mir vor[1]) und führt mich in das Speisezimmer, aus dem schon von weitem fröhliche Stimmen, Klaviermusik und Gläserklirren ertönen. Wie elend und abgerissen und unwürdig komme ich mir vor unter all diesem Luxus. Nur verlegen wage ich auf die vielen Fragen zu antworten, die an mich gerichtet werden, und doch sind alle so liebenswürdig und zuvorkommend. Jeder stellt mir bereitwillig seine Garderobe zur Verfügung, und bald darauf sitze ich, ebenso sauber gekleidet wie die übrigen Herren der Runde, vor einem reichgedeckten Tisch und tue nach allen Seiten Bescheid. Es war ein herrlicher Abend.

Spät abends erst gehe ich in mein Schlafzimmer, das mir im Fort eingeräumt ist. Seit genau einem Jahr, einem Monat und einem Tag habe ich nicht mehr in einem ordentlichen Bett gelegen, und mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Wohlbehagen strecke ich meine Glieder zur Ruhe aus.

Unter den denkbar ungünstigsten Auspizien, mit einer Handvoll Leute und ohne genügende Tauschartikel sind wir in die unbekannte Wildnis des dunklen Erdteils hineinmarschiert, sind häufig nur wie durch ein Wunder dem sicheren Untergange entronnen — das alles liegt hinter uns; ohne Sorgen und ohne Kampf um das tägliche Dasein können wir in die Zukunft blicken.

Hier endet das Tagebuch, und nur wenige Worte noch will ich der Ergänzung halber hinzufügen.

Schon am nächsten Tage schiffte sich Doktor Peters nach Sansibar ein, und mit ihm die kleine, stark gelichtete Schar unserer Getreuen. Ich selber gab dem Drängen der Herren in Bagamoyo nach, noch einige Tage bei ihnen zu verweilen, und mußte Abschied nehmen von den Gefährten des letzten Jahres. Von den 90 Mann, mit denen wir von Witu aufbrachen, waren nur noch einige dreißig zur Stelle; aber die vielfachen Prüfungen und die strenge Disziplin hatten diese zu ordentlichen Menschen gemacht, soweit dies bei einem Neger überhaupt möglich ist.

Mit eigentümlichem Gefühl drückte ich die harten, schwarzen Hände zum Abschied. Als mir Sadiki sein „cuaheri, bana, cuaheri!“ — lebe wohl, Herr, lebe wohl — zurief und ich zum letztenmal sein

[1]) Herr Leutnant Bronsart von Schellendorff.

konfisziertes Galgengesicht vor mir sah, das so manche Ohrfeige von mir bekommen hatte, da konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren, und auch er grinste sympathetisch mit, wie gewöhnlich.

Der kleine Hamiri blieb bei mir und war bereit, mit mir nach Deutschland zu gehen, was ich lange Zeit beabsichtigt hatte. Nach reiflicher Überlegung jedoch gab ich diesen Gedanken auf und verschaffte ihm eine Stelle als boy bei einem Offizier der Schutztruppe. Ihm schien der Abschied von mir sehr schwer zu werden; stundenlang saß er in meinem Zimmer und packte an den Koffern, von deren Inhalt er jedes Stück genau kannte; und als schließlich das Dampfschiff kam und mich mit fort nahm, da stand die kleine weißgekleidete Gestalt regungslos am Ufer und schaute, solange das Auge reichte, dem scheidenden Herrn nach.

Ich machte noch eine kurze Rundfahrt an der Küste, um bekannte Offiziere der Schutztruppe aufzusuchen, und ging dann nach Sansibar. Doktor Peters war schon abgereist, und ich wartete nur auf die nächste Post, um ihn nachzueilen. Im Hause von Hansing & Co. fand ich, wie vor mir schon so viele Reisende, die liebenswürdigste Gastfreundschaft, und der Aufenthalt in Sansibar wäre ein sehr angenehmer Abschluß gewesen, wenn mich nicht wiederum das tückische Fieber auf das Krankenlager geworfen hätte. Auch während der Überfahrt hatte ich viel zu leiden, besonders im Roten Meer, dieser Hölle auf Erden, wo man statt Luft Feuer zu atmen vermeint. In Marseille betrat ich zum erstenmal wieder europäischen Boden und eilte dann nach eintägigem Aufenthalt über Lyon durch die Schweiz und über Frankfurt meinen heimatlichen Gefilden zu. In Jüterbog traf ich mit Doktor Peters zusammen, und in Gemeinschaft mit dem uns entgegengereisten Emin Pascha-Komitee dampften wir weiter nach Berlin.

Trotz des nun folgenden ruhigen Lebens und der liebevollen Pflege im Elternhaus dauerte es noch eine lange Zeit, bis ich die Nachwirkungen der Afrikareise gänzlich verwunden hatte.

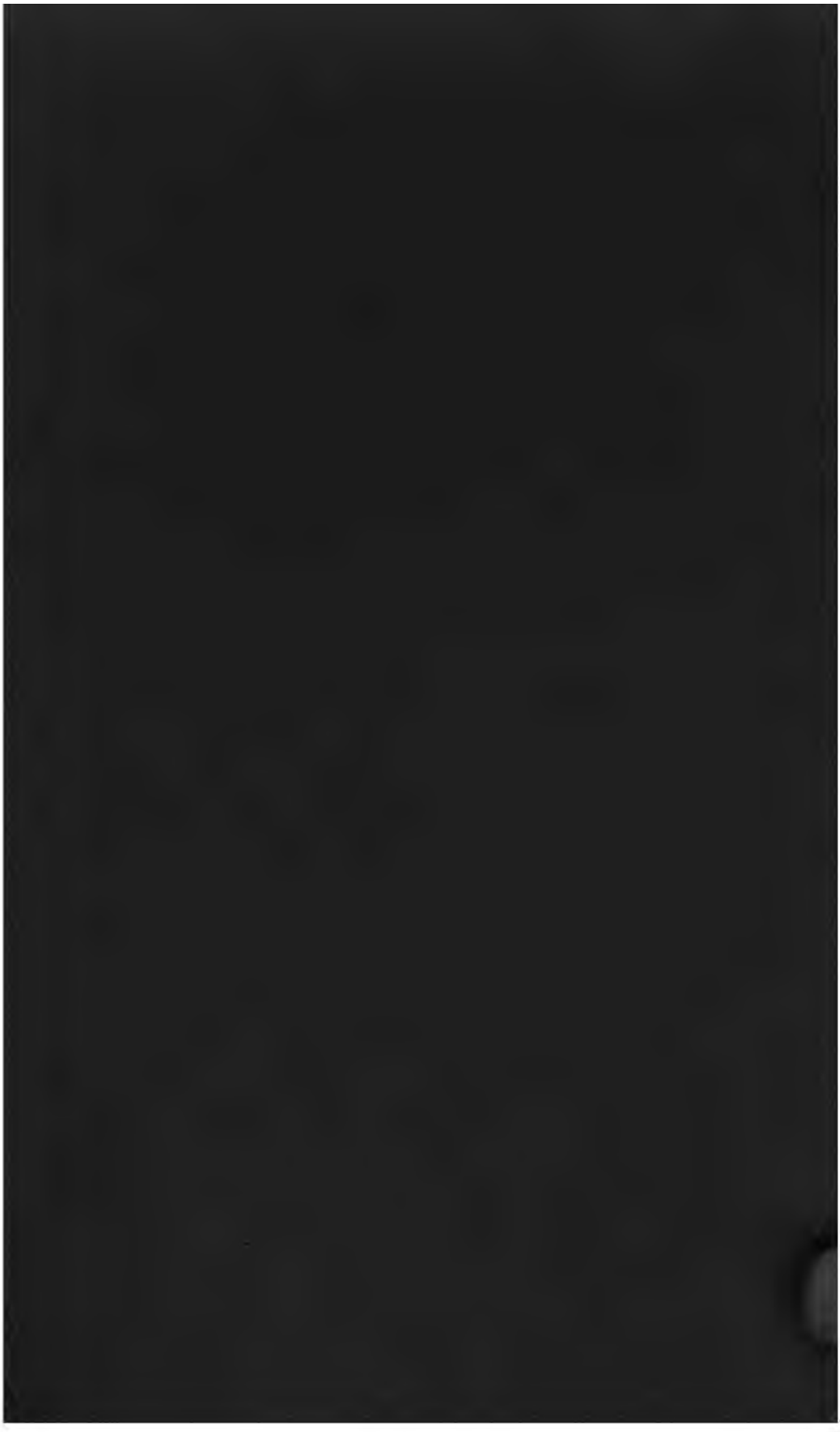
Jetzt bin ich wieder, was ich früher war, und tue Frontdienst in einer kleinen Garnison, stehe im Winter in der Reitbahn und übe im Sommer Felddienst. Ich habe Afrika für immer Valet gesagt, denn ich bin durch die zartesten und zugleich stärksten Bande gefesselt und habe das Glück meines Lebens gefunden.

Die Zeit der Emin Pascha-Expedition liegt hinter mir wie ein bunter fremdartiger Traum, mit grellen Lichtern und tiefen Schatten; aber es gibt Stunden, in denen ich mit Sehnsucht an die Tage

zurückdenke, als ich durch die weite, stille Steppe wanderte, wo ich unbeschränkter Herr war, soweit meine Büchse reichte. — — —

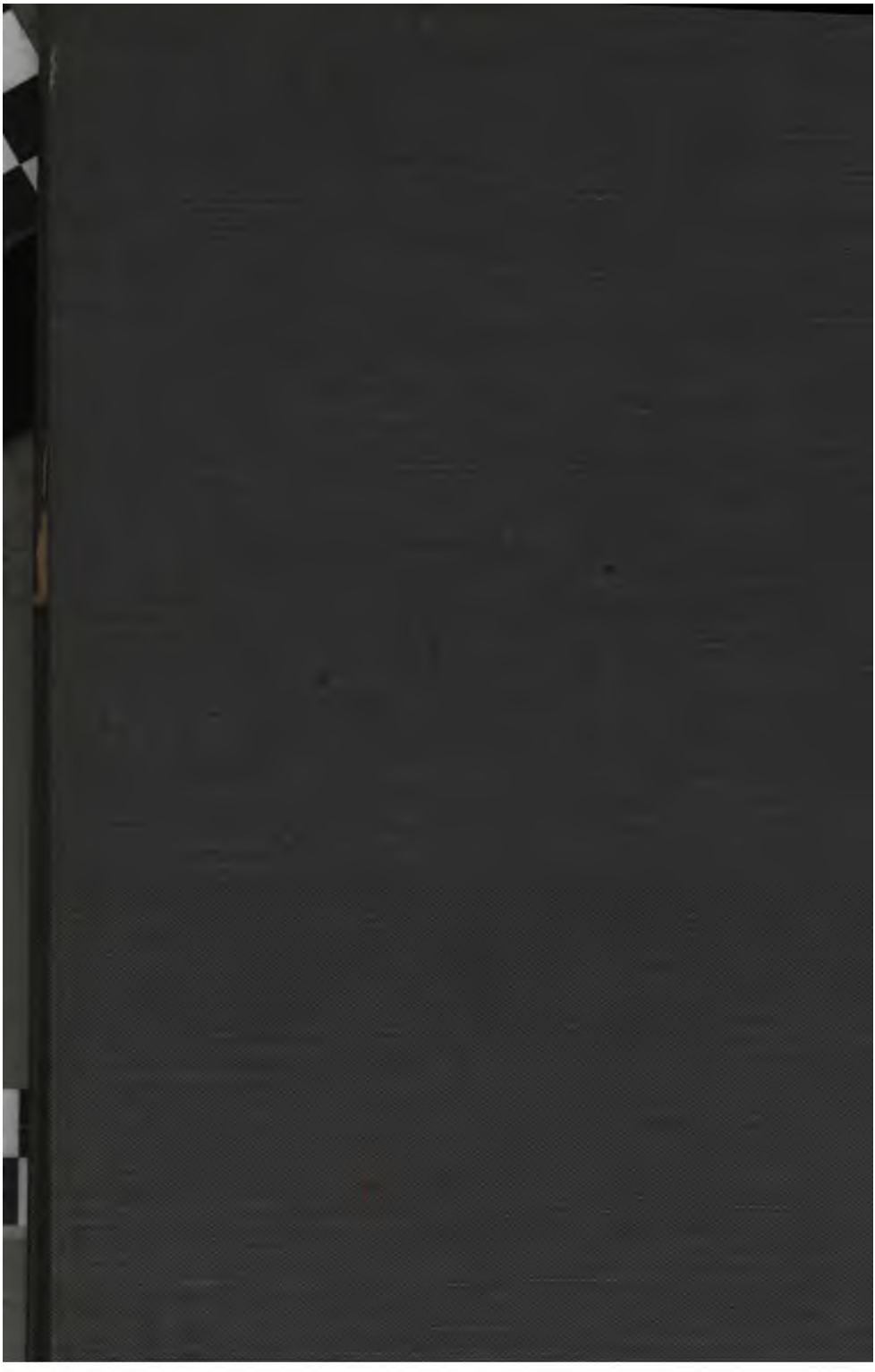
Das letzte Wort aber sei dem Manne gewidmet, dem ich während dieser Zeit mit unbedingtem Vertrauen gefolgt bin. Nächst Gott und der gütigen Vorsehung ist es seinem durchdringenden Scharfblick, seiner kaltblütigen, auch in den verzweifeltsten Lagen nicht zu erschütternden Entschlossenheit, seinem unerreichten diplomatischen Geschick im Verkehr mit Wilden und Halbwilden zu danken, daß die deutsche Emin Pascha-Expedition, trotz aller böswilligen Weissagungen und geradezu unerhörter, von Freund und Feind bereiteter Schwierigkeiten, nicht elend zugrunde gegangen ist. Wenn heute zwischen dem Tana und dem Viktoria-Nyanza der deutsche Name mit Ehrfurcht genannt wird, und die deutsche Flagge als das Wahrzeichen siegesgewisser Überlegenheit gilt, so ist das ein Erfolg, auf den die deutsche Emin Pascha-Expedition, eingedenk ihrer geringen Kräfte und Hilfsmittel, mit berechtigtem Stolz zurückblicken darf. Daß dies aber erreicht werden konnte, war nur möglich unter der Führung eines so rücksichtslos kühnen Mannes wie Doktor Karl Peters.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.



HOOVER INSTITUTION

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

DT 363
T54
1892

DT 363 .T54 1892
Tana, Baringo, Nil : AJX9013
Hoover Institution Library
3 6105 081 919 719